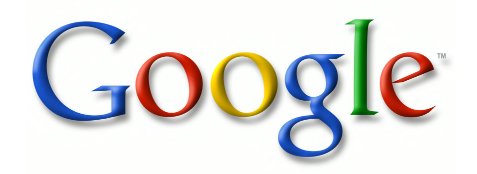
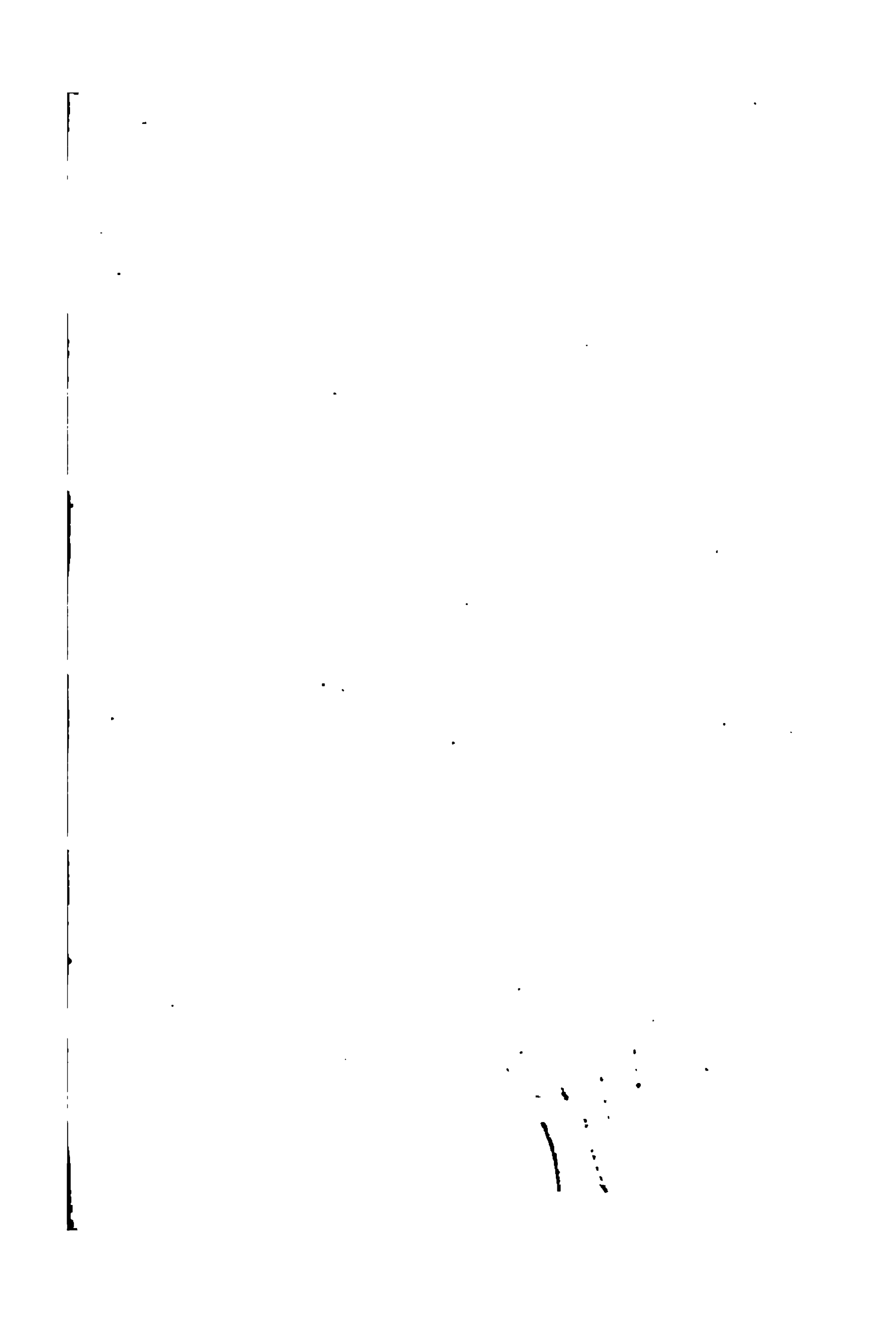
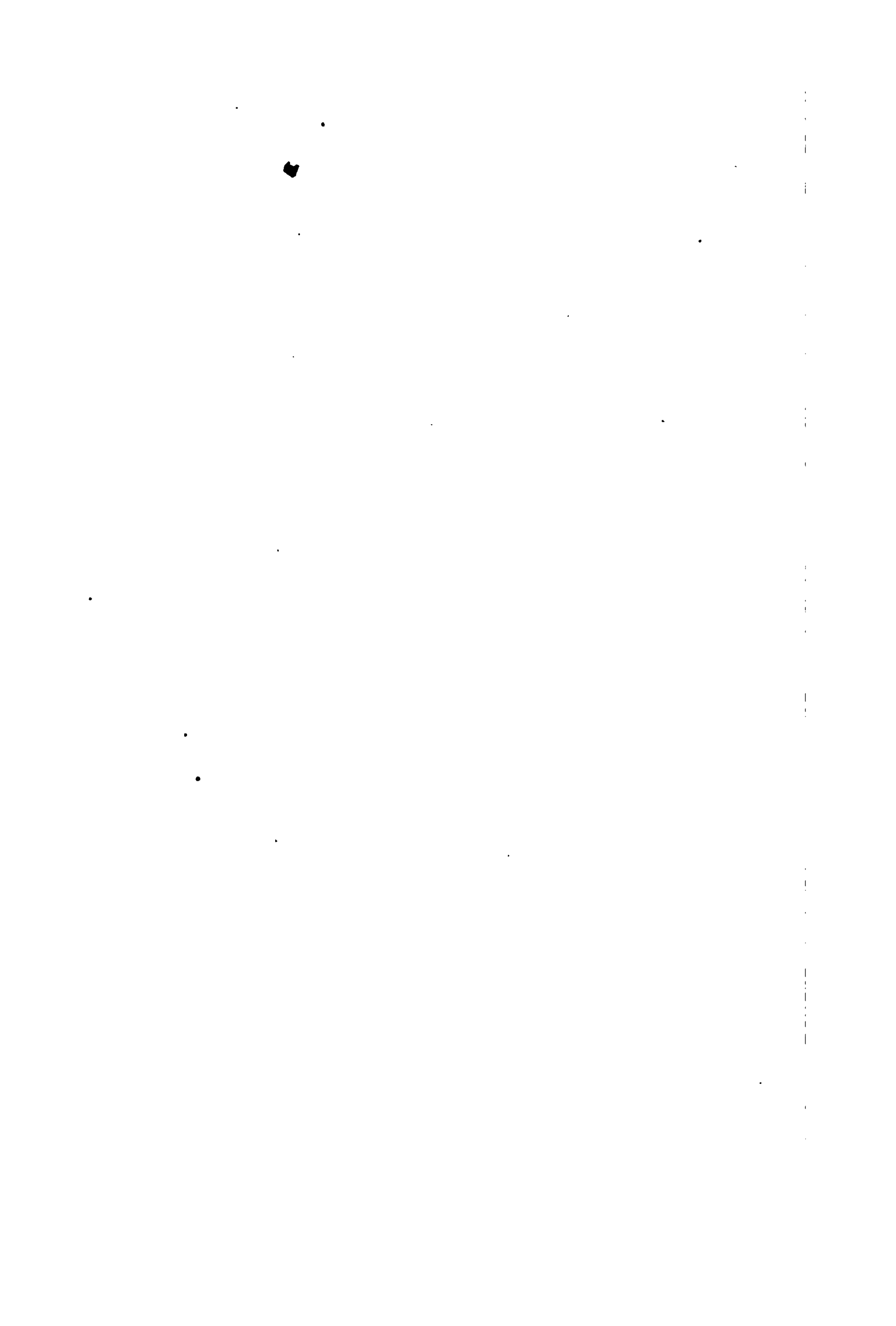



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577895 5


The
Simon Sterne Collection.
Presented
In loving remembrance
By his Wife
to the
New York Public Library.
Astor, Lenox & Tilden foundations.







Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir.

Motto:
„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."
Goethe

Neueste vermehrte Ausgabe.

Wien, 1864.

In Commission bei William Radde,
Nro. 550 Pearl-Str. New-York.

Lachende Vorrede.

Daß es eine Kunst ist, zu lachen, zumal in einer so krieg-
risch ernsthaften Zeit wie diese, wo man noch immer nicht
recht sicher ist, daß einem das Zwerchfell nicht requirirt werde,
um es in ein Trommelfell oder in eine Zouavenpumphose zu
verwandeln, das wird Niemand leugnen, der nicht gerade zu
der Klasse der neuen Glückspilze gehört, die, wie man zu sagen
pflegt, das Lachen nicht lassen können.

Glücklicherweise ist diese Kunst eine freie und man gebraucht
dazu weder eine Conzession noch einen Gewerbeschein zu lösen;
wenigstens ist, so viel ich weiß, noch keiner unserer weisen

Finanzmänner auf den Einfall gerathen, das Lachen mit einer Steuer zu belegen. Wenn der Schlaf Leib und Seele stärkt, so ist ein frohes, humoristisches Lachen das wahre Oel auf der Lebenslampe. Und wenn es wahr ist, was Barthelemy in Anacharsis Reisen erzählt, daß es ein harmloses Völkchen in Griechenland gegeben habe, dessen ernsthafte Versammlungen gewöhnlich durch eine unbezwingliche Lachsucht unterbrochen wurden, so haben wir wohl Ursache, diese Glücklichen zu beneiden und uns zu beklagen, daß wir in einem Dahlgreen-Kanonen-Monitor-Zeitalter leben, wo man oft vor lauter ernsthaften Sorgen und Arbeiten kaum dazu kommen kann, einander auszulachen. Dabei können wir uns des Wunsches nicht erwehren, daß jeder Congreß, über dessen Häuptern sich das Gewölk der Zwietracht zusammenzieht, plötzlich von einer ähnlichen Lachmanie befallen werden möchte. Alle Fehde würde dann in einem wohlthätigen, sardonischen Gelächter untergehen und die Interessen der betheiligten Mächte würden dem höheren Interesse des Lachens weichen.

In der That ist auch keine Arznei wirksamer als die, welche uns der heitere Jokus in seiner bunten Schaale reicht. Jede krankhafte Anwandlung, jedes feindselige Gefühl zerrinnt vor der Wunderkraft seiner Heiltropfen.

„Schade, schade!" möchte man hier ausrufen, „daß man die großen Weltfehden nicht auf dieselbe originelle Art abzumachen bemüht ist."

Man denke sich den Fall: Zwei Mächte sind wegen schwarzer Sklaven mit einander uneins und man hat schon begonnen, nach dem uralten Herkommen, mit den Knochen der getreuen Unterthanen Krieg darum zu führen. Nun aber tritt unerwartet ein kurzweiliger Staatsrath hervor und äußert, daß er, um das Blut der geliebten Unterthanen zu schonen und um den Streit auf dem kürzesten Wege zu schlichten, den Vorschlag mache, beiderseitige Oberhäupter möchten sich täglich von ihren Leibwundärzten gewisse Quantitäten ihres kostbaren Blutes abzapfen lassen, und wer diesem Aderlaß zuerst unterliege, solle als überwundener Theil angesehen werden. Man erwartet mit Bestimmtheit von diesem barbarischen Prognostikon des lachenden Philosophen, daß eine demnächstige Ausgleichung der beiden Parteien stattfinden wird.

Ohne Zweifel sind daher alle jene Männer, welche die Cultur des Lachens befördern, wahre Wohlthäter der Menschheit, und wäre ich Präsident, oder Kaiser, oder so etwas, so würde ich Prämien für Diejenigen aussetzen, welche sich um die Er-

schütterung des Zwerchfells am meisten verdient gemacht haben; ja, ich würde einen eigenen Lachorden stiften, und die Mitglieder desselben mit Kreuzen und Großkreuzen schmücken.

Lacht nicht an der Mutterbrust,
Schon das Kind aus Liebeslust;

Lacht die Braut den Bräut'gam an,
Dünkt er sich ein Krösus-Mann;

Lacht der Mann oft mit der Frau,
Schmückt sie sich als schöner Pfau;

Lacht der Tod das Alter an,
Selig stirbt dann Frau und Mann;

Lach' d'rum Jude, Christ und Mohr,
Ueber Saphir's Welthumor!

Sylvesterabend-Variationen

auf der

G-Saite des Lebens: über Glaube, Glück, Geld und Geist.

Der Sylvesterabend, meine hochverehrten Leser und Leserinnen, ist ein lachender Erbe. Er steht mit traurig sein sollendem Antlitz an dem Sarge des alten Jahrs, und schaut mit freudig lüsternem Blick auf die verschlossene Kiste des neuen Jahres hin, welche ihm von dem verflossenen zurückgelassen wurde. Mit der einen Hand schließt der Mensch dem alten Jahre die Augen zu, und mit der andern möchte er das Neue schon gerne aufschließen, um zu sehen, was in ihm ist. Die vier Begleiter des Jahres: Frühling, Sommer, Herbst und Winter tragen den Sarg des alten Jahres zu Grabe, und gehen sogleich wieder als Pathen dem neuen entgegen.

Kein Augenblick, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist so zu ernsten und zugleich zu fröhlichen Betrachtungen geeignet, als der Sylvesterabend; er ist die letzte Seite der Jahreszeitung, auf welcher die Neugebornen gleich nach den Verstorbenen folgen.

Es hat einmal Jemand die Wiener-Zeitung gelesen, und fand es sonderbar, daß bei den Verstorbenen immer dabei stände, wie alt der Verstorbene war, und an welcher Krankheit er starb; bei den Neugebornen stände aber nie wie alt sie waren und an welcher Krankheit sie geboren wurden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Dummheit. Wie alt das verstorbene Jahr war, und an welcher Krankheit es starb, das wissen wir leider Alle; aber an welcher Krankheit das neue Jahr geboren wird, das wissen wir leider noch nicht, und dennoch wünschen

wir uns zum neuen Jahre Glück, so wie sich der Mensch auch zum Geburtstage Glück wünscht.

Ueberhaupt giebt es keine größere Ironie als das Wünschen. Das ganze Jahr hindurch wünschen sich die Menschen viel Vergnügen und guten Appetit. Es ist nicht genug, daß sich die Menschen gegenseitig alle Freude verkümmern und jede Lust versalzen, sie wünschen sich noch viel Vergnügen dazu; der Mensch sucht das ganze Jahr dem andern Menschen die Jahre sauer zu machen, und kommt dann, und gratulirt ihm zum neuen sauern Jahre! Es ist nicht genug, daß der Mensch dem Menschen den Bissen Brod vom Munde wegschnappt, er wünscht ihm noch obendrein guten Appetit dazu. Er wünscht ihm nicht allein nichts zu essen, sondern auch noch einen guten Appetit.

Man sollte sich im neuen Jahre eigentlich nichts wünschen als guten Appetit. Denn es gehört ein guter Appetit und ein sehr guter Magen dazu, so ein Jahr anzuschneiden und zu verzehren!

Jeder Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schicksal zu verdauen: „Glaube, Glück, Geld und Geist."

Mit diesen vier Anklängen der G-Saite kann der Mensch durchs ganze Leben gehen, und sich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geist sind die Sonnenschirme, die ihn vor den Stürmen von Oben, vom Himmel, schützen; Glück und Geld sind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdischen beschützen.

Welch ein Unterschied ist aber zwischen Glaube und Geist: der Geist ist eine Blume ohne Stängel, man kann ihn nirgends feststecken; allein der Glaube ist eine Blume mit ewig grünem Stängel, und man kann ihn fest an das Herz heften. Der Geist muß immer noch was Anderes haben, aber der

Glaube ist selbst genug. Der Geist liebt die Hoffnung und hofft auf Liebe; aber der Glaube ist selbst die Hoffnung, und ist selbst die höchste und reinste Liebe.

Der Geist wohnt im Kopfe, das ist ein großes Freihaus, durch Ohr und Aug' und Nase führen die offenen Heerstraßen zu ihm, und wo Lärm ist, da ist kein Glück; aber der Glaube, das ist unser Tusculum im Herzen, und es führt nur ein Weg zu ihm, vom Herzen, und ein Weg aus ihm, zum Himmel.

Die Religion, das ist der Wittwensitz der Seele; wenn ihr alle irdischen Güter abgefallen sind, so genießt sie auf diesem Wittwensitze des wahren Glückes und der Ruhe. Alle Gefühle und Eigenschaften der Menschen haben ihr Aber, ihr Wenn und ihr Aber, nur die zwei höchsten Gaben des Gemüthes und des Geistes: der Glaube und der Witz; sie dulden kein Aber, sonst werden sie Aberglaube und Aberwitz.

Nur äußerst selten, meine freundlichen Leser und Leserinnen, findet man dieses vierblätterige Kleeblatt: „Glaube, Geist, Geld und Glück," an einem Menschenstängel; blos in verschiedenen Verschlingungen und Verwechslungen ist es bei den Menschen. Mancher, der Geld hat, glaubt zu seinem Glück, er habe auch Geist; von einem Andern, der Geist hat, von dem glaubt man, zu seinem Glück, er habe auch Geld. Geld, Geist und Glück, das sind kuriose Drillinge! Es gehört viel Geld dazu, mit seinem Geiste Glück zu machen; es gehört viel Glück dazu, seinen Geist zu Geld zu machen, und es gehört noch obendrein viel Geist dazu, mit seinem Gelde Glück zu machen.

Geist giebt Bewußt*sein*, Geld giebt Bewußt*haben*; und es ist ein schönes Bewußtsein das Bewußthaben! Der Mann von Geist hat das, was er ist; der Mann von Geld ist das, was er hat.

Geld giebt baare Münze für den Schein, Geist giebt den Schein für baare Münze. So lang der Mensch lebt, gesteht ihm der Mensch nicht gerne Geist zu; ist er aber einmal todt, so heißt es auch vom dümmsten Menschen: er hat den Geist aufgegeben. Es ist wahrlich eine große Aufgabe, wie man das aufgiebt, was man nicht hat. Man sollte eigentlich von einem reichen Manne, der stirbt, auch sagen: „Er hat das Geld aufgegeben!"

Ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne kommt man auf die Welt; ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne geht man wieder aus der Welt. Was haben wir also auf der Welt gemacht? Wir haben Zähne bekommen, Geld erworben und Frauen gewonnen. Ist das die ganze Bestimmung des Menschen? Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man kuriose Zahnfieber; hat man endlich Zahn und Frau mit Schmerzen bekommen, so thun sie uns beide durch das ganze Jahr weh; und es ist nicht gerade das Uebelste, daß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen muß; es ist das Uebelste, wenn der Zahn und die Frau locker werden, und alle Augenblicke herausfallen wollen!

Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, aber das Geld kommt entweder durch die Frauen, oder die Frauen kommen durch das Geld. Kommt das Geld durch die Frau, so bringt die Frau das Geld durch; kommt die Frau durch das Geld, so bringt das Geld die Frau durch. Wenn Jemand eine reiche Frau heirathet, so hat er vier Grundgüter: „Glaube, Glück, Geld und Geist," beisammen. Sie nämlich hat das Geld und den Geist, den Geist des Widerspruchs, und er glaubt es ist sein Glück, und das ist sein Glück, daß er das glaubet.

Das Geld ist die Enthebungskarte des Geistes, welche man in die Tasche nagelt, damit der Andere sogleich wisse, diesem

Mann brauche man weiter keinen Geist zu wünschen. Geist ist das Geld der Kasten, der Gehirnkasten nämlich; Geld ist der Geist der Kisten, der Geist in den Kisten und der Kastengeist hat bei weitem nicht so viel Unerträglichkeit als der Kistengeist.

Geld, Geist und Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, das sind respektable Dinge. Geld ist der wahre Geist des Glückes, der Geist des Geldes ist Glück, und Geldgeist das wahre Glück! Ich spreche viel lieber mit einem Millionär, als mit einem großen, ausgezeichneten Manne: denn, wenn ich mit einem großen Manne lang spreche, so schäme ich mich meines Geistes, aber wenn ich mit einem Millionär gesprochen habe, so denke ich immer: „mögen sich meine Taschen schämen, was kann ich dafür." Ueberhaupt ist es ein Unglück mit den Leuten, die blos Geld haben, man ist keinen Augenblick sicher, wie man mit ihnen sprechen und welche Ehre man ihnen erzeigen soll. Ich spreche z. B. mit einem Millionär, und mach' ihm ein Millionär-Compliment; das sind nämlich die Complimente, wo man sich so tief bückt, bis man ihm recht tief in die Tasche sehen kann. Während dem ich mich so bücke, kann diesem Millionär, ohne daß er weiß, die Million zu Haus gestohlen werden, und ich habe blos einem Phantom von einem Millionär ein Compliment gemacht.

Man sagt Geld regiert die Welt; es ist nicht wahr. Gerade die Leute, die sehr viel Geld haben, haben sehr wenig Welt. Die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist wahr, darum ist bei dem jetzigen Geldmangel die Welt so ungereimt.

Ueberhaupt muß man sich in dem Sinne dieser Sprichwörter nicht täuschen. Z. B. „Glück bessert Thorheit," das soll heißen, durch Glück wird es noch eine bessere Thorheit. Wie kann Glück Thorheit bessern; das Glück ist keine Thorheit,

aber die Thorheit ist ein Glück. Das Narrenhaus ist ein Haus des Glücks; denn das ist schon ein Glück, daß man ihnen ein Haus baut, den klugen Leuten baut kein Mensch ein Haus. Jedes Narrenhaus ist überhaupt nichts, als ein steinernes, gebautes Compliment, das sich die Leute machen, um sich gegenseitig einzureden, wer nicht da darinnen ist, ist ein gescheidter Mensch.

Das Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kann uns Geld bringen, aber keinen Geist, das eben ist das Glück! Das Glück kann uns auch den Glauben nicht bringen, denn das Glück glaubt nur an sich selbst. Nur das Unglück erzeugt den Glauben, nur das Unglück erzeugt den Geist; das Glück aber tödtet den Geist. Gewiß sind mehr Talente schon von Goldbergen erdrückt worden, als von Armuth, und mehr Geist ist schon in Champagnerwein ertrunken, als in Thränen. Auch der Glaube gedeiht, wie die Schlehdornblüthe, nur unter Gewitterschlägen. Nur wenn Gott unsern Erdenkäfig verdunkelt und finster verhängt, lernen wir seine Himmelsmelodien. Nur im Schmerze, nur im Untergange zeigt sich der himmlische Glaube am größten, wie der Mond im Untergehen. Der Glaube lernt vom Leben, daß das Sterben nichts ist, und vom Sterben, daß das Leben nichts ist; das Glück aber vergällt uns das Leben durch das Denken an den Tod und den Tod durch das Denken an das Leben. Zwischen Glauben und Glück steht der Geist, und sucht die Feindlichen zu versöhnen. In jedem Herzen liegt ein Schatz von Glauben und Liebe vergraben, nur fehlen den andern Menschen oft die Geisterworte dazu, diesen Schatz zu heben. Der Geist aber hat drei Mal drei Wünschelruthen, den Schatz des Glaubens und des Glücks in unserer Brust zu heben. Drei in der Natur: die Vergangenheit für die Phantasie, die Gegenwart für das Gefühl, und die Zukunft für die Seele; drei in sich: die Religion

für das Leben, die Hoffnung für den Tod und die Liebe für jenen Halbtraum des Daseins, in dem wir die Empfindung, die wir für alle Menschen haben sollen, in einem einzigen Menschenband zusammengebunden haben; und noch drei in der Kunst; drei Erinnerungen für den innern Menschen nämlich, durch die Kunst: die Malerei, welche den Gegenstand bringt, und durch den Gegenstand die Begeisterung; die Musik, welche die Begeisterung bringt, und durch die Begeisterung den Gegenstand, und die Poesie, die den Gegenstand und die Begeisterung zugleich bringt. Die Kunst ist die erstgeborne Tochter des Geistes, und sie hat für den Glauben ebenso viel gethan, als der Glaube für sie. Sie ist nicht nur ein Kind des Glaubens, sondern auch des Glückes, jede Kunst ist selbst schon ein Glück, und das Glück ist auch eine Kunst! Wir haben jetzt so viele Bücher über die Glückskunst, oder über das Kunstglück. Z. B. „Ueber die Kunst, mit Menschen umzugehen," welches gar keine Kunst ist; mit Menschen kann man leicht umgehen, man schreibe ein Buch über die Kunst mit Unmenschen umzugehen. Oder: „Ueber die Kunst das menschliche Leben zu verlängern," welches auch keine solche Kunst ist, als die Kunst das verlängerte Leben menschlich zu machen; oder: „die Kunst in allen Fällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten," welches wieder keine Kunst ist; die Kunst ist aber, in allen Unfällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten.

Da ist mir dieser Tage ein Büchlein aus Berlin in die Hände gefallen: „Ueber die Kunst mit Weibern glücklich zu sein." Man muß gestehen, wenn das eine Kunst ist, so ist es wenigstens keine freie Kunst! Es ist auch gar keine Kunst mit Weibern glücklich zu sein, mit allen Weibern nämlich; die eigentliche Kunst besteht darin, mit einem Weibe, mit seinem Weibe glücklich sein. Einige Regeln dieser Kunst sind

äußerst drollig; z. B. so sagt der Verfasser: „die glücklichen Augenblicke der Liebe sind die, wo man sich noch nicht entdeckt hat!“ Das glaube ich selbst, das sind die glücklichsten Augenblicke, wo man sich gegenseitig noch gar nicht entdeckt hat, und Eines vom Andern gar nicht weiß, ob es auf der Welt ist. Nun fährt der Verfasser ganz prosaisch fort: „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben.“ Das ist eine gute Bemerkung; es ist aber noch schlimmer, wenn die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit ist noch immer ein halber Thaler Schönheit, die Schönheit ohne Thaler aber ist nicht einmal ein halber schöner Thaler! Ferner sagt der Verfasser: „An jeder unglücklichen Ehe sind neun Mal die Männer Schuld.“ Das glaube ich selbst, daß der Mann neun Mal Schuld ist; einmal, daß er sich verliebt; zum zweiten Mal, daß er sich genähert; zum dritten Mal, daß er sich erklärt; zum vierten Mal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünften Mal, daß er ihr geglaubt; zum sechsten Mal, daß er um sie angehalten; zum siebenten Male, daß er sich mit ihr verlobt; zum achten Mal, daß er es nicht gleich bereut; zum neunten Mal, daß er sich mit ihr vermählt; er ist also neun Mal an der unglücklichen Ehe Schuld.

Noch eine Regel giebt uns der geehrte Herr Verfasser:

„Man bestimmt seiner Gattin eine Summe zu stillen Handlungen!“

Das ist recht; die stillen Handlungen der Frauen sind die, daß sie ganz still in eine Handlung schleichen, um Putz zu kaufen, die dann sogleich aufhört eine stille Handlung zu sein. Zum Schlusse der ganzen Kunst heißt es:

„Selbst ein häusliches Gewitter ist angenehm, denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Wie wahr und schön! So ein häusliches Gewitter, wo die

Frau donnert und der Mann blitzdumm ausschaut, das erquickt die Natur, aber es gehört eine gesunde Natur dazu!

Ich glaube, das Glück der Ehe beruht auf einer ganz geheimen Sympathie.

Der Himmel hat nicht sogleich einen Menschen erschaffen, sondern nur einen Mann; und der Himmel besah den Mann, und es war ein Bengel, und der Himmel wollte aus dem Bengel einen Menschen machen, und wollte ihm einen Gefährten geben. Hätte der Himmel ihm einen Engel zugegeben, der Mann hätte aus dem Engel eher einen Menschen, als der Engel aus dem Menschen einen Engel gemacht. Da knetete der Himmel einen Teig aus Lilienblättern und Thautropfen, und bildete daraus ein Wesen, und auf die Wangen legte er ihm zwei Rosenknospen, und in die Augen pflanzte er ihm zwei Sterne, und in den Mund reihte er ihm Perlen aus dem Grunde des Meeres, und in das Herz legte er ihm eine Aeolsharfe, und dann hauchte er ihm einen Seufzer der Liebe und einen Seufzer des Mitleids ein, und nannte dieses Wesen: Weib, und dieses Wesen gab er dem ersten Manne zur Gefährtin, und dieses Wesen machte den ersten Mann zum ersten Menschen. Um aber das Weib dem Menschen geselliger zu machen, bildete der Himmel sie aus seiner Rippe, daß sie immer an seiner Seite bliebe, und ihn bezähme und bändige, bald durch den Seufzer der Liebe, bald durch den Seufzer der Menschlichkeit. Der ganze Zauber der Sympathie besteht also darin, daß jeder Mann herumgeht, und seine Rippe sucht, um sich mit ihr zu vermählen; glückt das nicht, und man heirathet eine blutfremde Rippe, dann freilich ist die Ehe nichts, als ein ewiger Rippenstoß.

Als das erste Menschenpaar aus dem Paradiese gejagt wurde, da beurkundete sich schon der Unterschied der beiden Geschlechter. Wenn einmal die Welt unterginge, so wird die

Frau noch in aller Schnelligkeit ein Mal in den Spiegel sehen, und noch geschwind ihren Shawl verstecken. So war es auch im Paradiese; Adam nahm gar nichts mit, allein Eva hat sich in aller Eile noch gebückt und pflückte schnell ein Blümchen Wunderhold und das Himmelschlüßlein, und nahm es mit aus dem Paradiese, und das Blümchen Wunderhold versteckte sie im Herzen, und das Himmelschlüßlein in den Augen, und nun haben wir im ganzen Leben nichts Paradiesisches, als einen Blick in Frauenherzen, und einen Blick in Frauenaugen. Aus tausend Zügen spricht die edlere Natur des Weibes uns im ganzen Leben an. Die Frau wünscht nichts, als, daß der Mann ihr Herz errathe; der Mann wünscht nichts, als daß die Frau seinen Magen errathe. Die Frauen lieben still, in ihren Herzen hat die Liebe Sitz und keine Stimme; die Männer reden von ihrer Liebe, in ihrem Herzen hat die Liebe Stimme aber keinen Sitz. Die Mädchen verleitet blos das Bedürfniß zu lieben, zu Thorheiten, die Liebe selbst heilt sie; den Mann verleitet das Bedürfniß zu Thorheiten, zum Suchen der Liebe, und hat er sie gefunden, so verläßt ihn Liebe und Thorheit zugleich. Jedes Frauenzimmer ist um einen halben Grad feiner als ihr Stand, und jeder Mann um einen halben Grad roher. Der Mann kennt höchstens das Mitleid; er thut Gutes seinem Mitleide zu Liebe. Die Frauen haben neben dem Mitleid auch Mitfreud; sie freuen sich mit der Freude des Andern, dem sie wohlthun.

Selbst das Duzen, wie ganz anders ist es bei den Frauen, als bei den Männern! Bei den Männern ist das gegenseitige Du nichts als die Erlaubniß, gegenseitig so grob sein zu können, als man nur will; bei den Frauen hingegen gehen beim Du alle Herzensmaschen auf, und sie winden fortan nur einen Herzensfaden ab. Die Frauenzimmer fangen sich gewöhnlich nur bei rührenden, herzlichen Gelegenheiten zu duzen

an, bei Brautfesten, am Krankenbett, bei Leichenbegängnissen u.s.w. Die Männer fangen sich fast nie eher zu duzen an, als beim Wein. Sie machen es umgekehrt: so lange sie den Gegenstand einfach sehen, reden sie wie in der vielfachen Zahl mit ihm; wenn sie ihn einmal durch den Wein doppelt sehen, reden sie ihn in der einfachen Zahl an. — Man sagt, im Wein liegt Wahrheit; ich kenne viele Leute, die das ganze Jahr betrunken sind, und nie ein wahres Wort sprechen. Ist es aber denklich, daß in allen Sorten von Weinen dieselbe Wahrheit liege? Kann im Grinzinger dieselbe Wahrheit liegen wie im Champagner? Die Menschen, die viel Champagner trinken, die schlagen erst auf das Glas, daß es schäume; sie trinken oben den Schaum fort, und die geschlagene Wahrheit bleibt niedergeschlagen am Boden liegen. Die echte, alte Wahrheit liegt eigentlich nur im Heurigen, in dieser Hinsicht wird im Lerchenfeld vielleicht auch mehr Wahrheit verzehrt als in der ganzen Stadt. Im Weine liegt auch ein Geist, der Weingeist; das ist der einzige Geist, den man für's Geld bekommt. Es ist überhaupt mit dem Weine wie mit dem Geiste; französische Weine und französischer Geist verliert, wenn er alt wird, die müssen immer neu sein; deutscher Wein und deutscher Geist werden desto stärker, und vollkommener, je älter sie werden. Der Wein ist die Probe des Geistes; beim Spiel, im Zorn und beim Wein erkennt man den Geist des Menschen. Nur wenn der Mensch lustig ist, ist er zu erkennen; der Bär und der Fuchs im Menschen kriechen nur beim heitern und lustigen Wetter aus ihrer tiefen Höhle hervor. Das, worüber der Mensch weint, das kann uns oft täuschen; aber wenn wir den Menschen beobachten, worüber er lacht, das kann nie täuschen! Da unterscheiden sich die Männer wieder von den Frauen. Die Männer erkennt man, wenn sie über ein Lustspiel urtheilen; die Frauen, wenn sie über ein Trauer-

spiel urtheilen. Die Männer fallen gleich über die Handlung des Stückes her, die Frauen halten sich an die Sprache; der Mann beurtheilt die Charaktere, die Frau die Situationen. Daß die Frauen aber die strengsten Richterinnen über ihr eigenes Geschlecht sind, das kann man nach jeder Darstellung eines neuen Stückes hören. Die Helden des Stückes sind ihnen alle recht; sie fallen nur über die Heldinnen her, da kann es ihnen selten ein Dichter recht machen. Die Frauen ertragen ein plötzliches Unglück leichter als ein plötzliches Glück; die Männer ertragen ein plötzliches Glück leichter als ein plötzliches Unglück; darum sind die Frauen in der Ehe viel gefaßter, als die Männer.

Die Frauen wissen, daß die Querlinie, die Diagonale, die kürzeste ist, darum kommen sie den Wünschen des Mannes immer in die Quere. Die Frauen betrachten die Ehe als ein Lustspiel, das mit der Hochzeit anfängt; die Männer betrachten die Ehe als ein Trauerspiel, das mit dem Tode aufhört. Die Frauenzimmer betrachten ihr eigenes Unglück und ihr eigenes Schicksal wie einen gedruckten Roman: sie verzweifeln nicht, denn sie denken auf jeder Seite: „wer weiß wie das ausgeht.“ Der Mann aber betrachtet sein bischen Schicksal, wie die Weltgeschichte, wie die furchtbarste Wahrheit, und das macht ihn verzweifeln. Selbst den Tod empfangen die Frauenzimmer wie einen unangenehmen Besuch, doch mit mehr Fassung, und sie putzen ihre Seele und ihr Herz zu seinem Empfange heraus, und das kommt daher, weil die Frauen mehr Glauben haben, als die Männer; weil der Geist der Männer ihren Glauben zerfrißt, der Glaube der Frauen hingegen sich, wie eine edle Frucht, gerade durch den Geist lange frisch erhält. Die Frauen besitzen den Geist des Glaubens, die Männer aber nur den Glauben des Geistes.

Der Tod, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist die

Sylvesternacht zwischen diesem und jenem Leben, vor ihm klingt die Abendglocke einer großen Zukunft. Der Tod ist nichts, als die große Privat-Audienz, die wir bei dem Könige der Himmel und der Erde haben; die Bahre ist die Antichambre, bis dahin, bis zur Bahre, bis zu der Thür des unendlichen Audienz-Zimmers, begleiten uns die vier Lebens-Advokaten: Glaube, Geist, Glück und Geld, aber da lassen uns die drei im Stiche, und nur der Glaube öffnet uns ganz allein die Thür zu dem allmächtigen Herrscher, und nur durch ihn, durch den Glauben, gehen wir durch die lange Sylvesternacht des Todes dem unsterblichen Jubeljahre der Ewigkeit entgegen.

Vor unsers Lebens leichtbespannten Wagen
Da tanzt die lustige Begleitung her,
Das Glück mit seinem buntgestickten Kragen,
Das Geld mit seinen großen Gaben schwer,
Der Geist mit seinem Denken, Hoffen, Zagen,
Mit seinem gaukelhaften, wilden Heer;
Sie lenken dieses Wagens rasche Pferde
Auf allen Wegen dieser großen Erde.

Die Jugend stürmet wie durch Windesflügel
Stets vorwärts mit dem lustigen Gespann;
Mit leisem Schritt, mit angehalt'nem Zügel
Verfolgt den Weg der ernstbedachte Mann;
Der Greis fährt auf den letzten Lebenshügel
Mit schlaffer Hand den steilen Weg hinan,
Und immer geben noch an jeder Seite,
So Geld als Glück und Geist uns das Geleite.

Doch endlich stehen wir am Schauerbogen,
Der Wagen hält am letzten schwarzen Thor;
Das lust'ge Heer ist schnell hinweggezogen,
Verschwunden ist der jubelvolle Chor,
Und Glück und Geld und Geist hat uns betrogen,
Nicht Einer geht den finstern Pfad uns vor;

Der Glaub' allein, mit seinem Trösterworte,
Er schreitet mit uns durch die dunkle Pforte.

Und wie ein Kind, das seinen Weg verloren,
Das nach dem Vater sehnend, suchend fragt,
Dem unbekannten Land, wo es geboren,
Mit süßem Wunsche stets entgegenzagt:
So führt uns aus des Lebens bunten Horen
Der Glaube hin, wo uns die Heimath tagt;
Und läßt uns auf den früh geahnten Auen
Den Vater und das Vaterland erschauen.

Dur- und Molltöne aus dem großen Concerte des Lebens und des Schicksals, zum Besten der drei Blinden: „Liebe, Glück und Gerechtigkeit.“ *

Ein großes Concert, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wie ein großes Diner: man sitzt sehr lange und genießt sehr wenig, und bei Beiden ist man gewöhnlich satt, wenn man hin, und hungrig, wenn man fort geht.

Bei einem großen Diner, m. f. H. u. H., muß unser Magen eine gesunde Natur haben; bei einem großen Concert muß unsere Natur einen gesunden Magen haben. Die Concerte sind jetzt eine Krankheit aus dem ff,—sie erscheinen in Fasten und im Frühlinge; um diese Zeit grassiren viele Krankheiten: Blattern, Scharlach, Friesel, Masern und Concerte. Es ist aber eine sonderbare Krankheit, die Concertkrankheit, je mehr sie einnimmt, desto öfter wird sie recidiv und kömmt wieder.

Ein Concert ist nichts, als ein gesungener und in Musik

---

* Gehalten am 24. Februar im Gräflich Waldsteinischen Saale zu Prag, zum Besten der Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde in Böhmen.

gesetzter Stockschnupfen, man kann sich gerade über nichts be- klagen, aber es ist einem doch nicht recht wohl dabei; auf jeden Fall ist es rathsam, zu Hause zu bleiben, und sehr oft wird man Beide nicht eher los, bis man—schwitzt.

Ein Stockschnupfen, m. f. H. u. H., ist aber manchmal ein wohlthätiges Uebel, und so auch die Concerte, die zu wohl- thätigen Zwecken gegeben werden, und es werden jetzt, Gott- lob, so viel Wohlthätigkeits-Concerte gegeben, daß ich näch- stens ein Concert geben werde zum Besten des durch Wohl- thätigkeits-Concerte verunglückten Publikums.

Das Leben, m. f. H. u. H., ist eine große, beschwerliche, gefährliche Gebirgs- und Alpenreise; sie führt über steile Höhen, neben schwindelerregenden Abgründen hin,—man schaut mit Schauer hinauf, mit Entsetzen hinab, und nur die Maulthiere und Esel gehen sicheren Schrittes ihren Weg vorwärts.

Dem Menschen aber hat das Schicksal den Alpenstock: Geduld, mit den zwei Spitzen: Hoffnung und Glaube, mitgegeben, und drei Alpenführer, die aber alle drei blind sind: „Liebe, Glück, Gerechtigkeit."

Die Liebe geht auf der linken Seite, denn da ist das Herz, und in der Herzenskammer selbst sitzt die Liebe auch auf der linken Seite, denn sie gehört zur Opposition des Lebens;— und das Glück geht auf der rechten Seite, denn ohne Glück findet man am Menschen gar die rechte Seite nicht heraus, und die Gerechtigkeit geht, wie unser Schatten, bald vor und bald hinter uns her, je nachdem die Sonne unseres Glückes vor uns aufgeht, oder hinter uns untergeht, denn die irdische Gerechtigkeit ist in einer Beziehung gewiß eine Erscheinung aus dem Elysium, in der Beziehung näm- lich, daß sie ein Schatten ist!—

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit," m. f. H. u. H., sind die drei blinden Führer des Lebens.

Wenn die Liebe sagt: Geh' links! und das Glück sagt: Geh' rechts, so sagt die Gerechtigkeit: Der Mittelweg ist der beste! das heißt der Weg, der zu „Mittel" führt, ist der beste!

Liebe, Glück und Gerechtigkeit sind nur für die Menschen blind, unter sich sehen sie sehr gut. Die Liebe sieht sich mit dem Glück sehr vor, die weise Gerechtigkeit sieht dem Glück sehr viel nach, und das Glück sieht, daß einem bei Liebe und Gerechtigkeit Hören und Sehen vergehen kann.

Vier Augen, m. f. H. u. H., sehen mehr als zwei, und das ist sonderbarer Weise auch bei diesen Blinden der Fall.

Wenn die blinde Liebe mit dem blinden Glücke sich vereinigt, so sieht das entstandene „Liebesglück," daß diese Liebe keine Liebe, und dieses Glück kein Glück ist, und wenn die Gerechtigkeit mit der Liebe zusammenkömmt, so sieht die „Gerechtigkeitsliebe," daß man unter vier Augen dem Glück zuerst auf die Hand und dann durch die Finger sehen muß.

Die Liebe, m. f. H. u. H., hat verbundene Augen, und das ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, denn über jeder Minute der Liebe hängen tausend gezückte Schwerdter im Leben. Die Menschen Alle sind jede Minute bereit, den Henker der Liebe zu machen, und man bindet ja Allen, die hingerichtet werden sollen, die Augen zu.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist das große Theaterstück des Lebens, mit dem Unterschiede vor allen andern Theaterstücken, daß in der Liebe diejenigen Stücke, in denen sich die Liebenden am Ende nicht bekommen, die Lustspiele sind, die Stücke aber, in welchen sich die Liebenden am Ende glücklich bekommen, die Trauerspiele werden.

Die Liebe ist ein Schauspiel, bei welchem die Proben nicht

vorher gehen, sondern in den Zwischenakten gespielt werden, und bei welchem die Generalprobe, die Ehe, erst dann stattfindet, wenn man die Rolle schon zu Ende gespielt hat.

Zum Liebhaben gehören Zwei,—sowohl zwei Personen als zwei Sachen: „Liebe" und „Haben;"—Er muß lieben, Sie muß haben,—wenn sein Lieben Gegenhaben findet, findet ihr Haben Gegenliebe.

Die Liebe ist blind, m. f. H. u. H., und dennoch fängt sie, wie das Zeichnen, stets beim Auge an. Der Augapfel ist der Reichsapfel der Liebe, der Stechapfel der Gefallsucht, der Gallapfel der Sehnsucht und der Zankapfel der Eifersucht, und hat der Mensch erst einmal den süßen Augapfel der Liebe gekostet, so muß er in alle andern sauern Aepfel auch beißen. Die Thränen sind der süße Apfelmost vom Augapfel der Liebe.

Der blinden Liebe hat die gütige Gottheit die Thränen gegeben und sagte ihr: „Siehe damit!" und durch diese Thränen sieht die blinde Liebe das Morgenroth der aufgehenden Sehnsucht und das Abendroth der Trauer um die untergehende Neigung.

In der Trauer, nicht in der und um die Liebe, sondern in der Trauer nach der Liebe, da, m. f. H. u. H., unterscheiden sich die Männer von den Frauen. Die Frauen trösten sich über den Verlust der Liebe bei Wasser, bei Thränen; die Männer bei Wein. Das Mädchen sitzt am Sterbebette der Liebe, um mit ihr zu beten; der Mann sitzt an ihrem Sterbebette, um zu erfahren, ob sie ihm etwas vermache. Das Mädchen senkt in das Grab der Liebe blos ihre Hoffnung, aber nicht die Erinnerung ein; der Mann begräbt mit seiner Liebe auch die Geliebte und die Erinnerung. Die Natur des Mädchens feiert den Untergang der Liebessonne, wie die Natur den Sonnenuntergang, durch eine wehmüthige Ruhe, es wird eine klare, stille Nacht in ihrem Herzen—der

Mann aber sagt in der Liebe, wie König Philipp: „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!"

Die Liebe ist die Weltgeschichte des weiblichen Herzens und zugleich ihr Weltgericht; in dem männlichen Herzen hingegen ist die Liebe blos eine Weltfabel, aber eine Fabel, bei welcher die Moral fehlt. Die Liebe ist bei den Frauen eine Himmelsleiter; bei den Männern ist sie zuerst eine Sturmleiter hinauf und dann sogleich eine Feuerleiter, auf welcher man sich blos herab rettet. Die Frauen hüllen ihre glückliche Liebe in einen jungfräulichen Schleier und ihre unglückliche Liebe in einen Witwenschleier,—die Männer verhüllen ihre glückliche Liebe in einen Weinnebel und ihre unglückliche Liebe in eine Tabakwolke. Auch in der Ehe, dieser Akademie der Liebe, in welcher man, wie in allen Akademien, blos durch Disputiren seinen Grad erhält, steht der Mann freilich unter dem Pantoffel, aber die Frau steht unter dem Stiefel.

Man hört oft sagen: „das ist ein Pantoffelmann!" Niemand sagt: „das ist eine Stiefelfrau," und doch giebt es gegen einen Pantoffelmann wohl zwanzig Stiefelfrauen, denen der häusliche, heimliche Rathsstiefel im Stillen jede blühende Saat des Herzens und jedes Blümlein der zartern Empfindung hart und gebieterisch niederdrückt. In dem Herzen der flachsten Frauen findet der Mann immer ein Echo, aber in dem Herzen der erhabensten Männer finden die Frauen höchstens eine Antwort.

Am Traualtar, m. f. H. u. H., nimmt der Mann dem blinden Gotte seine Binde ab, und bindet sie seiner Frau um die Augen, und die duldende, still leidende Frau nimmt diese Binde nun wieder ab, um sie als Wundbinde um ihr verwundetes Dasein zu binden.

Nicht das ist das Unglück, m. f. H. u. H., daß die Liebe

blind ist, sondern daß die Ehe ein Augenarzt ist, und ihr den Staar sticht. Gott Hymen sagt: „Es werde Licht!" der Liebe geht ein kurioses Licht auf, sie löscht die Fackel aus und läßt dem Gotte der Ehe, auf allerhöchsten Befehl, die freiwillige Beleuchtung des äußern Schauplatzes über.

Das Glück, m. f. H. u. H., ist auch blind; die Liebe hat sich bloß die Augen blind geweint, aber das Glück ist blind geboren. Man sagt: „Der hat mehr Glück als Verstand," — das ist unmöglich, — das Glück ist ja selbst der Verstand; der Verstand aber ist kein Glück, und das ist das Unglück.

„Unglück im Spiel ist Glück in der Liebe," das ist sehr richtig, wer unglücklich spielt, macht keine Parthie, und wenn er alle Honneurs hat, und das ist ja eben das Glück in der Liebe, daß man am Ende mit allen Honneurs die Parthie doch nicht macht.

„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause;" wenn das Glück nicht blind wäre, so würde es die Braut nach ihrem Hause zurückführen, das wäre erst das wahre Glück. Glück und Unglück wandern mit einander, — im Unglücke wird der Mensch erprobt, im Glücke wird der Unmensch erprobt. Dieselbe Sonne des Glückes, die im Aufgehen und ersten Erscheinen das Herz des Menschen wie eine Rose aufschließt und mit zarter Empfindung übergießt, dieselbe Sonne, wenn sie hoch steigt, versengt sie dieses Herz, macht es bleich und welk.

„Glück und Glas, wie bald bricht das," man muß eigentlich sagen: Glück, Glas und Herz, wie bald bricht das, — allein der Mensch geht am zertrümmerten Glücke, am zerschlagenen Glase und am zerbrochenen Herzen gleichgültig vorüber, und doch sind Glück, Glas und Herz nicht ergreifend, wenn sie ganz sind, und nur wenn sie gebrochen sind, schneiden sie das Leben wund und blutig.

Das Traurigste im Leben, m. f. H. u. H., ist, daß das

Glück blind ist, das Unglück stumm und die Glücklichen taub. Das Glück ist blind, und es ist ein Blinder, dem nicht einmal die Thräne gegeben ist,—das Unglück aber hat Thränen, Thränen, die das blinde Glück nicht sieht, und daher auch nicht trocknet. Die Thränen sind das Rosenöl des Unglücks, es muß gepreßt werden. Niemand trocknet die Thräne der Rose, sie wird zum Honig in ihrem Kelche und heilt die eigenen Wunden,—so auch die Thräne im Auge des Unglücks, die Niemand trocknet, sie kühlet heilend den eigenen Schmerz.—

Das Auge, m. f. H. u. H., ist der einzige Demant, den der Mensch nur nach seinem Feuer und nicht nach seinem Wasser schätzt, und dennoch wird die Göttlichkeit des Auges nicht in der Feuerprobe seiner Blitze, sondern in der Wasserprobe seiner Thränen erkannt. Wenn so ein Auge brennt, m. f. H. u. H., besonders ein schönes weibliches Auge, da werden augenblicklich alle Männer Schornsteinfeger und Feuerkommissäre und stürzen sich mitten in's Feuer; — wenn aber ein Auge von Thränen überschwemmt wird, da ist kein einziger Wasserkommissär, der mit einem Rettungsboote kommt.

„Wem das Glück zu wohl will, den macht's zum Narren," und in dieser Hinsicht sehen wir erst, wie blind das Glück ist; es sieht oft nicht, daß Einer schon ohnehin ein Narr ist und kömmt und macht ihn noch einmal zum Narren, darum ist der Mensch, der ein Narr war, und den das Glück noch einmal zum Narren machte, ein gemachter Mensch, der gar kein Narr ist.—

Aber nicht nur das Glück, m. f. H. u. H., sondern auch die Gerechtigkeit ist blind. Die Gerechtigkeit hat die Augen verbunden: das eben ist das Uebel, daß die Augen mancher Gerechtigkeit der ganzen Welt verbunden sind.

Die Augen mancher Gerechtigkeit sind wie die Augen im

Schweizerkäse: wo nichts ist, da sind diese Augen, wo etwas ist, da hat sie keine Augen.

Wenn die Augen mancher Gerechtigkeit sind, wie die Augen im Schweizerkäse, so sind die Augen mancher Anwälte und Sachwalter, wie die Augen auf den Suppen—ist die Suppe recht fett, so machen sie große Augen, ist die Suppe aber mager, so machen sie kleinwinzige Aeuglein.

„Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig," das heißt, wenn Zwei einen Prozeß haben, so findet es immer der Eine billig, daß der Andere recht bezahlen muß.

„Thue Recht, scheue Niemand."—Kein Wort, m. f. H. u. H., hat bei den Männern und bei den Frauen eine so verschiedene Bedeutung, als das Wort: „Niemand." Die Männer verstehen unter Jemand: Niemand; die Frauen unter Niemand: Jemand. Man fragt einen Mann, von wem haben Sie diese saubere Geschichte? sagt er, von Jemand, so heißt das, von Niemand. Wenn man ein Frauenzimmer fragt: „an wen denken Sie?" sagt es, an Niemand, so heißt das, an Jemand—so sagt auch die Gerechtigkeit: „Thue recht und scheue Niemand," das heißt: „Thue recht und scheue Jemand."

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit," m. f. H. u. H., jedes dieser drei hat so seine eigene Sucht. Die Liebe ihre Eifersucht, das Glück seine Prahlsucht, und die Gerechtigkeit ihre Sportelsucht. Die Liebe hat schon aufgehört, doch die Eifersucht dauert noch fort, und die Gerechtigkeit hat auch oft schon aufgehört, und die Sportelsucht dauert doch noch fort.

Ein guter Rechtsfreund ist wie ein guter Schachspieler,—er gewinnt am Ende seine Parthie, aber auf dem ganzen Brett ist nichts geblieben, als ein paar Bauern.

Ein Rechtsfreund ist mitunter wie ein Hausfreund—der

Hausfreund meint das Haus nicht, und der Rechtsfreund meint das Recht nicht. Der Hausfreund heißt Hausfreund, weil er kömmt, wenn der Freund nicht zu Hause ist; und der Rechtsfreund heißt Rechtsfreund, weil er nicht selten dann kömmt, wenn der Freund nicht beim Recht ist.

In dem großen Concerte, m. f. H. u. H., welches das Leben diesen Blinden veranstaltet, wirken diese selbst auch mit. Die Liebe und die Gegenliebe spielen die vierhändige Ouverture zu jeder innigen Empfindung, die Gerechtigkeit deklamirt, recitirt und citirt, und das Glück singt seine große Bravourarie mit Begleitung des vollen Orchesters. Ja, m. f. H. u. H., das Glück ist ein großer Bravoursänger, seine Stimme hat das meiste Metall, allein dieser Sänger wird auch oft plötzlich heiser und diese Heiserkeit ist kein Repertoirfieber, denn ein plötzlich heiser gewordenes Glück ist ein plötzlich laut gewordenes Unglück, denn der Mensch verliert dabei Stimme, Klang und Metall, aber die Methode bleibt ihm und es ist sehr traurig, mit der Methode des Glücks in die Schule des Unglücks zu gehen.

Das Glück in jedem Unglücke ist, m. f. H. u. H., daß in jedem menschlichen Herzen eine Blume blüht, die, wie viele Blumen, gerade unter Wolken und Gewittern den reinsten Wohlgeruch aussendet: es ist die Blume der Wohlthätigkeit.

Das Feuer ist stark, Wasser verlöscht es; Wasser ist stark, die Erde verschlingt es; die Erde ist stark, das Eisen durchwühlt sie; das Eisen ist stark, der Mensch zerbröckelt es; der Mensch ist stark, das Unglück überwältigt ihn; das Unglück ist stark, die Wohlthätigkeit bezwingt es,—die Wohlthätigkeit ist also stärker, als Schicksal, Mensch und Unglück!

Die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit sind zwei Prediger, die aus allen Elementen zu den Menschen predigen;—aus der Luft: denn die Luft gibt als Thauperlen wieder, was

sie als Qualm und Dunst empfangen hat; aus dem Feuer: denn es gibt als geläutertes Gold wieder, was es mit Schlacken empfing; aus der Erde: denn sie bezahlt mit Blüthen, was sie als Moder empfangen, und aus dem Wasser: denn es trägt auf seinem wundgepeitschten Rücken seinen Peiniger an's Ziel!

Erhaben ist der Anblick der Luft, wenn das Morgenroth das Antlitz des Himmels übergießt und die erwachende Schöpfung aufruft zur heiligen Frühmesse in dem Heiligthume der Natur!

Erhaben ist die Erde, wenn die Fackel des Abendrothes ihr zur Ruhe leuchtet und die goldnen Bettgardinen von den Bergen über ihr niederhängen;—erhaben ist der Anblick des Feuers, wenn es in beneidenswerther Freiheit mit glühendem Odem wegschmilzt die Werke des Hochmuths; und erhaben ist der Anblick des Wassers, wenn in seinen tiefen und lautern Schooß der Himmel ausgeschüttet hat seine funkelnden Sterne, — erhabener aber ist der Anblick des Menschen, der seine volle Brust legt an eine leere Brust, und seine volle Hand in eine leere Hand, und sein volles Auge an ein leeres Auge, und am erhabensten ist der Anblick einer gebeugten Menschengestalt, die sich an einer andern emporrichtet, deren Blick zum Himmel und deren Thräne zu Boden fällt, und um deren zuckenden Lippen die Wehmuth zum Danke wird, der Dank zum Schweigen, und das Schweigen zum Gebet!

Sie, m. f. H. u. H., haben sich heute zu einem solchen Zwecke hier versammelt. Sie haben sich und der Wohlthätigkeit einen neuen Kranz um das Haupt gewunden, aber auch mein Dank, mein inniger, herzlicher Dank, für die rührende, hochherzige Theilnahme, die Sie der Sache der Menschheit schenken, unter welcher Form sie vor Ihnen er-

scheine, auch dieser mein Dank werde zum Schweigen, ein Schweigen, wofür Sie mir gewiß wieder Dank wissen werden. Ich kann bei dem Anblicke von so vielen Herzen, die für Wohlthätigkeit schlagen, nicht anders als auch wohlthätig werden: ich schließe also die Vorlesung, und das wird Ihnen sehr wohl thun!

Naturkraft, Jugendkraft, Willenskraft, Geisteskraft, Liebeskraft, Glaubenskraft, Geldeskraft, Schnellkraft, Spannkraft, Federkraft, Maschinenkraft, Menschenkraft, Pferdekraft, Wasserkraft, Dampfkraft, oder: Wie viel außerordentliche Kräfte bedarf jetzt der Mensch, um ganz gewiß stecken zu bleiben?

Durch diese meine Vorlesung, meine höchstgeehrten Hörer und Hörerinnen, werden Ihnen bald einige dieser genannten Kräfte klar werden. An der gespannten Erwartung, die Sie hierherzog, lernen Sie die Anziehungskraft und Spannkraft; wenn ich Sie nun um diese Erwartung schnellte, so lernen Sie auch die Schnellkraft, und indem ich meine Vorlesung beginne, erkennen Sie auch die ungeheure Dampf- und Wasserkraft! Diese Wasserkraft entspringt wieder aus meiner Federkraft, kraft welcher ich aus meiner Feder mit aller Pferdekraft nichts hervorbringe als Willenskraft anstatt Geisteskraft.

Wenn nun diese Vorlesung, trotz allen Dampf- und Wasserkräften, dennoch stecken bleiben sollte, so ist es gut, daß Sie m. f. H. u. H., eben durch diese Vorlesung doch wenigstens im Trockenen sind!—

Der Mensch, m. f. H. u. H., hat nie so viel Schwächen entwickelt, als seitdem er so viele Kräfte erfunden hat! und man kann von der neuesten Zeit sagen, daß sie alle ihre Kräfte

dazu braucht, um alle ihre Schwächen zu Kraft zu bringen. Wir haben so viel Kunstkräfte, daß alle unsere Naturforscher aus Mangel an Naturkraft sich blos um die Verdauungskraft bekümmern!

Naturkraft und Menschenkraft! Da jeder Mensch eine andere Natur hat, so braucht die Natur für jeden eine andere Naturkraft, und da Manche ihre Natur alle Tage zehnmal ändern, so muß die Natur alle Tage zehn Kräfte für sie in Bereitschaft halten. Wie hoch aber die Naturkraft über der Menschenkraft steht, beweisen die Prozesse. Wie wenig Menschen erleben das Ende ihrer Prozesse—die Natur aber überlebt alle Naturprozesse! z. B. der Prozeß von Alkohol mit Kalk, die Natur beendigt ihn in einem Augenblick. Wenn Alkohol und Kalk Menschen wären, so würde Alkohol einen Advokaten haben und Kalk auch einen Advokaten; beide, Alkohol und Kalk, würden sich chemisch nicht nur ganz zersetzen, sondern versetzen und auflösen.

Die Kunstkraft ruft Advokaten um Hülfe in der Noth an, die Naturkraft ruft in der Noth die Aerzte an. So ein wirklicher Prozeß ist ganz wie ein Natur- oder chemischer Prozeß. Bei einem chemischen Prozesse heißen die Operationen: Auflösung, Niederschlagung, Verdampfung, schmelzen, sublimiren; das ist ganz wie bei den wirklichen Prozessen, während die Advokaten sublimiren, lösen sich die Gegenstände auf, die Parteien werden niedergeschlagen, die Kosten verdampfen und das Kapital schmilzt! Eine jede Krankheit ist auch ein Prozeß, in welcher sich Krankheit und Gesundheit um den Patienten streiten: die Aerzte sind die Advokaten, die der Patient als Kläger gegen die Krankheit als Geklagte zu Hülfe ruft; allein sie irren sich oft in der Partei, und wirken für die Beklagte; die Rezepte sind die Akten; in der Apotheke sitzt der Revisor; die Arzneimittel sind die Rechtsmittel und der Tod ist

die letzte Instanz. Der Unterschied ist nur der: viele Advokaten machen einen langen Prozeß! viele Aerzte machen einen kurzen Prozeß! Das Spiel der Advokaten ist ein Schachspiel, je geschickter die Advokaten, desto länger dauert die Partie—das Spiel der Aerzte ist ein Billardspiel, je geschickter die Aerzte, desto kürzer wird die Partie, denn sie schneiden und machen alle in das große Eckloch der Erde.

Die ganze Größe der Naturkraft entwickelt sich in unseren Naturdichtern: zu denen braucht man eine Roßkraft und eine starke Natur. Was ist der Unterschied zwischen einem wahren Dichter und einem Naturdichter? Ein Naturdichter besitzt ein Gesangsleben ohne Kunstmittel, und der ächte Dichter besitzt die Gesangskunst ohne Lebensmittel.

Naturkraft ist gewöhnlich bei Jugendkraft, allein auch hierin, m. f. H. u. H., sind wir jetzt verkehrt; früher hatte man Jugendkraft und Altersschwäche, jetzt sind unsere Jünglinge so hinfällig und unsere Greise thun so baumstark, daß man sagen muß: Jugendschwäche und Alterskraft. Gewiß ist es, daß mehr Menschen an Jugendschwäche als an Altersschwäche sterben.

Aber, m. f. H. u. H., man braucht auch im Alter mehr Kraft, als in der Jugend; so wie man am Ende der Tafel einen gesünderen Magen braucht, als am Anfange; so wie man am Abend mehr Stärkung braucht, als am Morgen; so wie man zum Schluß des Briefes mehr Energie als zum Beginne braucht; so wie die Krokodille im Alter immer stärker werden, weil sie immer mehr Feinde bekommen, denn im Alter verläßt uns ein süßer Jugendfreund: der Schlaf, und im Alter verlassen uns die Gespielen und Märchenerzähler unserer Jugend: die Träume, diese Feenstücke und Divertissements zwischen den ersten Stücken des Daseins! Die Träume, diese Nachtschmetterlinge um die schlummernde Blume der

Phantasie, das sind die einzigen hängenden Gärten in der Wüstenei des Schlafes. Das müßte ein entsetzlicher Mensch sein, dessen Auge keine Thränen, dessen Mund kein Lächeln, dessen Herz keine Schwäche, und dessen Schlaf keinen Traum mehr hat. Die Träume sind die Unterscheidungszeichen, um das Bett von dem Grabe zu unterscheiden. Die Träume aber sind die Morgengabe der Jugend, der Jugend- und Einbildungskraft; sie sind die Eisblumen an den bunten Glasscheiben der Geistes- und Liebeskraft.

Niemand, m. f. H. u. H., schläft weniger und träumt mehr, als die Dichter und Verliebten. Die Wege von der Prosa des Lebens zu der Poesie der Liebe gehen alle durch den Traum—die Träume sind die blumigen Schrittspuren, welche der Gang der göttlichen Liebe in unserem Herzen zurückließ; sie sind die Inventur der begrabenen Liebe, und sie nehmen alle hinterlassenen kleinen Andenken auf einmal aus dem Erinnerungs-Resonanzboden auf!

Dichter und Verliebte, m. f. H. u. H., träumen ganz anders, als andere Menschen; denn die Aerzte sagen: Träume kommen aus dem Magen; bei Dichtern und Verliebten kommen Träume aber aus einem leeren Magen—die müssen also viel ätherischer und geistiger sein, als die Träume aus einem vollen Magen. Wenn es aber Dichter und Verliebte giebt, die doch etwas schwerer träumen, so kömmt es daher, weil diesen vielleicht die Dichtkunst und die Liebe selbst in dem Magen liegt, daß sie ihn doch voll haben! Das sind die vier Lagen der Liebe: zuerst liegt sie uns in den Gedanken, dann liegt sie uns im Herzen, dann liegt sie uns so lang im Magen, bis sie uns im Rücken liegt, das ist die Liebeskraft!

Liebeskraft, das ist ein schlechter Ausdruck, m. f. H. u. H., die Kraft der Liebe besteht ja darin, daß sie schwach ist—die

Liebe ist wie das schöne Geschlecht, ihre Stärke liegt in ihrer Schwäche!

Liebe und Dichtkunst, m. f. H. u. H., sind die Lichter, mit welchen der Mensch über das nächtlich finstere Lebensgebirg wandelt, an Abgründen und Teufelsbrücken vorbei; sie erhellen ihm den Weg und werfen einen wunderbaren Schein auf alle Höhen und Tiefen: der Himmel oben senkt sich herab und die Tiefe unten steigt empor. Die Dichtkunst schreitet allein über diesen Lebensalp, mit unverbundenen Augen, mit sicherem Schritt—die Liebe aber muß immer einen Führer, ein Maulthier oder Kameel mit haben; sie wird alle Augenblicke schwindelig, und in der Mitte des Wegs kehrt sie um, und läßt ihr Kameel allein fortlaufen!—

Die Liebeskraft, m. f. H. u. H., hat eine mächtige Feindin und eine mächtige Gönnerin—eine mächtige Feindin an der Geisteskraft, und eine mächtige Gönnerin an der Einbildungskraft. Der Geist sagt der Liebe was an der Zeit ist, und die Phantasie auch; allein der Geist brummt es ihr zu, wie eine Thurmuhr, und die Phantasie zeigt es ihr in Farben an, wie eine Blumenuhr! Die großen Geister, die Dichter, lieben im Buche und im Gedichte besser, stärker und inniger, als im Leben; sie machen es wie mächtige Staaten: kleine Summen bestreiten sie mit baarer Münze, große Summen in Papier. Die Liebessänger sind wie die Opernsänger, je besser sie singen, desto schlechter agiren sie! Ueberhaupt geht es mit der Liebe schon wie mit dem Lateinischen: sie ist eine todte Sprache; sie wird nur noch geschrieben, und selbst das Herz, diese Dechiffrirkammer der Liebe, ist in seiner Dechiffrir- und Rechenkunst schon ganz irre.

Früher, m. f. H. u. H., hat es in der Liebe eine Probe gegeben, wie in der Rechnung; z. B. bei der Addition der

Liebe, wenn man Herz zu Herz addirte, war die Probe eine Subtraktion; man hat das Herz wieder abgezogen, um zu sehen, wie die Rechnung steht; jetzt ist die Probe bei einer solchen Addition nicht eine Subtraktion, sondern auch eine Addition: man addirt noch einige Herzen dazu, und sieht dann, wie's zusammengeht!

Wir würden, m. f. H. u. H., eine große Einsicht in die eigenthümliche Naturkraft und Natur der Frauen gewinnen, wenn wir wüßten, welches Blümchen die erste Frau im Paradiese zuerst pflückte, ob die zärtliche Rose, die unschuldige Lilie, die glühende Nelke, das schmachtende Vergißmeinnicht, das demüthige Veilchen oder den courmachenden Rittersporn! — So wie es überhaupt sehr interessant wäre, nähere Details von dem ersten Menschenpaare zu wissen, z. B. ob der erste Mann von dem ersten Bären hat brummen gelernt, oder der erste Bär vom ersten Mann? Wir würden auch Aufschlüsse über Adams Treue erhalten, wenn wir wüßten, ob Eva's erstes Schooßhündchen „Fidel" oder „Fripon" hieß! So wäre ich auch neugierig von diesem ersten Ehepaar zu wissen, ob er zuerst gefragt hat: „Wie spät ist schon," oder sie: „Was ist draußen für Wetter?" Auch kann ich nicht begreifen, woher Adam, als er allen Thieren ihren Namen gab und das geduldigste aller Thiere herankam, gewußt hat, daß das ein Esel ist? Der Affe ist gewiß der Apoll unter den Bestien; nun mußte es eine komische Scene gewesen sein, als der erste Mensch und der erste Affe sich zum ersten Mal gesehen haben! Da hat der Mensch gewiß geglaubt, es hat ihn Jemand in's Deutsche übersetzt und gewiß war der erste Affe auch der erste Hausfreund!

Die Liebe der Frauenzimmer ist wie der Frühling: sie beginnt mit den mildesten Farben, mit den Schneeglöckchen, und hört oft gerade wie der Frühling bei den glühendsten Farben,

bei den Nelken auf. Die Herzen unserer Mädchen sind wie neue Holzgefäße: die erste Liebe, mit der sie erfüllt werden, tropft und sikert ganz durch, bis das Herz erst verschwellt und verquellt ist.

Wie unterscheidet sich aber die Liebe der Frauen so zart und innig von der Liebe der Männer!

Im weiblichen Herzen ist die Ahnung die Wahrsagerin der Liebe, im männlichen Herzen ist es die Eitelkeit! Beim Manne ist die Liebe das Epigramm des Herzens, bei der Frau die Lebensgeschichte des Herzens! Die Männer bewundern das, was sie lieben, die Frauen lieben das, was sie bewundern! Die Frauen besitzen die Verstellungskunst, die Männer die Verstellungsnatur, und in dieser Hinsicht ist jede Liebschaft eine Wiederholung des Lustspiels „Kunst und Natur!“ Die Geliebte ist wie ein edler Baum: im Frühlinge der Liebe bringt sie ihm die Blüthe des Herzens und im Liebesherbst die volle reife Herzensfrucht; der Liebhaber aber ist wie die Sonne: im Frühlinge der Liebe kömmt er alle Tage früher, im Herbste der Liebe kömmt er alle Tage später! Die Frauen lieben wie sie spazieren gehen, blos um spazieren zu gehen, um des Reizes des Spazierengehens allein wegen. Männer lieben auch wie sie spazieren gehen, denn die Männer gehen nur aus zwei Gründen spazieren, entweder um Appetit zum Essen zu bekommen, oder um das Gegessene zu verdauen; so lieben sie auch, entweder um zu einer Heirath zu kommen, oder um die Heirath zu verdauen! Bei den Frauen ist die Ehe nichts als die Fortsetzung der Liebe, aber, anstatt in fliegenden Blättern, in Seide geheftet und zusammengebunden; bei dem Manne ist die Ehe nichts als eine wohlfeilere und ordinärere Ausgabe der Liebe, auf Fließpapier, ohne illuminirte Bilder, mit eisernen Spangen! Die Herzen der Männer sind wie Folianten:

je größer sie scheinen, desto weniger steht drinnen,—lauter breite leere Prachtränder; die kleinsten Weiberherzen hingegen sind wie die niedlichen Sedezbüchlein: so klein sie scheinen, so viel Seiten haben sie und sind auf allen Seiten bis an den Rand voll gedruckt.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist die Wendeltreppe von der Erde in den Himmel; aber der Glaube ist das Geländer an dieser Wendeltreppe,—ohne Glaubenskraft stürzt man gar zu bald aus seinem Liebeshimmel herunter!

Die Glaubenskraft, m. f. H. u. H., ist die einzige echte Himmelskraft, die dem gebrechlichen Leben mitgegeben wurde.

Der Geist, die Vernunft, m. f. H. u. H., sind die hölzernen Wegweiser in den Himmel: sie zeigen hin, aber sie gehen nicht mit; die Liebe ist der Geleitsschein auf den Weg in den Himmel; die Tugend ist die Thorschließerin am Himmel, aber keiner von allen diesen tritt mit in den Audienzsaal des Himmels, als der Glaube, der das Creditiv des Menschen an dem Throne Gottes selbst überreicht. Neben jeder Kapelle des Herzens ist eine kleine Hölle aufgebaut: neben dem Wissen der Zweifel, neben der Liebe die Eifersucht, neben der Tugend der Zorn über das Laster, neben dem Glück der Neid, neben der Hoffnung die Furcht, neben dem Verstand der Irrsinn; nur neben dem Glauben steht kein böser Dämon, nur der Glaube wirft weder einen Schatten vor, noch hinter sich, weil seine Sonne gerade über seinem Haupte am Himmel steht!

Wenn das Herz hier auf Erden alle seine Güter verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube ist unser Sonnenschirm im Brennpunkte des Glückes, unser Regenschirm in dem Gewölke des Unglücks, unser Jagdschirm auf

der wilden Jagd der Leidenschaften, unser Lichtschirm vor den Strahlen der Verblendung, unser Feuerschirm vor der Gluth der Verzweiflung und unser Fallschirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen. Die Liebe bekömmt in der Wiege schon den Todtenschein, der Glaube erhält im Sarge erst den Geburtsschein! Die Glaubenskraft ist die einzige Kraft, mit welcher wir gewiß an's Ziel der irdischen Eisenbahn anlangen, wenn uns auch alle andern Kräfte, als Liebeskraft, Jugendkraft, Geldeskraft, Geisteskraft u.s.w. stecken lassen!

Geldeskraft! auch keine üble Kraft, man wird schon schwach, wenn man diese Kraft nur hört! Im weitern Sinne der Naturlehre nimmt man an, daß jede Kraft geistig ist, d. h. unsichtbar. In so ferne ist nun auch die Geldeskraft zur Hälfte geistig, d. h. das Geld bleibt unsichtbar, aber seine Kraft ist sichtbar.

Mit dem Geld, da hat mich das Konversationslexikon schön erwischt; ich schlage nach: „Geld," „Geldsorten," und da sagt mir das Konversationslexikon: „suche Geldmangel." Nun findet sich der Geldmangel ungesucht! Den Artikel hat gewiß ein Dichter geschrieben, bei dem wirklichen Geld spricht er von einem „idealen Umlauf!" und beim Geldmangel spricht er, er entspringe aus der Moral! aus „moralischen Gründen!" Nun giebt es beim Geld nur einen idealen Umlauf, wenn man nämlich um Geld herum läuft und keine Idee hat, woher nehmen! Der Geldmangel aber aus der Moral ist natürlich, denn überall, wo Geld eine Fabel ist, ist kein Geld die Moral dieser Fabel. Ich glaube aber, m. f. H. u. H., es entspringt nicht viel Geldmangel aus Moral, aber es entspringt sehr viel Moral aus Geldmangel! Die Liebeskraft führt in dem Mädchenherzen nur die einfache Buchhalterei, die Geldeskraft die

doppelte. Auf der Seite des Mädchens ist das Soll, auf der Seite des Mannes das Haben. Die Mädchen lieben den, der ihnen nachgeht, Thränen weint und seinen vollen Busen ausschüttet; aber sie heirathen den, welcher bei ihnen vorfährt, Demanten weint und seine Brusttasche ausschüttet. Amor ist blind, darum sieht er mit den Fingern; weil er stockblind ist, will er auch steinreich sein.

Es giebt kein Liebesgedicht, welches auf Mädchen mehr Eindruck macht, als das Sonett, oder Klinggedicht. Eine Herzbeutelerweiterung ist den Frauenzimmern nicht so gefährlich, als eine Geldbeutelerweiterung!

Petrarka und Ernst Schulze haben es nicht gewußt, den rechten Klang in ihre Gedichte zu bringen. Wie wirkt z. B. folgendes Gedicht:

Soll ich die Rose zu dir schicken,
Du Holde, mit dem süßen Angesicht?
Die Rose könntest du zerpflücken,
Die Rose, nein, die Rose send' ich nicht!

Soll ich die Sterne zu dir senden,
Mit ihrem milden Liebeslicht?
Die Sterne könnten grell dich blenden,
Die Sterne, nein, die Sterne send' ich nicht!

Soll ich das Lied nun zu dir schicken,
Das mit dem Klang der Seele spricht?
Es kann doch mein Empfinden nicht ausdrücken,
Das Lied, ach nein, das send' ich nicht!

Soll ich dir hunderttausend Gulden schicken,
Mit ihrem schönen, reinen Goldgewicht?
Ja, ich will dir hunderttausend Gulden schicken,
Allein, mein liebes Kind, ich hab' sie nicht!

Ein solches Gedicht ist gewiß sehr sentimental, allein was ist es gegen die trockene Quittung:

„Für Herz und Hand des Fräuleins so und so zahle ich dato Hochzeitstag ein Nadelgeld von jährlich zehntausend Gulden."

Die Geldeskraft, die bringt eine Morgengabe; die Geisteskraft aber und die Liebeskraft, die sagen nur stets, wenn die Frau eine Gabe begehrt: Morgen! Die Geldeskraft braucht eine Aussteuer, aber bei der Geisteskraft ist's mit der Steuer aus! Die Geldeskraft bringt eine Mitgift, die Geisteskraft bringt blos Gift mit; die Geldeskraft setzt ein Nadelgeld aus, die Geisteskraft sitzt auf Nadeln, wenn man von Geld spricht.

Die Geldeskraft ist die Federkraft in der großen Weltenuhr. Ich meine nicht die Federkraft von Schriftstellerfedern. Die Federkraft ist jene Kraft der Dinge, vermöge welcher sie nach jedem Druck und Stoß ihre vorige Lage wieder einnehmen, und diese Federkraft ist namentlich den Schriftstellern eigen: wenn Gönner und Mäcene sie auch aus ihrer Lage reißen, sie fallen immer wieder in ihre Lage zurück, das ist die Elastizität des Geistes! Die Federkraft beweist sich auch als Liebeskraft, z. B. ein Mann, welcher Straußfedern schenkt, ist liebenswürdiger,— als Einer, welcher Maraboutfedern schenkt. Am meisten Kraft besitzen die Gansfedern. Jede Feder hat eine sogenannte Seele in sich,—darum, wenn unsere jungen Herren bei der Gans keine Seele finden, trösten sie sich mit der Seele, die sie mit ihren Federn bekommen. Die Feder gehört bei dem Mann in die Hand, bei der Frau auf den Kopf; bei dem Mann hinters Ohr, bei der Frau auf das Ohr.

Der Mensch, m. f. H. u. H., sollte gar nie an einer Gans vorübergehen, ohne den Hut abzunehmen und zu sagen: „ich ··hle mich Ihnen gehorsamst!" In jeder lebendigen

Gans steckt eine große Autographensammlung; in jedem Gänseflügel steckt der nächste Zeitgeist, und eine gebratene Gans ist doch nichts als die Wittwe von verschiedenen Schriftstellern!

Die Frauen haben jetzt mehr als je sich in der Federkraft versucht: sie schreiben fast Alle, das schadet nichts; sie lassen's auch drucken, das schadet auch nichts; sie lassen sich auch rezensiren, das schadet auch nichts; aber sie lesen auch, was sie geschrieben haben, und da sie nur schreiben was sie gelesen haben, so schadet's nichts, wenn sie wieder lesen was sie geschrieben haben! Im Grunde, sagt man, ist es ungerecht, daß man gegen das Schriftstellern der Frauen so eifert. Es gibt so viele Frauen, die sich ihre Hauben selbst machen; andere, die sich ihre Kleider selbst machen; wieder andere, die sich ihre Chemisetten selbst machen, warum soll es nicht auch Frauen geben, die sich ihre Makulatur selbst machen?! Mit dieser Federkraft haben die Frauen mehr als Menschenkraft!

Menschenkraft, m. f. H. u. H. Man braucht zu den jetzigen Menschen unmenschliche Kraft! Der Mensch wird von lauter Schwachheiten großgezogen! Wie an einem einzigen Druckfehler vier Menschen arbeiten müssen: der Schriftsteller, der Abschreiber, der Setzer und der Corrector, so müssen an jedem Menschen vier Dinge arbeiten, bis er seine Menschenkraft erprobt, ob sie nicht stecken bleibt: die Jugend, das Alter, das Glück und das Unglück! Die Jugend, das Kinderhäubchen des Lebens; das Alter, die Trauerschleppe des Lebens; das Glück, das Ballkleid des Lebens; und das Unglück, der Haus- und Schlafrock des Lebens. Der Tod, m. f. H. u. H., hat bloß eine Sense: mit dieser mäht er die Zeit auf einmal ab; aber das Unglück hat eine Sichel

und sie mäht jede Minute des Lebens und jeden Halm der Menschenkraft einzeln und nach und nach ab!

Jedes Glück kömmt allein und auf einen Sprung, aber jedes Unglück kömmt mit Ober- und Untergewehr, und bringt einen langen Einquartirungszettel mit, und ein Paar Kameraden, die es auch eingeladen hat! In dem Leben, m. f. H. u. H., ist es umgekehrt, wie in der Mythologie; in der Mythologie gehen die Glücksgötter und die Grazien zusammen, und die Dämonen allein; im Leben wandern die heitern Götter allein und die Dämonen schaarenweise. Das Schicksal sucht sich die Menschen nicht aus, wenn es seine Süßigkeiten bietet: es füttert die Kanarienvögel und die Elephanten mit Zucker; aber es sucht sich die zartesten Herzen, die weichsten Herzen, die feinsten Gefühlsfäden, die empfindsamste Brust aus, wenn es seine Bitterkeiten bietet, wie das Gallusinsekt sich nur an die zartesten Blätter ansetzt!

Und dennoch sind im Glücke schon edlere Menschenkräfte untergegangen als im Unglück, so wie auf dem Wasser schon mehr Menschen verdurstet sind als auf der Erde! Der Glückliche findet sich in den Himmel, der Unglückliche findet seinen Himmel in sich! Der Unglückliche, der zu seiner Menschenkraft die Glaubenskraft paart, sieht überall den Himmel wie die Sonne, im Meer, im Strom, in der Wolke, im Regenbogen, im gebrochenen Augapfel und in der brennenden Thräne!

Ja, m. f. H. u. H., die zerschlitzten Lebenshimmel sind die schönsten; die zerrissenen Herzen wie die zerrissenen Trauben die vollsten, und das stürmischste Leben wie die stürmische See am erhabensten. Ja, Menschenkraft, Liebeskraft, Glaubenskraft und Geldeskraft wird nur im Unglück erprobt! Im Glück ist keine Rose ohne Dornen, aber im Unglück kein Dorn ohne Rose! In dem Sonnenschein des

Glückes bekömmt jedes Gefühlsfensterchen im menschlichen Herzen hölzerne Läden aus Unglauben von außen, und finstere Rouleaux aus Selbstsucht von innen; im Unglück aber macht die Brust alle Thüren und Fenster auf zum Durchzuge des höhern Strahles, zur Aufnahme des reinen Lichtes! Die glücklichen Menschen setzen ihre Glückslichter nur auf, wie die Schiffe bei Nacht, daß sie nicht aneinander gerathen sollen; die Unglücklichen hingegen stecken ihre Zeichen auf, wie die Perlenfischer, daß sie sich zusammenhalten und finden, wenn's Noth thut!

Ja, im Unglücke beweist sich Liebeskraft und Glaubenskraft; und die Geldeskraft? Ja, die Geldeskraft besteht ja eben darin, daß sie die Glaubensartikel als Handelsartikel betrachtet und die Liebesdienste als Sklavendienste!

Wenn das Geld lange bei den Menschen ist, wird das Geld zum Menschen, und der Mensch zum Gelde! Es ist sonderbar, die meisten Narrenhäuser sind da, wo die meiste Vernunft ist; die größte Sklaverei ist da, wo die Zeitungen die meiste Freiheit haben, und die größte Geldschwäche ist da, wo die meisten Geldkräfte sind! So wie die Herren der Zeit oft die Sklaven der Minute sind, so sind die Herren von Millionen oft die Sklaven von Einem Kreuzer! Ja, m. f. H. u. H., ein Laster wird bald ausgerottet sein, der Undank: man gibt keine Gelegenheit dazu! Die Geldeskraft, m. f. H. u. H., macht alle andern Kräfte zu Wasser und zu Dampf, oder zu Wasserkraft und Dampfkraft. Menschen und Wasser, wenn sie sich über Gebühr ausdehnen und breit machen, entwickeln Dampf, und dieser Dampf ist jetzt die Kraft, mit welcher man der Geisteskraft, der Menschenkraft, der Pferdekraft und allen andern Kräften zeigt, auf welchem einfachen Mechanismus die Kunst beruht:

stecken zu bleiben. Man braucht jetzt kein anderes Motiv zu reisen, und kein anderes, stecken zu bleiben, als ein Loco-Motiv. Warum heißt es Locomotiv? Weil diese Maschine immer ein Motiv findet, nur in Loco zu bleiben!

Auf der großen Eisenbahn vom Leben zum Tode heißt jetzt das neueste Locomotiv: Wasser! Der Tod ist ein großer Müller, der die Menschen alle einsackt, und die Hydropathie ist Wasser auf seiner Mühle! Eine solche Wasserkur ist gerade wie ein modernes lyrisches Gedicht, im Anfang wird man ganz heiß—man geräth in eine sentimentale Transpiration—und am Ende wird man wie mit kaltem Wasser übergossen! Es gibt Fälle, in welchen das Wasser Wunder wirkt, das sind die seltenen Wasserfälle der Natur, die sich alle unter die Erde verlieren!

Viele Menschen haben jetzt nichts als Wasser im Kopf, und sie sind nicht sicher, daß bei großer Kälte das Wasser gefriert, und bedenken Sie, m. f. H. u. H., das sonderbare Gefühl, wenn man mit einem Eisstoß im Kopf herumgeht! da sind die Gedanken schön eingefroren, und wenn im Frühjahr der Eisstoß im Kopf aufgeht, ist wieder große Wassernoth!

Jeder Staat, m. f. H. u. H., hat sein Wasserregal, das Recht, alle stehenden und fließenden Wasser im Lande für den Fiskus zu benützen; welches Regal bezieht der Staat vom Wasser im Kopfe? Freilich ist schon das ein Regal, daß da, wo Wasser ist, keine Gedanken sind; allein, in so einem Wasserkopf können doch Schleußen, Mühlen angelegt werden, und wenn auch das nicht, so kann er doch zum Stockfischfange dienen.

Der Himmel und die Aerzte arbeiten sich in die Hände; der Himmel hat aus der Erde den Menschen gemacht, der Arzt macht den Menschen wieder zur Erde, die der Himmel

wieder zu Menschen macht; alle mißlungenen Kuren kommen nur daher, weil die Aerzte manchmal nicht wissen, aus welcher Erde der Himmel gerade diesen Menschen gemacht hat, und sie behandeln z. B. einen Menschen, den der Himmel aus Kieselerde gemacht hat, wie einen Menschen, der aus Talkerde gemacht worden ist. — Die Hydropathen aber sagen so: der Mensch ist aus der Erde gekommen, die Erde ist aus dem Wasser gekommen, so soll der Mensch wieder durchs Wasser zur Erde werden!

Sie wünschen wahrscheinlich, m. f. H. u. H., daß auch dieses Wasser schon verlaufen wäre, allein ich wollte Ihnen einen Beweis von der verheerenden Kraft des Wassers geben, sogleich soll bei diesem Wasser das laufende zu einem stehenden werden. Nun bleibt uns noch Eine Kraft, m. f. H. u. H., die „Gähn- und Nies-Kraft!" Wenn ein Mensch auch in gar nichts originell ist, so ist er's doch in der Art und Weise, wie er gähnt und niest! Das Niesen ist das manu propria der Nase! Ich will, wenn ich Jemanden niesen höre, sogleich wissen, wie viel Geld er in der Tasche hat! Ein Millionär nies't wie ein Donnerwetter, ein armer Schlucker nies't wie ein Eichkätzchen. Ein reicher Mann bekömmt auf sein Niesen sogleich von der ganzen Welt baare Bezahlung: „zur Gesundheit!" Wenn ein armer Mann nies't, bekömmt er bloß eine Anweisung: „Helf Gott!" „Zur Gesundheit" sollte man einem armen Mann auch nie sagen; denn zur Gesundheit braucht man gerade Alles das, was ein armer Mann nicht hat. Manche Männer haben wahre Pianoforte-Nasen: auf dem rechten Flügel niesen sie Diskant, auf dem andern Baß; sie niesen mit einer übermenschlichen Kraft—es sind die Lißts auf den Nasen! Die Frauen niesen alle Adagio, aber man sieht's ihnen lange früher an: ihre Nase macht erst fünf Minuten Toilette! Das Niesen entsteht

von dem Reiz, den ein Gegenstand auf unsere Augen hervorbringt; wenn ein Frauenzimmer also in unserer Gegenwart nies't, so spricht ihre Liebe durch die Nase. Die Gähnkraft, m. f. H. u. H., beruht auf Sympathie: auf der Wechselwirkung verschiedener Organe; wenn ich z. B., m. f. H. u. H., mit meiner Vorlesung noch lange fortfahre, so dürften mir die Beweise Ihrer schmeichelhaften Sympathie nicht ausbleiben, und wenn ich noch lange fortfahren würde, würden Sie auch fortfahren.

Ich will also alle Kräfte anspannen und dann gewiß für immer stecken bleiben!

Die Jugendkraft mit ihrem frischen Lebenskranze
Entflieht mit ihrem süßen Wonnesein,
Das Lebensfrühroth, das mit mildem Glanze
Und mit des Frühlings süßem Blumenschein
Uns einlud zu der Jahre buntem Tanze,
Und zu der Hören leichtgeschlungnen Reih'n,
Entflieht; uns bleibt ein Ast verblühter Bäume,
Ein mattes Nachspiel gold'ner Morgenträume!

Die Liebeskraft, des Herzens ungelöste Frage,
Des Daseins honigsüße Bitterkeit,
Des Lebens Mährchen und des Herzens Sage,
Des Fühlens duftgefüllte Blüthenzeit,
Das Leid voll Lust, die Lust voll Klage,
Der Seele strenggestricktes Aetherkleid,
Entflieht; uns bleibt die saitenlose Leier,
Ein weinend Herz, gehüllt in Wittwenschleier!

Die Geisteskraft, die höchste Göttergabe,
Der Funken, den der Mensch vom Himmel stahl,
Das Goldband an dem Erdenpilgerstabe,
Der Nachtbesuch aus hohem Sternensaal,
Die Blume an dem öden Daseinsgrabe,
Das holde Echo in dem engen Lebensthal,
Entflieht; uns bleibt ein Rest von dürren Garben,
Aus dem geschieden ist der Reiz von Duft und Farben!

Die Hoffnungskraft auch, dieß Geschenk von Göttern,
Der Regenbogen auf des Schicksals schwarzem Grund,
Das Gaukelkind mit seinen Lotosblättern,
Der Zukunft trostbegabter Göttermund,
Das Feendach in allen Lebenswettern,
Das Mährchen-Lied zu jeder stillen Stund',
Entflieht; uns bleibt ein Holzgerüst im Dunkeln,
Auf dem das Feuerwerk will nicht mehr funkeln!

Die Glaubenskraft allein, der fromme Glaube,
Des öden Daseins einz'ger Himmelsbot',
Des Erdengartens stille Erdenlaube,
Des ew'gen Tags diesseitig Morgenroth,
Des Herrenweinbergs allerschönste Traube,
Des Lebens Abendmahles Wein und Brod,
Der Glaub' allein bleibt uns auf unsern Pfaden,
Durchs schwarze Thor ins Morgenland der Gnaden!

Betrachtungen über den Mangel an Menschheit bei dem Ueberfluß an Menschen.

Sie werden nicht in Abrede stellen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es überflüssige Menschen auf der Welt gibt, z. B. Humoristische Vorleser.

Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt verschiedene Ueberflüsse; es gibt nothwendigen Ueberfluß, und es gibt überflüssigen Ueberfluß.—Tausend und tausend Concerte sind ein überflüssiger Ueberfluß, allein ein Concert für Verunglückte ist ein nothwendiger Ueberfluß; dieser nothwendige Ueberfluß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat mir Ihren Ueberfluß an Güte und Milde bewiesen, und das ist ein Ueberfluß, bei dem Herzen und Augen überfließen. Dieser Ihr Ueberfluß hat bei mir sogleich einen Mangel hervorgebracht, nämlich

an hinreichenden Sperrsitzen, und Sie sehen in mir also einen Vorleser, der bei seinen eigenen Vorlesungen heute weder Sitz noch Stimme hat!—

Oft sind gerade die überflüssigsten Menschen sehr nothwendig, d. h. die Leute, die oft am meisten Ueberfluß haben; die wenden sich in der Noth von uns, wenn wir uns in der Noth an sie wenden, das ist die Nothwendigkeit des Ueberflusses!—

Unsere Liebe war früher Ueberfluß des Herzens, jetzt versteht man unter Liebe Ueberfluß an Herzen.—Die Eifersucht ist auch ein Ueberfluß. O ja! Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, die Eifersucht ist ein sehr nothwendiger Ueberfluß!

Das Herz hat keine Fenster, aber eben deßwegen, weil es keine Glasscheiben hat, und man nicht hineinsehen kann, muß man Jalousien daran anbringen!—Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man sogleich noch einen Stuhl für den Othello hin.

Die Liebe ist ein Traum, aber die Eifersucht ist die Traumdeuterin dieser Liebe. Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girirt wurde. Man spricht viel von dem Schmerz erster Liebe, aber sie ist nichts gegen den Schmerz erster Eifersucht. Die Eifersucht ist der blutrothe Scharlach, in den das Dogenschwerdt der Liebe gehüllt ist; wirft man sie weg, so verrostet die Liebe.

Betrachten wir die Liebe bei Verliebten, d. h. die Liebe im rohen Naturzustande, und dieselbe Liebe bei Verheiratheten, d. h. im Industriezustande, wie verschieden sind da Mangel und Ueberfluß, Liebe und Eifersucht!

Als Verliebte waren sich Beide Alles, also zwei Alles—als Verheirathete sind aus zwei Alles zwei Hälften,

zwei Ehehälften geworden. Die Ehe ist ein arithmetisches Räthsel; zwei Halbe, die zusammen kein Ganzes machen; zwei Halbe, die zusammen kein Maaß halten.—

Unter den überflüssigen Menschen stehen die Hagestolzen obenan.

Das Leben ist ein Theater. Die Hagestolzen sind Schauspieler, die in ihrer Jugend als Liebhaber blos Gastrollen gespielt haben; darüber haben sie sich unvermerkt über die Zeit der Familienväter hinausgespielt, und nun als zärtliche Alte finden sie kein festes Engagement mehr, sie machen also in ihrem Alter blos Hausfreunde und chargirte Charaktere!

Die menschlichen Herzen sind ein Frag- und Antwortspiel. Die Männerherzen sind die Fragen, die Frauenherzen die Antworten. Das Schicksal mischt die Karten und zieht die Antworten und die Fragen; die Männer, die nicht heirathen, die sind also die ungezogenen Fragen.

Wie ungerecht, wie bitter und herzlos sind also die Menschen nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß sie nur die alten Mädchen lächerlich finden, und nicht tausend Mal mehr die alten Hagestolzen!

Im Herzen eines jeden alten, unverheiratheten Mädchens liegt ein tiefes Trauerspiel voll durchweinter Scenen, voll von stillen, herzzerreißenden Monologen, voll der erhabensten, edelsten, ungekannten und unverstandenen Resignation! In einem jeden solchen Herzen liegt eine Schicksals-Tragödie voll unendlicher Wehmuth und Entsagung, voll von stillen Schmerzen und lautlosen Klagen, voll getäuschter, hintergangener, verlachter, oder, was ärger ist, voll nie verstandener Sehnsucht. Allein in dem Herzen eines alten Junggesellen liegt nichts, als die alte Theatergarderobe seiner ge-

spielten Hauskomödien. Was bei dem weiblichen Geschlechte Schicksal ist, ist bei dem männlichen Schuld. Freilich ist es auch da nicht immer Schicksal, und viele Frauenzimmer, die zu sehr wählen, bedenken blos in ihrer Jugend nicht, daß die Mädchen wie die Bäume sind: je mehr sie in ihrem Frühlinge ausschlagen, desto mehr sehen sie im Herbste von sich abfallen.

Von den überflüssigen Hagestolzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehen wir auf andere überflüssige Menschen über. Es ist in der neuesten Zeit viel über die Uebervölkerung der Welt gesprochen worden, und man fürchtet, daß es bald so viele Menschen geben wird, daß sie nicht alle Platz haben werden. Ein jeder Mensch sucht einen Platz. Es ist sonderbar, wenn man spazieren geht, so sieht man, daß unsere öffentlichen Plätze von den Menschen gar nicht besucht werden; sucht man aber einen öffentlichen Platz, so ist er gewiß schon doppelt besetzt!

Sonst jagt Alles im Leben nach Plätzen; sie werden einem stets angeboten, aber man bekömmt sie nicht. Wenn ein Supplikant in Demuth kömmt, um einen Platz zu bitten, so ist das erste, was er hört: „Nehmen Sie Platz!“— „Ach,“ sagt der arme Supplikant, das ist's ja eben, warum ich komme, ich nehme Platz, geben Sie mir nur Platz!“ Allein da wird ausgewichen, und es heißt: „Stellen Sie sich an meinen Platz!“ Das würde der Supplikant recht gerne thun, allein es rührt sich Niemand von seinem Platz. Es geht mit uns'ren Plätzen, wie mit den vornehmen Gasthaus-Tischen, alle Plätze sind belegt, kein Platz ist recht besetzt!

Unsere Recensenten sind nicht so dumm, wie sie ausschauen, d. h. wie sie schreiben. Wenn unsere Recensenten recht begeistert sind, wenn sie die Sprache in ihrer lieblichsten Blüthe,

in ihrer schwelgerischsten Schönheit erfassen, so sagen sie: „Herr Melampus füllte seinen Platz aus."

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen. Es ist eine große Kunst, seinen Platz auszufüllen, und es giebt blutwenig Melampusse auf der Welt. Es ist eine noch unentschiedene Frage: „Ist der Mensch erschaffen worden, um einen Platz auszufüllen, oder ist der Platz erschaffen worden, um einen Menschen auszufüllen?"

Was ist der Unterschied zwischen einem Platz und einer Stelle? Um jeden Platz und um jede Stelle schlagen sich wenigstens Zwei, der Schwächere bleibt auf dem Platz, und der Stärkere bleibt auf der Stelle!—

In jeder Sekunde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird ein Mensch geboren, in jeder Sekunde stirbt ein Mensch, oder wird gestorben; das Gleichgewicht würde also nicht gestört werden, wenn nicht andere Umstände eintreten würden. Wer bürgt uns dafür, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß nicht in der Sekunde, wo ein schönes Mädchen stirbt, ein häßliches geboren wird; oder, daß nicht in der Sekunde, wo ein geistreicher Mensch stirbt, ein dummer Kerl geboren wird?—

Noch ein Mißverhältniß findet Statt; es werden nämlich mehr Mädchen als Knaben geboren. „Im Rheingau allein," sagt die Allgemeine Zeitung, „wurden in diesem Jahre 5476 Mädchen mehr geboren, als Knaben." Das ist zwar sehr gütig und sehr liebenswürdig von der Mutter Natur, allein wenn diese Mutter ihre 5476 Töchter wird heranwachsen sehen, wird ihre Natur der Natter-Mutter viel zu schaffen machen.

Was aber noch ein großes Bedenken erregt, ist Folgendes. Man lies't wohl in den Zeitungen manchmal: „Hier und da grassirt eine große Sterblichkeit!" das ist ein Unglück. Allein

keiner Zeitung fällt es ein, dann und wann das größte Unglück zu berichten, und zu sagen: „Dort und dort herrscht eine große Unsterblichkeit!“

Daß so viele Leute jetzt unsterblich sind, das kann dazu führen, daß am Ende zu viel Menschen leben werden. Wenn man unsere Zeitschriften lies't, so erfährt man von so vielen unsterblichen Künstlern und Dichtern, daß man, wenn man im Gedränge Jemanden auf den Fuß tritt, ganz getrost sagen kann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Unsterblicher!“—

Alle Augenblicke hören wir von einem Menschen, der sich unsterblich gemacht hat; wo sollen also alle diese Menschen am Ende hin? Am Ende haben wir Sterbliche vor lauter Unsterblichen keinen Platz! — Allein es ist doch ein Trost bei der Sache, nämlich, daß von 100 Unsterblichen gewöhnlich 99 Hungers sterben, und der Hundertste lebt nur davon, daß die Andern Hunger gestorben sind.

Die Unsterblichen haben nur ein Hülfszeitwort: „Sein,“ aber nicht das „haben.“ Ihr Sein hört nicht auf, und ihr Haben fängt nicht an. „Sein oder nicht sein?“ das ist die Frage; „haben oder nicht haben!“ das ist die Antwort. Das Leben ist in der Zeit, und die Menschen sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, z. B. leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun, und nichts zu leiden haben, das sind die Mittelzeitmenschen—Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwör-

ter, d. h. Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Conjux muß auf eine andere Art konjugirt, d. h. abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

Es gibt nicht nur überflüssige Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sondern auch überflüssige Zeitwörter und Zeiten. Wie überflüssig ist das Wort gewesen? Wie hängt sich dieses Wort gleichsam als Todtensense der Zeit an jede Empfindung an! Sie ist schön—gewesen, er ist reich—gewesen, ich bin jung—gewesen! In dem Worte: „gewesen" liegt die höchste Moral der Zeit. Das Wort „gewesen" ist das für das Herz, was das Wort „gehabt" für die Tasche ist. Die Vergangenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das ist unser verlornes Paradies. Die Zukunft ist für die Phantasie, die Gegenwart ist für den Magen, und nur die Vergangenheit ist für das Herz. In der Vergangenheit liegen unsere Lustschlösser und unsere Gottesacker; aus der Vergangenheit blühen unsere Rosen, aus der Vergangenheit leuchten unsere Sterne, aus der Vergangenheit schlagen unsere Nachtigallen, aus der Vergangenheit winken unsere theuern Lieben, unsere vergrabenen Wünsche, unsere eingesargten Hoffnungen, unsere versenkten Entsagungen.—

Die Vergangenheit ist der Wittwensitz der Seele, wenn die Gegenwart ihr abgestorben ist, und die Zukunft ihr keine freudige Verbindung gewährt. Jeder Mensch baut sich eine Hütte in der Gegenwart, ein Luftschloß in der

Zukunft, aber eine Kapelle baut er sich nur in der Vergangenheit, zu welcher er wallfahrtet, wenn Hütte und Luftschloß über ihm zusammenbrechen, und er sich hinsehnt mit nassen Augen über stummen Lippen auf den Gräbern seiner abgeschiedenen Freuden zu liegen und zu beten. Es giebt nur eine Gegenwart, die gut ist: die Geistesgegenwart. Mit dem Geiste hat der Mensch auch drei Zeiten, denn jeder Mensch glaubt entweder, er hat Geist gehabt, allein er ist durch unglückliche Spekulationen darum gekommen, oder er hat Geist, oder der Geist wird noch kommen! das Letzte glaub' ich ganz gewiß. Jeder Mensch muß mit der Zeit geistreich werden; es erleben's nur nicht Alle, da sind sie nicht Schuld daran, daß der Tod früher kömmt, als der Geist!

Es giebt einen vergangenen, einen gegenwärtigen und einen zukünftigen Geist.

Wir sehen, wie der Geist der Gegenwart sich an dem Geiste der Zukunft schwer vergeht, das ist der zukünftig vergangene Geist; wir sehen, wie unseren literarischen Schriftstellern der Geist ganz vergeht, das ist der vergangene Geist; daß Ihnen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, durch diese gegenwärtige Vorlesung in der nächst nächsten Zukunft die Geduld längst vergangen sein wird, das ist mein gegenwärtiger Geist!

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Die geistreichen Menschen gehören auch zu den überflüssigen Menschen. Die geistreichen Menschen sind jene Menschen, die mit dem Geist nicht ausreichen, um als Menschen zu leben. — Sind die Poeten nicht überflüssig? zu was soll ein Poet? Was ist ein Dichter? Der Nachtwächter der Natur, er schreit aus, wie viel es in der Natur geschlagen hat. — Wenn diese poetischen Nachtwächter nicht wären, die Menschen würden die

ganze Natur verschlafen. Allein da kommen die Frühlingsdichter, die jungen Hasen der Dichtkunst, die nur im Frühlinge gut sind, und schreien, d. h. und singen, von dem nagelneuen Schauspiel der Natur: Frühling. Die Damen hören von einem nagelneuen Schauspiel der Natur, und fahren auch in's Schauspiel der Natur, und sie kommen auch in dieses Schauspiel immer lange nach dem Anfange, und machen auch da einen solchen Lärm, daß weder sie, noch das andere Naturpublikum ein Wort vom Schauspiel hören können.

Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

Den Dichtern geht es nun mit dem Frühlinge, wie jener kleinen Dorfgemeinde, die einen Rabbi nahm. Sie konnten den Rabbi, den sie nicht mehr anhören konnten, nicht los werden, was thaten sie? die ganze Gemeinde zog sich weg. Unsere Dichter haben so lange gesungen, bis sich der Frühling aus der Natur ganz weggezogen hat.

Alle unsere Dichter singen von unglücklicher Liebe; sie lieben alle unerhört, das glaub' ich, sie singen auch unerhört! Wenn erst die Gegenstände alle singen könnten, die von Dichtern geliebt werden, da würden wir erst sehen, was unglückliche Liebe heißt! Allein es ist gar nicht wahr, sie lieben sehr glücklich; sie sind wie die reichen Leute; wenn sie recht viel haben, so jammern sie. Weil Daphne zum Lorbeerbaum verwandelt wurde, als sie vor Apollo davon lief, so laufen alle unsere Dichter blos jenen Mädchen nach, die davon laufen; das ist ihr laufender Lorbeerbaum. Die Liebe in unseren Gedichten ist eine Nachtwandlerin; sie klettert an den Wänden hinauf, als ob sie Zahnreißen hätte: sie wandelt auf den höchsten Höhen, nahe bei den Sternen, wenn man sie

aber bei ihrem wahren Namen ruft, so fällt sie herab und ist maustodt.

Die Liebesdichter waren früher wie die Glasharmonika, sie spielten nur durch einen Händedruck; jetzt sind die Liebesdichter wie die Orgelpfeifen; sie spielen nur, wenn sie mit Füßen getreten werden.

Die Dichter singen von der Liebe, das ist eine ausgesungene Leidenschaft! Sie ist wie eine alte Sängerin, Stimme hat sie keine mehr, blos Schule und Methode.

Die Liebe ist das Kind der Poesie, darum ist auch das Kind so schwach, weil es bei Wasser aufgezogen wird. Die Liebe lebt nur noch in unseren Gedichten. Das ist ein trauriges Leben. — Jeder Dichter macht sich ein Ideal; dieses Ideal giebt er nicht um eine Million hin, warum? weil er sich eine Idee macht von einem Ideal, von einer Million aber kann er sich gar keine Idee machen. Ein Ideal bekömmt man zuweilen auf Kredit, aber keine Million.

Und der Kredit, er ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und sollt' er auch im traurigsten Fall,
Gar zwanzig von Hunderten geben;
Doch wer auch auf ein Pfand nichts kann haben,
Der ist lebendig begraben.

Wenn die Dichter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ganz überflüssige Menschen sind, so giebt es andere Menschen wieder, die bis zu einem gewissen Punkt höchst nöthig, aber dann höchst überflüssig sind, im poetischen Schwunge nennt man sie — Gläubiger!

Bis sie, die Gläubiger nämlich, das Geld leihen, sind sie höchst nöthig, von dem Augenblicke an aber, wo sie es hergeliehen haben, sind sie höchst überflüssig. Warum hei-

ßen sie Gläubiger? weil sie immer glauben, sie werden bezahlt.

Schiller aber sagt: „Ihr Glaube war ihr zugewogenes Glück.“ Es war aber ein Aberglaube, und sie müßten eigentlich Abergläubige heißen.

Was ist das ganze Schuldenmachen? Ein Bonmot, ein Wortspiel. Auf der einen Seite stellt man den Wechsel aus, auf der andern Seite stellt man die Zahlung ein, das ist die Bellankasterische Methode, oder der wechselseitige Unterricht. Wer aber die menschliche Dankbarkeit kennen lernen will, der soll für Jemand gut stehen. Der Dankbare wird ihn für das Gutstehen sogleich gut sitzen lassen! Das ist der festgesetzte Preis verbürgter Gerichte. — Endlich kömmt es in der menschlichen Gesellschaft nicht darauf an, daß man keine Rechnung schuldig bleibt, sondern daß man keine Antwort schuldig bleibt. Das ist der Sieg eines präsentirten Menschen über einen präsentirten Wechsel.

Unter die überflüssigen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zählen wir noch die Schriftstellerinnen.

An der table d'hôte der Literatur sollen die Frauenzimmer mit sitzen, mit genießen, die Gerichte mit zarter Hand herumreichen, aber sie sollen weder tranchiren, noch vorlegen. Die Frauenzimmer sollen die Menschheit lieben, nicht sie zergliedern; den Menschen beurtheilen, aber nicht beschreiben; die Liebe empfinden, aber nicht sie schildern, sie können auch Romane spielen, aber nicht drucken lassen. Die weiblichen Herzen sind Improvisatoren. Jedes Thema von Liebe, Tugend, Menschlichkeit und Zartheit wird von ihnen innig und gefühlvoll variirt; Liebe und Treue sind ihre Themata, die von den Männern aufgegeben werden.

Aber Improvisationen muß man nicht d r u c k e n lassen. Jeder Schriftsteller soll Alles, was er schreibt, erst einem gebildeten, geistreichen Frauenzimmer vorlesen. Das weibliche Herz ist der einzige Richterstuhl männlicher Thaten; das weibliche Gefühl ist der einzige Richterstuhl aller poetischen Erzeugnisse. Ihr Erröthen ist die Feuerprobe, ihr Lächeln die Goldprobe, ihre Thränen die Wasserprobe der Wahrheit.

Der Mann muß erst ein Brennus-Schwerdt in die Wagschale werfen, um zu wissen, wo die Schale sich hinneigt; bei der Frau reicht ein Rosenblatt, ein Sonnenstäubchen, eine versteckte Thräne zum Uebergewichte hin.

Die Empfindungen in dem Herzen der Männer sind nur Uebersetzungen aus dem weiblichen Herzen, die in der Uebersetzung viel verloren haben. In den Frauenherzen ist die Geschichte der Liebe, in den Männerherzen ist die Fabel der Liebe. In dem Frauenherzen ist die Treue eine neue Auflage derselben Liebe, in dem Männerherzen ist sie die gedehnte Fortsetzung der Liebe. — Das Frauenherz preßt selbst noch aus den abgefallenen Blättern der Liebe die Thränen der Erinnerung und das Oel der Freundschaft, das Männerherz aber wirft diese abgefallenen Blätter der Liebe in eine Vase, um sein Zimmer zu parfümiren.

Darum sollen die Frauen richten über Menschen und Empfindungen, und selbst über Bücher; aber sie sollen nur keine schreiben. Nicht nur die Menschen können ohne Schrifstellerinnen bestehen, sondern auch die Unmenschen, d. h. d i e B u c h h ä n d l e r.

Die Männer schreiben Romane, die Frauen auch. In dem Männerromane ist die Liebesgeschichte wie eine Cigarre; auf der einen Seite brennt es, und auf der andern Seite dampft es; dabei werden, Gottlob, die Cigarren und der Roman immer k ü r z e r. In den Frauenromanen aber ist der Stoff

wie ein Strumpf, er wird immer länger, von oben hinab; wenn Robert eine Masche fallen läßt, so nimmt Louise zehn Maschen auf, und strickt jede Empfindung drei Mal herum. Liebe ist der Stoff zu allen Romanen; allein die Männerromane sind wie Männergarderoben, ein blauer Frack und ein schwarzer Frack, glückliche Liebe und unglückliche Liebe; aber die Liebesgarderobe der Schriftstellerinnen hat alle Farben, schwarze Liebe, blaue Liebe, Rosaliebe, Ponceauliebe, Lilaliebe, Chamoisliebe u. s. w.— Sie verzehren in jedem Romane den ganzen Speiszettel der Liebe. Zuerst Liebe in der Suppe, dann Monatsliebe mit Butter, dann heißabgesottene Liebe, dann Liebe mit vol au vent, dann Liebe mit Parmesan, dann Liebe am Spieß gebraten, dann grüne Liebe mit Sellerie, dann Emmenthaler-Liebe u. s. f.—Die Liebe in den Frauenromanen kömmt mir vor, wie der Mond! alle Augenblicke ist Neumond, und es ist doch immer derselbe Mond, und es kommt immer zu demselben letzten Viertel.

Der Romanschreiber und die Romanschreiberin, beide braten die Herzen ihrer Helden, aber der Schriftsteller bratet die Herzen wie Kartoffeln, er sammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt, scharrt sie in glühende Asche ein, und sieht sich weiter nicht um, bis sie ganz gebraten sind.—Die Schriftstellerinnen braten die Herzen wie die Kastanien; bevor sie sie in die Pfanne hauen, schneiden sie in die Herzen noch selbst hinein, und bleiben dabei, und schütteln sie über die Glut, bis die Kastanien und die Herzen aufspringen. Bis diese Herzen aufgesprungen sind, ist der Leser auch schon aufgesprungen, und läßt die Schriftstellerin mit ihren Personen allein. — Ein Frauen-Roman ist wie das Wasserglacis: ein Paar braucht die Kur, und Hundert laufen auf und ab und besetzen alle Bänke, aber am Ende finden sich die liebenden Herzen durch die Bank zusammen.

An die überflüssigen Menschen könnte ich noch eine Menge Dinge anreihen, die überflüssig sind, z. B. Affen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen sein können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die Künstler überflüssig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborner Künstler. In der Kunst ist Alles von Wechselwirkung. Zuerst kam der Hund auf's Theater, dann kam das Theater auf den Hund! dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler; dann kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück wie die ersten Kunst-Helden; dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt; dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrigt!

Daß der Mensch ein Aff' ist, das ist gar keine Kunst, da gibt es sehr viel Naturalisten unter den Menschen, und wenn ein Affe ein Künstler ist, so stehen die Haustheater künstlerisch sehr hoch! —

An diese überflüssigen Wesen schließt sich noch eine Gattung Kunstmenschen an, die auch überflüssig sind: „Die redlichen Finder," die so oft gebeten werden, und so selten erscheinen. Ein redlicher Mann darf gar nichts finden, nicht einmal einen Gönner. Die „redlichen Finder" sind ohnehin nur eine Redensart, eine polizeiliche Schmeichelei. Wo sollen in unsern Zeiten die redlichen Finder herkommen, wo kein Mensch mehr etwas zu verlieren hat?

Es wird jetzt nur ein Ding auf der Welt verloren: die Prozesse. Das sind die redlichen Verlierer! Aber zu diesen redlichen Verlierern findet sich kein redlicher

Gewinner.—Ein Prozeß ist das wahre Paradies: er wird auf dieser Welt nur verloren, aber nie gewonnen!

Ich könnte Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch Ausdrücke nennen, die überflüssig sind; z. B. Alle, die Sie so eben von mir gehört haben; allein ich fürchte, wenn ich fortfahre, müssen Sie fortgehen, wobei Sie freilich besser fahren, und wenn Sie sich entfernen, können Sie sagen: „Die Vorlesung gewinnt in der Entfernung.“—Ich schließe also, indem ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, für Ihre edelmüthige Theilnahme, für den überflüssigen Beweis, daß kein Mangel an Menschheit hier herrscht, danke, tiefbewegt und innigst danke, im Namen der Menschheit, im Namen des Himmels, im Namen der unglücklichen Familie, und sollten Sie diese Vorlesung eine unglückliche Vorlesung nennen, so sind sie nicht sicher, daß ich nicht sogleich ein Concert ankündige: „Zum Besten einer verunglückten Vorlesung.“

Die egyptische Finsterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoristische Olla Potrida.

Es giebt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existirt hätten, nie berühmt geworden wären. Z. B. die „egyptische Finsterniß,“ die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine egyptische Finsterniß käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie eine egyptische Finsterniß ist's jetzt, Gottlob, wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands,“ wenn sie jetzt lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands!“

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menschen zu suchen; jetzt giebt's gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Räthsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?“

An diese zarte Lebensfrage knüpft sich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Nase fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?“—Die Antwort auf diese zweite Frage ist ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maaß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim ersten Pfiff stehen, wo soll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unseren Philosophen? Er war wenigstens faßlich!—Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie, wie Diogenes, sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich, und werden Philosophen per fas et ne-fas!—Darum studirt man drei Jahre Philosophie: das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird bloß repetirt!

Eine ebenso abgeschmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Koulissenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein großer Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die egyptische Finsterniß, daß Sie es nicht sehen! das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsterniß, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsterniß nicht alle Tage sieht!

Die egyptische Finsterniß ist die einzige egyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verstanden, ihre Finsterniß einzubalsamiren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsterniß giebt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese egyptische Finsterniß allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsterniß aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gasart ist fixe Luft, und in unserer Finsterniß muß man froh sein, wenn man wenigstens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man also die Finsterniß beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe,“ die „Gerechtigkeit“ und das „Glück,“

sind drei glückliche Wesen, die nicht sehen; die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt.

Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind und das Glück ist auch blind! Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß das Glück blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß die Liebe keine Liebe ist; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, so würde die Liebe sehen, daß dieses Glück kein Glück ist!

In der egyptischen Finsterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, sondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen, als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten Stockblind, die Verheiratheten aber blos Staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib; in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar; wie

glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch eine Kunst; wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz; und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen; die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen; und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das ist aber ein Fasten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener, gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Oesterreicher spricht Alles in der längstvergangenen Zeit. Der Preuße Alles in der jüngstvergangenen. Der Oesterreicher sagt: „ich bin spazieren gegangen.“ Der Preuße sagt: „ich ging spazieren!“ Der Oesterreicher sagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße sagt: „Ich guckte sie an!“ Woher kommt dieser Unterschied? Der kömmt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Fasan gegessen hat, Abends scheint, ist es ihm schon so lang, daß er keinen Fasan gegessen hat, daß er in der längstvergangenen Zeit sagt: „Ich hab' einen Fasan gegessen!“—Wenn der Berliner einen Fasanflügel ißt, so ist ihm vierzehn Tage nachher noch so, als hätte er ihn eben erst gegessen, und er sagt in der jüngstvergangenen Zeit: „Ich aß ein Fasanflügelchen!“

So spricht des Wieners Herz Alles in der längstvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, so sagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!“

Aber in der Liebe, verehrten Leser, giebt es jetzt überhaupt nur eine längstvergangene Zeit, d. h. die Zeit, wo man geliebt hat, ist längst vergangen!—Wenn mir Jemand seine Geliebte vorstellt und sagt: „Das ist meine Zukünftige,“ so denke ich mir immer: das ist seine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe ist blind, die Herzen der Männer aber sind so barmherzig, daß jedes Herz seine eigene Blinden-Anstalt hat!

Die Liebe ist blind, und doch sagt man: „Die Liebe und die Zigeuner sehen im Finstern.“—Warum sehen die Zigeuner im Finstern? weil sie von der egyptischen Finsterniß herstammen. Die Finsterniß ist also das Perspektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finsterniß haben, die Egyptische und die Europäische, so hat unsere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perspektiv!

Nun sehen Sie, da sind wir schon wieder bei unserm Titel, bei der egyptischen Finsterniß, und was den Ochsen betrifft, verlassen Sie sich nur auf mich. Lassen Sie mich nur ein Bischen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochsen sein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochsen

angebetet; wir weichen etwas davon ab, und beten blos zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldenen Ochsen, und wie viel Männer eine goldene Gans an? Am Ende nimmt der goldene Ochse die goldene Gans, und sie feiern die goldene Hochzeit; denn es ist ihnen sogleich, als hätten sie schon 50 Jahre zusammen gelebt!—

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr; darum rüste sich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum siebenjährigen Krieg, und an jedem Ersten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, ist ein Streich des Schicksals; wer die silberne Hochzeit feiert, der hat seine 25 glücklich überstanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat 50 bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage Hochzeitsfackeln an? Weil man schon bei der Hochzeit anfängt, finstere Gesichter zu machen! Wiederum eine Finsterniß, die noch älter ist, als die egyptische!—Die Egyptier in ihrer Finsterniß hatten Recht die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlichern Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, z. B. große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete

Redakteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsterniß beleuchten kann? Nichts leichter als das. Man schlägt den Ochsen todt; man zapft ihm das Fett ab; man läßt das Fett aus; man macht aus dem Fette Lichter; man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne und beleuchtet sein Jahrhundert!

Man versuche aber einmal, und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der egyptischen Finsterniß gelebt hat; daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat; daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptische Finsterniß und der Ochs in Ihrer Gunst gerechtfertigt, und

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Reitende Ankündigung einer Tausendsappermentsâ Zeitung,

unter dem Titel:



„Der weltstürmische Stupigrafo."

Philistrirte, renovirte, affektionirte, inveterirte, angestierte, feinpetschirte, rohgeschmierte Generalbaß- und Contrapunkt-Zeitschrift der europäischen und überseeischen Staaten,

für

Staatskunst, Blaufärberei, Politik, Antikritik, Metaphysik, Straßenbau, Philosophie, Kochkunst, Aesthetik, Lohgerberei, Physik, Wanzenvertreibung, Philologie, Theerbereitung, Logik, Kritik, Mathematik, Heraldik, Gummielastik, Kautschuk, Humbug, Mastix, Donaunix, gar nix und meiner six,

mit
ganz unerhörten und niezusehenden Bei-, Vor- und Anlagen an Illustrationen, Litografonen, Schub- und Schablonen, Bibliografonen, Humoristikionen, Myrmidonen, Patagonen, Pabstkronen, Sprachkanonen und Amphiktionen,

nebst wöchentlichen Beilagen und Zugaben an
Selchwürstel, Biographen, Plunzen, Abhandlungen, Schnitzel, Judenfisch, Gehirnpofesen, Lokal-Notizer, Speckkraut, Länder- und Völkerkunde, Schafsköpfel und anderen Zuthaten gesattelter Kunstwerke und Leckereien,

verbunden
mit einem „Taubstummen-Institut" in zwölf Sprachen: Kauderwelsch! Rothwelsch, Grünwelsch, Jüdisch-welsch, Rastelbinderisch, Tartaramuntschisch, Galli-Mathiasisch, Neu-Schnofeldeutsch, Wischiwaschiisch, neu-orthographisches Seilerstädterisch, radbrecherisch und total-deutsch-confiszirt.

Diese maginperbe, kollossafte, riesigale, supereske und giganterbe, n··dagefassende, all'umgewesne, naturtragische und wohlfeilste Undernähmung der Reizeid und des Monades Merts erscheunt gehwis und alle Dag siecher, rettigirt und Herr-ausgegeben von

Pro-fässer Kux-Kix-Kozelberger.

Forder Hand machen wihr nuhr die Namen der uns gleich gewackſenen Mit-Kol-Laborateure bekannt:

Erster Haubt-Red-Akteur:
Alexander der Große.

Hals-Redakteur:
Czerny-Georg, der „Vatermörder."
Brust-Redakteur:
Rinaldo Rinaldini.
Bauch-Redakteur:
Sir John Fallstaff.
Schienbein-Redakteur:
Mahomet von Ketskemet.
Hühneraugen-Redakteur:
Ida Hahn-Hahn.
Chor-Rektor, der die nei-deutschen Chor-Rekturen macht:
Caspar Hauser, der Nürnberger Philolog.

Diese Zeitschrift erscheint auf zwei-ellen-breitem Baumwoll-Zitz, täglich vierund-zwanzig Mal, und alle zwei Stunden ein „Telegraph;" um Mitternacht erscheint ein „Ganz-Extra Blatt," welches durch die Nachtwächter gratis ausgetragen und jedem Abonnenten unter das Zopfkissen gelegt wird.

Mit diesem großen Blatte sind noch folgende Unternehmungen verbunden; Eine Schwimm-Anstalt; ein Mehlspeismacher-Verein; eine Irren-Anstalt für gewisse Pränumeranten; ein Assekuranz-Verein für Colporteure, die um ihre Kaution geprellt werden; ein allgemeiner Schlafmützen-Clubb; ein Central-Schusterbuben-Verein für Redaktionspech; ein sich-gegenseitig-aus-dem-Wirthshaus-führender-Verein; eine große Menagerie; eine Journal-Reinigungs-Anstalt; ein Central-Lerchenfeld'scher Heuriger-Verein; eine großartige Kratz-Anstalt für händelose Leute, die's juckt u.s.w. u.s.w.

Die Entreprise dieser Unternehmung besteht aus einer „Administration," einer „Hauptgrundbuch-

Fallir-Anstalt," eine „Redaktions-Zweckausbringungs-Commission," einer „Pränumeranten-Retirir-Anstalt," einem Junge-Mitarbeiter-Aufschlag-Amte," einem „Central-Schulden-Verlangungs-Comité," einer „permanenten Thränentrocknungs-Gesellschaft für betrogene Abonnenten" und aus noch einer An- und Unzahl von Direktoren, Faktoren, Halloren, Improvisatoren, Registratoren, Inspektoren und Testaments-Exekutoren.

Die Hauptkanzlei befindet sich
in Amerika, dritte Stiege, die Thür links.

Pränumeration wird angenommen in allen Geldgattungen, sogar in Viktualien, und zwar zu allen Stunden, in allen Lokalitäten Europas, welches unser Mitinteressent ist, und von allen Menschen aller Religionen und Farben.

Tendenz: Lieber al-bern als frei.

Motto: „Weiter haben's kani Schmerzen!"

Wer auf zehn Stück pränumerirt, bekömmt einen Freiplatz in der mit unserm Blatte verbundenen „Irren-Anstalt."

So geschrieben in Europa im Jahre Eintausend achthundert und „Geißel," im Monate, wo die Hasen mit dem „großen Löffel" essen, am Tage nach Literari-Mißgeburt.

P.S.—Zur größern und schnellern Verbreitung von Saphir's welt-humoristischen Werken haben wir mit großer Aufopferung das

Original California Goldfieber

engagirt, auch können dieselben späterhin gegen Goldstaub eingetauscht werden.

Luft, Feuer, Wasser, Erde, oder: Die vier Elemente und noch ein Himmels-tausend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menschen auf der Welt giebt, ist sehr ungerecht; wie soll der Mensch einfach sein, wenn er aus vier Elementen zusammengesetzt ist? Jeder Mensch, als Mensch, ist also ein vierfacher Mensch blos als Unmensch kann er einfacher Unmensch sein.

Luft, Feuer, Wasser, Erde! Wie verkehrt geht der Mensch mit seinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer; was aber das Glück der Erde anbetrifft, das läßt er zu Wasser werden!

Die Erde ist aus dem Wasser entstanden, sie ist beim Wasser groß geworden, sie ist ein Wasserkind; ist's also ein Wunder, daß sie so gebrechlich, so hinfällig, so albern ist?

Die Erde ist eine Tochter des Wassers, der Mensch ist ein Sohn der Erde: der Mensch ist also ein Enkel des Wassers. Wie undankbar aber geht der Mensch mit seinem Großvater um, er stürzt sich nur dann in seine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftsteller und die Weinwirthe sind dankbare Enkel; die Schriftsteller schreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirthe gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen spielt das Wasser bei den Menschen! Welch' ein Unterschied zwischen einem Menschen, dem das Wasser in den Schuh läuft, und einem Menschen, dem das Wasser in den Mund läuft; zwischen einem Menschen, der Wasser in den Augen hat, und einem Menschen, der Wasser im Kopfe hat!

Als das Trock'ne sich aus dem Wasser losrang, heißt es in der Schöpfungs-Geschichte, so nannte der Himmel das Trock'ne: „Erde!"

Es heißt ferner in der Schöpfungs-Geschichte: „Es versammeln sich die Wasser an einem Orte, damit das Trock'ne sichtbar werde.“ Wie ist es möglich, daß aus einer Versammlung von Wassern das Trock'ne sichtbar werde? Es müßte denn sein, man legt sich eine große Bibliothek an, wo durch eine Versammlung von Wassern das Trock'ne erst recht sichtbar wird!

Wie manchem Menschen macht der Himmel Alles auf Erden so zu Wasser, daß er in's Wasser springen muß, um auf's Trock'ne zu kommen? Und würde nicht gerade jenem Menschen, der stets mit der trock'nen Wahrheit umginge, das Wasser bis an den Hals gehen?

Wasser im Kopfe zu haben, ist gar nicht so übel; wer Wasser im Kopfe hat, braucht keine Theaterstücke aus dem Französischen zu übersetzen, denn Wasser ist ein Urstoff, und wer selbst einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der übersetzen?

Jeder Mensch besteht aus vier Elementen; die Uebersetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde und den Diktionär, der ist ihr Element!

Es geht mit den Elementen, wie mit dem Schicksal; vor Zeiten hatten Alle ein Schicksal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schicksal; früher hatten alle Menschen dieselben Elemente, jetzt hat jeder Mensch sein besonderes Privat-Element. Jeder sagt, das ist mein Element; Jeder erfindet ein neues Element, und nimmt gar ein Patent darauf, und es giebt nur ein Element, welches Gemeingut ist: das Dreischockschwerenoth-Element!

Der Eine sagt: „Das Geld, das ist mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Geld ist eine Wissenschaft, bei der es sich hauptsächlich darum handelt, daß man nur die ersten Elemente recht inne hat und fest hält!

Bei dieser Wissenschaft handelt es sich um die ersten An-

fangs = Gründe, um die Leseregeln; wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zusammenbuchstabirt, wird nie ein großer Geld=Gelehrter werden.

Es giebt eine einzige Weltsprache: das Geld! eine unaussprechlich schöne Sprache! — Die Sprache im Allgemeinen ist eine Eigenschaft des Menschen, wodurch er seinen Geist mittheilt; das Geld aber ist der Geist des Menschen, von dessen Eigenschaft er gar nichts mittheilt.

Das Wort „Sack" ist fast in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat, und Geld in allen Sprachen denselben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, schönen Reim gemacht: Welt — Geld; die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist ein alter Natur=Reim der menschlichen Natur.

Es giebt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es giebt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt sich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt sich auch auf kleines Geld.

Warum geschieht so wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verschieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt gesehen, von dem sagt man, er besitzt viel Welt, er ist ein Weltmann; wer viel Geld gesehen hat, ist aber deshalb noch kein Geldmann!

Beim großen Geld giebt man baare Münze für den Schein, bei der großen Welt giebt man Schein für baare Münze. Das kleine Geld kursirt, und das große Geld ist im Kasten und in der Erde begraben; bei der Welt ist's leider verkehrt, die große Welt kursirt, und die kleine Welt ist begraben.

Als das Papier=Geld entstand, entstand auch sogleich die Papier=Welt.

Es giebt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Lösch-Papier-Welt und eine Makulatur-Papier-Welt; am verbreitetsten aber ist die Papp- und geleimte Papier-Welt, das ist jene Papier-Welt, die sich nur dadurch hält, daß sie da leimt, dort leimt, hier *aufpappt* und dort *zupappt*. Das Schlimmste ist bei dieser Papier-Welt nicht das, daß sie *fließt*, sondern daß sie *durchschlägt*; leider ist bei bloßem Papier, welches durchschlägt, auf der andern Seite etwas zu sehen; was aber die Papier-Welt durchschlägt, davon ist auf gar keiner Seite mehr was zu sehen!

Man sieht also, daß Geld ein Element ist, welches die andern vier Elemente in sich vereint. Denn die Elemente sind bloß die Form, unter welcher die Materie erscheint, da aber Geld jetzt die einzige Form ist, in welcher man als Materie erscheinen kann, so hat *der*, welcher sagt: „Geld, *das* ist mein Element!“ die Materie förmlich erschöpft!

Der Andere sagt: „Die Liebe, die Frauen sind mein Element!“ Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Wasser und Erde.—

Bevor sie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren; wenn sie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Wasser für sie gehen, und wenn sie uns geheirathet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben *feurige* Liebhaber, *luftige* Liebhaber, *wässerige* Liebhaber, aber wir haben keine *erdigen* Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber giebt. Blos auf der Börse giebt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine große Wahrheit annehmen, alle unsere Liebhaber spekuliren entweder auf *der* Börse oder auf *die* Börse. Die Börselieb-

haber und die Mädchenliebhaber unterscheiden sich in manchen Dingen. Die Börseliebhaber lassen erst zurückgehen und bleiben dann aus; die Mädchenliebhaber bleiben erst aus, und lassen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber ist wie ein kurzer Athem, wenn er einmal ausgeblieben ist, so kömmt er nicht wieder; ein Börseliebhaber ist wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er ist ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein Bischen, damit ist's aus.

Man sagt: die Liebe ist eine Himmelsleiter, es ist möglich, aber dann ist die Ehe auch eine Himmelsleiter; auf der einen Leiter steigt man zum Himmel hinauf, auf der andern steigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe ist eine Himmelsblume, ja wohl, darum ist sie eine fremde, eine exotische Blume, und wird auf Erden nur durch künstliche Wärme getrieben.

Die erste Liebe ist der einzige Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber es gibt viele Nachschlüssel und falsche Schlüssel dazu. Die Frauenzimmer wissen gar nicht, welche große Unvorsichtigkeit sie begehen, wenn sie sagen: das ist meine erste Liebe! In der Schöpfungs-Geschichte heißt es: „und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag!" und nicht „der erste Tag," denn wo noch kein Zweites ist, kann kein Erstes sein. Wenn also ein Mädchen sagt: das ist meine erste Liebe, so muß schon im Geiste eine Zweite daneben laufen. Die erste Liebe ist wie der erste Schnee, er bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weggeschaufelt wird, so geht er von selbst weg. Ueberhaupt trägt die erste Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzschuh, oder Schlittschuh, d. h. sie folgt gewöhnlich denen, die sie zum Tanz oder auf's Eis führen, und nie denen, die sie nach Haus führen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber der

Geliebte vergißt oft, das Herz hinter sich zuzuschließen, und so bleibt es dann für Jedermann offen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüssel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit ist der Dietrich zum weiblichen Herzen, sie schließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz ist darum leicht zu erschließen, weil es bloß von der Convenienz, von außen verschlossen ist. Die Männerherzen aber werden vom Egoismus verschlossen, der Egoismus aber wohnt inwendig, und schiebt von innen große eiserne Riegel vor, und kein Schlüssel erschließt das egoistische Herz der Männer. Die Männer schließen ihr Herz nur darum so sorgfältig zu, damit Niemand sehe, daß nichts darinnen ist.

Das Herz der Männer ist wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer ist es kalt darin, und in ihrem Herbst ist es lau. In einem weiblichen Herzen steht in der Mitte ein kleiner Toilettetisch mit Spiegel und davor sitzt zuerst die Selbstliebe, und sieht sich wohlgefällig an. An der Wand stehen einige gepolsterte Sessel, da klopft es an, und herein treten verschiedene Herzensfreundinnen, die Gefallsucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. s. w., und nehmen alle Plätze ein, endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit gesenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmuth, in den Augen eine Thräne der Sehnsucht, auf der Stirne den Ernst der Ewigkeit, und auf den Wangen die Visitkarte der süßesten Empfindung, das Erröthen, und die geschämige Liebe bleibt schüchtern an der Thür stehen, und Gefallsucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit springen von ihren Sesseln auf und wollen sie umarmen, und die rosigen Lippen ihr küssen, allein die Liebe lispelt: „Ich will allein

mit Dir sein!" Da entfliehen Gefallsucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der rosigen Liebe, und die Liebe spricht zur Selbstliebe: „Du bist die Selbstliebe, ich bin die Liebe selbst." Ziehst Du Dein Selbst der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei Dir verweilen! Da verläßt die Selbstsucht im weiblichen Herzen ihr Selbst, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr Eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen steht vor Allem ein großer breiter Divan, und darauf wälzt sich bequem der Egoismus herum; auf den plumpen Lehnstühlen rings herum liegen mehr als sitzen: Die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend u. s. w., da kömmt die Liebe herein, Niemand steht von seinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will sie täppisch anfassen, die Trunksucht will sie berauschen, die Reitsucht will sie wie ein Pferd dressiren u. s. w., da schaudert die Liebe zusammen, ihr Wesen empört sich, sie entflieht auf ewig, und bringt ihren Schwestern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz ist, auch für sie schwerlich sich ein Plätzchen finden lasse.

Darum ist die Liebe weiblichen Geschlechts, und das eigentliche Element der Frauen.

Es gibt andere Leute, welche sagen: „Der Witz ist mein Element!" Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz ist's wie mit dem Element Wasser. Wassernoth ist so gut zu viel Wasser, als zu wenig Wasser, und Witznoth ist ein Unglück sowohl durch zu viel Witz als durch zu wenig Witz. —Es gibt so viele Gattungen Witze, als Wasser: Brunnen-Witze, süße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es gibt Leute, welche die Witz-Kur machen, wie man Wasser-Kuren

macht; sie nehmen z. B. einen lahmen Gichtkranken, und gießen ihm so viel und so lange ihre Witze ein, bis er frisch und rasch aufspringt und davon läuft!

Der menschliche Geist hat viele Werkzeuge in seiner Werkstatt. Der Verstand ist der Bohrer, der bohrt seinen Gegenstand an; die Klugheit ist der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewundenem Wege heraus; die praktische Vernunft ist das Stemmeisen, wenn sie sich anstemmt, bringt sie Alles zuwege; der Witz ist die Zunge, der seinen Gegenstand von verschiedenen Seiten so lange beim Schopf faßt, bis er selbst beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geist und das Herz: was ist dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menschen:

„Was ist Dein?“

Dieser Jahrhunderte alte Thurm? Ich Erde schüttle mich und er ist hin! Was ist dein? Dieser große Palast? Ich Feuer umarme ihn, und er ist dahin! Was ist Dein? dieser Damm, diese kühngewölbte Brücke? Ich Wasser küsse sie, und sie sind dahin! Was ist dein? Diese Schiffe, diese Boote, diese Flotten? Ich Luft verschnaube mich und sie sind dahin!

Das ist die große Elementarschule des Lebens, das ist der große Elementar-Unterricht des Schicksals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Mensch über in die hohe Schule der Weisheit! Und nur in diesen Elementarschulen wird der Mensch weich gehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daseins.

Ja, nur unter den Hammerstreichen des schweren Schicksals erkennt man den Menschen, ob sein Wesen aus edlem oder gemeinen Metalle ist. Je gemeiner dieses Metall, desto mehr

ächzt er unter diesen Hammerschlägen; je edler, je goldhaltiger sein Wesen, desto leiser und sanfter sind seine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerschlägen.

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.*

Die Weisheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht im Schweigen und Wissen. Wenn ich nun schweigen wollte, so würden Sie wissen, daß ich ein—Weiser bin. Ein Weiser ist Jemand, der Einem etwas weis't. Ein Weltweiser ist wie ein Wegweiser. Der Wegweiser sagt: „Das ist der Weg!" ohne daß er ihn selbst geht; ein Weltweiser sagt: „Das ist die Welt!" er selbst aber hat gar keine Welt.—Ein Weltweiser ist wie ein Uhrweiser, er will der ganzen Welt weisen, was an der Zeit ist; wenn es aber um und um kömmt, so steht er auf demselben Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Weisheit besteht aus: Weltweisheit, Schulweisheit und Lebensweisheit. Früher ging die Welt in die Schule des Lebens, jetzt sucht das Leben die Welt in der Schule, darum tritt man aus der Schule ohne Welt in das Leben.

Die Griechen waren die ersten Philosophen der Welt; sie konnten es auch leichter werden, als die Deutschen, denn sie brauchten weder Griechisch noch Deutsch zu lernen.

Früher, m. f. H. u. H., ging die studirende Jugend aus schweren Prüfungen über in die Philosophie, jetzt geht unsere studirende Jugend aus der Philosophie zu schweren Prüfungen über. In Griechenland wurden Philosophie und

---

* Gehalten, zum Besten der „grauen Schwestern," am 23sten März 1839 im Josephstädter-Theater.

Medizin verschmolzen, bei uns sind sie getrennt; die Philosophie bebauet den Acker Gottes, die Medizin den Gottes-Acker. Die Philosophie und die Medizin drücken dasselbe in verschiedenen Worten aus. Die Philosophie sagt: der Mensch soll nur nicht viel ausgeben; die Medizin sagt: der Mensch soll nur viel einnehmen.

Der Tod schreibt zwei Mal an den Menschen, einmal durch die Philosophie, um ihn auf seine Ankunft vorzubereiten, aber er bestimmt weder den Weg noch die Stunde der Ankunft, sondern schreibt: „Das Nähere werde ich Dir durch die Medizin melden!" dann schreibt er durch die Medizin, und bestimmt die Zeit und die Art der Ankunft, ob er auf der Achse kömmt, d. h. auf der Achse, um die sich die Medizin dreht, nämlich: die Apotheke, oder, ob er zu Wasser kommt, nämlich durch die — Hydropathie.

Jeder Schmerz im Menschen, m. f. H. u. H., wird auf dreierlei Weise kurirt: allopathisch, hydropathisch und homöopathisch; allopathisch durch—Gesellschaft, hydropathisch durch—Thränen, homöopathisch durch—Einsamkeit. Die Einsamkeit ist die Homöopathie des Geistes und des Herzens. Eine große Gesellschaft ist wie eine allopathische Apotheke; man findet in ihr von allen Mitteln sehr viel, nur von den—Geistern sehr wenig.

Die Philosophie, m. f. H. u. H., ist ein Frauenzimmer, wenn sie keinen Grund mehr anzugeben weiß, fällt sie in —Ohnmacht. Die Philosophen bewegen sich in einem ewigen Zirkel, und dennoch, wenn sie in einen ordentlichen Zirkel kommen, so wissen sie sich nicht zu bewegen, sondern sie verstecken sich da in alle vier Winkel, und suchen so die Quadratur des Zirkels. Die Weisen suchen die Wahrheit, die Narren reden die Wahrheit; wer ist nun mehr Narr? Der Weise, der etwas sucht, das jeder Narr ausplaudert, oder

der Narr, der das ausplaudert, was die Weisen verschweigen? Sind die Weisen nicht rechte Narren, daß sie etwas suchen, bei dem der redliche Finder bestraft, oder gebeten wird, es für sich zu behalten? Wenn die griechischen Weisen jetzt lebten, wir würden sie Alle für Narren halten. Wenn jetzt z. B. Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, so würde man ihn, unnützen Lebenswandels wegen, auf dem Schub fortschicken. Im 19ten Jahrhundert fand man nur einen Menschen—Kaspar Hauser.—Diogenes hat seine Weisheit alle Tage aus demselben Fasse gezapft; unsere Philosophen zapfen alle Tage aus einem andern Faß. Unsere Philosophen philosophiren folgendermaßen: „Die Weisheit sucht die Wahrheit, die Wahrheit liegt im Wein, der Wein liegt im Faß, das Faß liegt im Keller, folglich muß man die Philosophie aus dem Keller holen.“ Es ist sonderbar, unsere Philosophen holen vom Wein und von der Wahrheit immer nur eine Halbe, und bekommen von beiden doch am Ende im gleichen Maße nur einen Nebel. Die Heidelberger-Philosophie ist deshalb so groß, weil das Heidelberger-Faß so groß ist. Darum sind unsere Kellner wahre Philosophen, denn die Philosophen verlangen von den Menschen immer mehr, als sie eigentlich schuldig sind.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., mit unseren Philosophen, sie suchen in jedem Felde neue Wahrheiten, aber immer im alten Weine, und nur in einem Felde suchen sie die alte Wahrheit im neuen Wein, nämlich im heurigen, im Lerchenfeld.

Der Weise Bias, m. f. H. u. H., war zu seiner Zeit auch kein Narr, er hatte zwei Sprüche, nämlich: „Lebe in beständiger Todesfurcht,“ und: „Von deinem Freunde borge so spät als möglich Geld!“ Herr Bias macht sich lächerlich, seine beiden Sprüche heben sich gegenseitig auf, denn eben

weil man alle Augenblick fürchten muß, jetzt stirbt mein Freund, muß man sich so schnell wie möglich Geld von ihm ausleihen.

Es giebt nur eine große Schule des Schweigens, m. f. H. u. H., den Tod, es giebt nur eine große Schule der Beredsamkeit: das Schuldenmachen, und es giebt nur eine große Schule der Selbstverläugnung, das Schulden bezahlen, denn da läßt man sich alle Augenblicke selbst verläugnen. Von den Todten soll man nichts als Gutes reden. Den berühmten Menschen gönnt man nur deshalb ewiges Leben, damit man ihnen nie etwas Gutes nachzusagen brauche. Das Lob, der Ruhm und die Anerkennung, sind die Pensionen des Talentes, aber es ist mit ihnen umgekehrt, wie mit andern Pensionen, man genießt sie selten im Vaterlande.

Die Philosophie, m. f. H. u. H., sagt, man soll den Blick zur Erde senken, das ist aber das Unglück im Leben. Wenn der Mensch den Blick nur zum Himmel erheben würde, so würde er bei jedem Todtenfalle ersehen, daß sich die Erde unter uns nie öffnet, ohne daß sich auch der Himmel über uns öffnet.

Es ist keine Kunst, den Ball gegen den Himmel zu werfen; aber es ist eine Kunst, ihn aufzufangen, bevor er zur Erde fällt. Es ist kein Verdienst, den Blick gegen den Himmel zu werfen; aber es ist ein Verdienst, wenn der Himmel diesen Blick zurückweist, diesen Blick nicht in die Hölle fallen zu lassen.—

Der weise Periander sagt: „Zwei Dinge sind schwer: „Geheimniß bewahren, und Frau bewahren!“ Periander war auch nicht recht gescheidt, sonst würde er gesagt haben: „Bewahr das Geheimniß vor der Frau, so ist es wohl bewahrt!“ aber wie man ein Geheimniß vor einer Frau be-

wahrt, das eben ist das große Geheimniß, und warum uns der weise Periander dieses Geheimniß verschwieg, das ist sein Geheimniß! –

Wenn Jemand von etwas sagt: „Das kann ich nicht sagen!" so fängt er schon an, es zu sagen; wenn Jemand sagt: „Das kann ich nicht glauben;" fängt er schon an, es zu glauben, und wenn Jemand sagt: „Ich besitze eine Geliebte, ich besitze ein Geheimniß!" der hat beide schon halb verathen. —Wer ein Frauenzimmer gewinnen will, der sage ihr nur: „In mir liegt ein großes Geheimniß, ich bin bloß sein Futteral, aber ich gebe das Geheimniß ohne Futteral nicht her." Dann nimmt das Frauenzimmer wegen des Geheimnisses auch das Futteral. Die Frauen machen gerne aus ihrem Herzen ein Geheimniß, die Männer machen gerne aus ihrem Magen ein Geheimniß. Jede Frau will haben, daß der Mann ihr Herz errathen soll; jeder Mann will haben, daß die Frau seinen Magen errathen soll. Jeder Blick des Mannes soll sagen: „Herz, mein Herz, was willst du haben?" jeder Blick der Frau soll sagen: „Magen, mein Magen, was willst du haben?" Auch im Errathen unterscheiden sich die Frauen zu ihrem Vortheil von den Männern: Die Männer errathen die Menschen nur, wenn sie sie hassen, die Frauen, wenn sie sie lieben. Unsere Männer machens mit den Frauen, wie die Recensenten mit den Büchern; sie beurtheilen sie, ohne sie zu kennen; die Frauen machen es mit den Männern auch wie mit den Büchern, sie überschlagen das ganze Buch, und wollen blos sehen, wie die Sache ausgeht. Im Herzen der Frauen ist die Liebe Hausfrau, sie wird nicht gesteigert und bleibt wohnen; im Herzen der Männer wohnt die Liebe zur Miethe, sie steigern sie so lange, bis sie ganz auszieht.—Die Männerherzen sind wie große Armeen, wenn sie vorwärts marschiren, und im Siege begriffen sind, werfen sie sich auf Hauptplätze

und große Festungen; wenn sie im Rückzuge begriffen sind, nehmen sie jeden Gänsestall mit. Unsere liebenden Jünglinge sind wie die Brathühner, wenn sie so recht gebraten sind, so tragen sie auswendig unter einem Flügel den Magen, und unter dem andern das Herz und die Leber; inwendig aber sind sie leer.

Die Männer sind selbst in der Liebe ein Bischen grob, die Frauen sind selbst im Hasse artig. Ein Frauenzimmer ist wie ein Brief, wenn ein Brief auch noch so grob ist, so fängt er mit einem Kompliment an, und hört mit einem Kompliment auf. Wenn das ganze Frauenzimmer auch sonst gar nichts von uns wissen will, den Kopf und den Fuß zeigt sie uns immer gerne von der schönsten Seite. Die Ehe selbst betrachten die Frauen als das letzte Avancement der Liebe, bei den Männern hingegen wird in der Ehe die Liebe blos mit erhöhtem Charakter in Ruhestand gesetzt. Was die Männer an den Flitterwochen abgekürzt haben, das haben sie an den Flegeljahren zugelegt. Jede Parthie ist vor der Heirath eine einfache Parthie, nach der Heirath wird eine Parthie à la guerre daraus. Bei dieser Parthie gewinnt aber der, der sich am ersten verlauft. Es gibt Mädchen, gegen die das Schicksal nun einmal durchaus Parthie genommen hat; wollen sie eine Landparthie machen, so regnet es; wollen sie eine Schlittenparthie machen, so thaut es, wollen sie ein Whistparthie und eine Parthie überhaupt machen, fehlt ihnen der Mann und Strohmann; aus Ueberdruß ergreifen sie endlich die eigene Parthie, und machen alle zusammen eine Contre-Parthie gegen das Schicksal und gegen die Männer, d. h. gegen ihre Schicksalsmänner und gegen ihr Männerschicksal. Die Ehe ist das Grab der Liebe, sagt man, das ist ganz richtig, denn Jeder bekömmt sogleich sein Kreuz, allein auf diesem Grabe kann man nicht lesen: „hier ruhen sie!“

Gegen die häus··en Leiden der Frauen gibt es keine heilenden, aber doch schmerzstillende Tropfen: die Thränen, und gegen die häuslichen Leiden der Männer gibt es nur ein großes Heil und Linderungspflaster, das —Straßenpfla ner.—

Ein anderer Weiser, m. f. H. u. H., Pittakus, sagt: „Handle recht, und schließe mit der Zeit ab!" Wenn der weise Pittakus auf die Börse gegangen wäre, so würde er gesehen haben, daß der nicht recht handelt, der auf Zeit abschließt. —Allein Pittakus ging nicht auf die Börse, und darum allein war er schon der weise Pittakus.

Die griechische Weisheit bestand in „viel Wissen und wenig Handeln!" unsere Weisheit besteht darin: „von Nichts wissen, und mit Allem handeln!—Die ganze Welt scheint jetzt aus der Schule des Aristoteles zu kommen, denn der weise Aristoteles lehrt: „Die höchste Blüthe der menschlichen Vernunft ist die Spekulation."

Pittakus, m. f. H. u. H., hat gut sagen: „Schließe mit der Zeit ab!" denn zu seiner Zeit hat es noch keinen Zeitgeist gegeben, jetzt aber hat jeder Tag 24 Stunden und 24 Zeitgeiste, und der Geist läßt sich nicht abschließen. Die Zeit wird jetzt nicht von der Mutter: „Weisheit," sondern vom Papa: „Geist" erzogen, und man weiß, daß Töchter, die von Vätern erzogen werden, selten gut erzogen sind.

Die Zeit ist die Kuriositäten-Kammer des Lebens: die Vergangenheit ist das—Naturalienkabinet, in ihm stehen die versteinerte Geschichte, die ausgestopften Erfahrungen, und die Skelette großer Thaten. Die Gegenwart ist die Camera Obscura unserer Wünsche und Hoffnungen, und die Zukunft ist das Schattenspiel der Phantasie. Es gibt eine bestimmte und eine unbestimmte Zeit, einen bestimmten und einen unbestimmten Geist; das Unglück bei unserem Zeit-

geiste aber ist, daß immer zu bestimmten Zeiten ein unbestimmter Geist das Wort führen will! —

Ein anderer Weise, Thales, hat zwei Sprüche: „Kenne dich selbst,“ und „ich trage Alles bei mir!“ Wenn man Alles bei sich trägt, kann man sich leicht kennen lernen, denn dann trägt man auch sein Ich bei sich. Bei uns aber ist unser Ich sehr oft zertheilt: ein Theil von unserem Ich haben wir zu Haus in Bankaktien liegen, ein anderes Stück von unserem Ich liegt in der Sparkasse, noch ein Theil von unserem Ich wird erst drei Monat nach dato zahlbar, wie sollen wir da unser Ich kennen lernen?

Wenn wir die gesprochenen Worte sehen könnten, m. f. H. u. H., so würden wir sehen, daß jeder Mensch das Ich mit einem großen J ausspricht, und das Du mit einem kleinen d. Ueberhaupt, m. f. H. u. H., wenn man zu Jemand so recht vom Herzen Du sagt, so macht man sein Ich fett, wer aber so recht vom Herzen Ich sagt, der läßt das Du verhungern.—

Ein anderer Weiser—Solon sagt: „Man lobe Niemand seines Reichthums halber.“ Herr Solon wird erlauben, daß ihn die Journalisten etwas auslachen.

Die Devise der Journalisten ist: „Lobe Jeden des Reichthums halber! nicht so sehr, weil er reich ist, sondern damit sie reich werden. Im Grunde aber loben unsere Journalisten gewiß nicht des Reichthums halber, denn sie loben ja am Meisten sich selbst. Die Journale gleichen darin den Uhren, daß sie meistens repetiren, allein bei den Uhren erkennt man an ihrem Picken, daß sie gehen; wenn aber die Journale unter einander zu picken anfangen, so ist das ein Zeichen, daß sie nicht gehen.

An Nichts existirt jetzt ein solcher Reichthum, m. f. H. u. H., als an—Witz, und man kann annehmen, daß in einer Ge-

sellschaft von acht Personen, neun Klavier spielen und zehn witzig sind. Wenn Einer aber wirklich witzig ist, so werden alle schlechte Witze auf seine Firma gemacht, es geht ihm mit dem Witz wie Maria Farina in Köln mit dem Kölnerwasser, wo nur schlechte Kölnerwasser gemacht werden, hat sie alle Maria Farina gemacht!

Der Witz ist oft ein sehr nöthiges Lebenselement, z. B. in der Ehe, denn der Witz besteht in der Kunst, zwei widersprechende Gegenstände zu vergleichen. Das Unglück in dem Witz der Ehe ist nur das, daß bei den Frauen der Witz kömmt, wenn der Mann ausgeht, und bei dem Mann der Witz ausgeht, wenn die Frau kömmt. Die meisten Journalisten und Kritiker, die witzig sein wollen, vergessen, daß der Witz bloß eine Schlittenpeitsche ist zum Knallen, und keine Fuhrmannspeitsche zum—Zuschlagen. Viele Journalisten und Recensenten sind wie die Kakadus, sie ziehen die Klaue ein, wenn sie gefüttert werden, und drücken ein Auge zu, wenn sie zu trinken bekommen. Die witzigen Recensenten sind wie die Mädchen, sie lachen bloß um zu zeigen, daß sie Zähne haben, sie beißen aber nur dann, wenn sie nichts zu beißen haben. In der Kritik ist es umgekehrt, wie in der Medizin. In der Medizin erregt die Ochsengalle den Hunger, in der Kritik erregt der Hunger die Ochsengalle. Viele Kritiker betrachten die Künstler wie Schafe, sie geben ihnen statt Futter —Salz, und dennoch behandeln sie sie auch umgekehrt wie die Schafe, denn, wenn man die Schafe scheren will, wäscht man sie erst, wenn die Kritiker die Künstler scheren wollen, so waschen sie sie gar nicht. Ein guter Satyriker überhaupt, ist wie ein gutes Tranchirmesser, je schärfer seine Schneide ist, desto breiter muß sein Rücken sein!

Der wahrhaft Witzige muß sein, wie das Weltmeer, wenn

er lacht, müssen sich die goldenen Sterne in ihm abspiegeln, und wenn er stürmt, muß er seine Wogen gegen den Himmel tragen. Leider gleichen Viele nur darin dem Weltmeer, daß sie bloß wässerig und gesalzen sind.

Das Weltmeer bringt uns noch zu einem Weltweisen, zu Clecbulus. Clecbulus sagt: „Das Meer ist falsch, die Erde treulos, auf den Himmel bau'!" Cleobulus würde von unsern Baumeistern schön ausgelacht werden! Alle Menschen bauen auf der Erde, und wie wenige bauen auf den Himmel, und das mit Recht, denn die Einwohner auf der Erde nehmen zu, die Einwohner in dem Himmel nehmen ab, und ich glaube gewiß, es stehen im Himmel jetzt viele Quartiere leer. Der Mensch baut lieber auf die Erde, weil er da gleich Geld darauf geliehen bekömmt, der Himmel aber beschenkt, bezahlt den Menschen, aber er borgt ihm nichts.

Auf die Erde zu bauen, ist bei den meisten Menschen jetzt Grundsatz geworden, d. h. wie sie einen Grund haben, nehmen sie auf den ersten Satz—Geld auf.

Wie viel wohlfeiler, m. f. H. u. H., ist es, auf den Himmel zu bauen, als auf die Erde, denn der Himmel schenkt uns nicht nur den Baugrund, sondern er hat uns auch alle Baumateriale freigegeben. Diese Baumateriale sind: Tugend, Religion, Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung, Vertrauen u. s. w. In uns und in unserm Innern befinden sich die Werkstätten, die Ziegelhütten und Brennöfen zu all diesen Baumaterialien: Glaube, Tugend, Hoffnung, Liebe, Dankbarkeit! Der Glaube ist der Grund des Gebäudes, je tiefer er in uns gegraben ist, desto fester stehen die Pfeiler. Die Tugend ist ganz allein die Kariatyde, auf deren Schultern das Gebäude ruht. Das Laster hat Hülfstruppen im Menschen: Blut, Begierde, Nerven, Sinne, die Tugend kämpft ganz allein gegen die Ueberzahl,

darum ist es edel von uns, die Partei des Einzelnen gegen die Ueberzahl zu ergreifen.

Der Haß im menschlichen Herzen ist ein Distelkopf, er sticht selbst mit der Blüthe; die Liebe hingegen ist die Rose, selbst zerpflückt und gepreßt, gibt sie duftendes Oel.

Die Hoffnung, m. f. H. u. H., ist der Dorfjahrmarkt des menschlichen Lebens, es kommen eben so viele Bettler hin als Vornehme, allein nur die Bettler berauschen sich, die Vornehmen gehen nüchtern von dannen.

Die Wohlthätigkeit im menschlichen Herzen ist wie die segensreiche, herrliche, allwältende Natur: ihre edelsten Werke schafft sie geheim, ihre Heilquellen erzeugt sie im tiefsten Busen, ihre funkelnden Steine schafft sie in der Nacht der Erde. So erzeugt die menschliche Wohlthätigkeit gerne still und geheim ihre Segensquellen und ihre geweinten Demanten des Dankes.

Die Dankbarkeit ist das Echo der Liebe, sie tönt nicht aus flachen, sondern bloß aus erhabenen Herzen zurück, und doch ist sie nicht bloß ein Echo, denn sie gibt nicht wie die Luft bloß einen Theil des Empfangenen zurück, sondern sie erstattet es wie die Erde zehnfach wieder. Nur die Todten gibt die Erde nicht zehnfach zurück, und das ist das Glück, denn sonst könnte uns das Unglück passiren, daß uns die Erde die sieben Weisen Griechenlands plötzlich als siebzig Narren Deutschlands wieder erstehen läßt, und das würde uns sehr überraschen, denn unsere Philosophen sehen nicht bloß aus, als wenn sie aus der Erde kämen, sondern auch, als wenn sie vom Himmel gefallen wären. Ja, es ist gewiß besser, auf die Erde zu bauen, als auf den Himmel, denn wenn uns einmal das Gebäude im Himmel einfällt, so sind wir auf ewig verloren, auf der Erde hingegen ist es umgekehrt, manches Haus steht dann erst recht gut, wenn es zwei, dreimal gefallen ist!—

Das Leben, m. f. H. u. H., stürzt uns also, nach Abschluß

all dieser weisen und närrischen Betrachtungen, in die Luft, das Glück ins Feuer, das Unglück ins Wasser, und der Tod in die Erde. Von dem Menschen in der Erde ganz allein kann man die beliebte Phrase unserer Kritiker mit Recht anwenden: „Er füllt seinen Platz ganz aus,“ und wenn die Erde sagt: „Nehmen Sie gefälligst Platz“ so ist das keine leere Redensart.

Das Wasser, m. f. H. u. H., behält keinen Todten, es wirft sie Alle ans Ufer; die Erde behält auch keinen Todten, sie wirft sie Alle ans Ufer. Wir sehen dieses Ufer nur nicht, denn dieses Ufer ist Jenseits; der Strand des Himmels ist das Ufer der Erde, und an den Todten, welche die Erde an jenes Ufer auswirft, übt der Himmel sein Strandrecht, aber der Himmel läßt Gnade vor Strandrecht ergehen.

Die Erde, m. f. H. u. H., ist die große Familiengruft der ganzen Menschheit, die Erde gibt dem Menschen wieder das Körnlein, das er in ihren Schooß gelegt hat, und sie sollte dem Himmel nicht wiedergeben die Menschen, die er in ihre Furchen gelegt?

Der Winter, m. f. H. u. H., ist die große, traurige, stille Woche der Erde, nach welcher der Frühling kömmt, dieses große Oster- und Auferstehungsfest, dann stehen alle Berge wie Osterberge, und alle Wälder wie Osterwälder, und alle Blumen wie Osterflammen.

Man sagt: Alles ist vergänglich auf Erden. Es ist nicht wahr, nichts ist vergänglich auf der Erde, nichts ist vergänglich in der Erde.

Zur Bürgschaft, daß kein Ding kann ganz vergehen,
Steht ewig da der große Schöpfungsdom,
Die Welten, die am Himmel hoch sich drehen,
Der tausend Sonnen nie versiegter Strom,
Der Erde Pfeiler, die auf nichts bestehen,
Und Mensch und Sonnenstäubchen und Atom,
Das Weltmeer und der Thau am Blättersaume,
Sie walten ewig fort im großen Raume.

Ja, der Gedanke selbst in seiner engen Wiege,
Den seine Schwester Vorsicht noch bewacht,
Der stille Wunsch, wie tief er auch noch liege
In uns'res Herzens dunkler Dämmernacht,
Die leise Hoffnung, mit der Furcht im Kriege,
In tiefbewegter Brust kaum angefacht,
Und jeder Ahnung leiser Geisterschauer
Bekommen im Entstehen ew'ge Dauer.

Denn Thaten nicht nur, sondern auch Gedanken,
Noch nicht geboren aus des Denkens Schooß,
Sie fordert Gott vor seine Richterschranken;
Und Wünsche, kaum wie Schmetterlinge groß,
Und Hoffnungen, die noch kaum gebildet, schwanken
Und sich dem Herzen zagend ringen los:
Sie Alle müssen, ohne zu vergehen,
Der Ewigkeit zur ernsten Rede stehen.

Und schneller, als durch Luft die Strahlen glühen,
Entstehen die Gedanken in des Menschen Brust,
Und heller, als aus Feuer Funken sprühen,
Wird er der Flammenwünsche sich bewußt,
Und enger, als im Meer Korallen blühen,
Steh'n in ihm Hoffnung, Zagen, Weh' und Lust.
Und tiefer, als die Erde ihre Todten,
Begräbt das Herz, was ihm das Herz geboten.

Und g'rad im Frühling, wenn die Blumen-Hore
Die Krönungsmünzen auf die Erde streut,
Wenn jede Wolke wird zum Nebelflore,
Und jeder Nebelflor zum Strahlenkleid,
Wenn jeder Seufzer wird zum Wonne-Chore,
Wenn jeder enge Busen athmet weit,
Wenn durch die Schöpfung geht ein zweites: „Werde!"
Legt man die meisten Menschen in die Erde.

Da legt die Erde, bunt von Blüthenfarben,
Um ihren Sarg den großen Blumenkranz,
Sie ruft die Blumen, die im Winter starben,
Aus ihrer Gruft zum neuen Lebenstanz,

So lehrt sie schweigend, daß am Tag der Garben,
Am Tage, voll vom ew'gen Sonnenglanz,
Sie einem großen, ew'gen Frühlingsleben
Die Todten wird, wie Blumen wiedergeben!

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr. *

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine theuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber, hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, blos dem Zuge ihres schönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit, einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt genannt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hülfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen beide gewöhnlich zu spät, und so bin ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, z. B. der: Ihnen nichts mehr vorzulesen.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

---

* Eine humoristische Federzeichnung, vorgelesen am 19. Oktober im landständischen Saale, zum Besten der durch Brand in Wiener Neustadt verunglückten Bewohner.

Unsere Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hülfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsere Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritt er trockenen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein wenn es dazu kommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser an's Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten, aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen, so hat sie zwei kurios zusammengewachsene Wortkinder „geistreich" und „armselig," welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: „geistarm" und „reichselig."—Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete, bis

der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen: so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie los werden sollen, ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: „Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!“ Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit, kann der Mensch nicht eher freundlich und offen in's Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das re-

gelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und hergeschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, d. h. wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann; nur so lange man ledig, ist man Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Charakter und erhöhtem Titel Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe" selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein Ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Gemahl: Geist, auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin: Zeit, kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das

lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksal kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel an hat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahinlauft, führt sie einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: „der Zeitgeist herrscht vor!" so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will blos herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist blos durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allen dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rachitisch und so skrofulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der ächte, braucht keine besondere Zeit. Der ächte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Partheigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit. Dieser Partheigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit

ist und bleibt ein ungegliederter Fausthandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir z. B. eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserem Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft, und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, Niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!" Niemand hingegen sagt, entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist; Tausend Menschen sagen: „Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!" Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen; kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu sein. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann

man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist blos ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein jemehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heirathen, die Frauen kann man füglich ihre Taschen-Frauen heißen. Denn wenn jetzt unsere Männer heirathen, so sagen sie nicht: „Ich heirathe ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!" sondern sie sagen: „Ich heirathe hübsche, brave, tugendhafte 20,000 fl., sie haben auch etwas Mädchen." Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren—Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt, die Modefräuleins das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen habe, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaf-

ten, edlen Frauen, das sind die Thurmuhren; man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüths himmelhoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und stimmen uns selbst höher, heiliger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht unserem Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf Solidität. So eine altväterliche Uhr ging Jahre lang richtig ohne vor- und nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen; sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deshalb wenn man jetzt so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man sie ein Bischen besitzt, laufen sie einem ab!

Worin liegt alles das? In unserm Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig und nie der Geist so unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all' jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittig einfachen Weiblichkeit bei ihnen so ganz ver-

flüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schönste Altar in der menschlichen Brust—der Altar, auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den äußern Tempeldienst dieser Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Sittlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sah. Wahrlich ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen entflohen, dieses Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenster seiner Ansicht das Leben hinaus färbig ansehen, aber durch diese Fenster hinein zu blicken, muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finster sein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt. aber keine Menschen; wir besäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit. die Tugend der Dachse, und Geduld, die Tugend der Schafe: allein wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen; unsere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen; durch die Frauen lernen sie flehen und weinen, wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken; durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnar-

chen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Schöpfung beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern. Die Natur der Männer besteht darin, die Frauen zu suchen, ihr Glück darinnen, sie zu lieben, aber ihre Größe besteht nur darin, sie zu achten. Im Buche des Lebens sind die Männer die langen und starken Kapitel, aber die Frauen sind die Mottos zu diesen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen, zarten Motto mehr Sinn, mehr Geist und mehr Gemüth liegt, als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei diesem Lebensbuche besteht nur darin, daß das Motto und sein Kapitel nicht immer zusammenpassen, und manchmal geht so ein Motto durch's ganze Leben, und sucht sich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzenskammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen sein—es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten, wollen sie die Frauen gewinnen, große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden.

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt: zuerst nimmt es Briefe an, dann Packete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat

es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Packet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur rekommandirt dürfen sie nicht sein, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten rekommandirt, die rekommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe des Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fässer; sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz ein Mal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt sie dieses Herz dann mit einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wieder nehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; so wie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen, als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen alles nehmen; sie haben nicht sowohl zu wenig Zeit, um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist, um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Gefälligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist der Gesellschaften; denn es geht mit dem Geist der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern: Jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftsgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er?

Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wange roth und nicht eine erröthet. Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich um sich zu suchen; man ist aber zu zerstreut um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreishauptmann, der Kreis kreis't furchtbar und gebährt eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken: das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht in's Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir; das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten Zeug. Es giebt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück giebt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrähtiger Stoff und zweidrähtige Stoffe—brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dem Menschen gesund, weinen ist der Menschheit gesund; Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz; denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigen Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das

menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet; nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere, hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim, denn wie manche edle Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu schätzen und zu benützen; dem Glücklichen ist die Zeit nur ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besondern kleinen Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unstern über seinem Haupte; manche Rose, die das Weib Morgens vor ihr Herz steckt, steckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das ist der Triumph der Menschlichkeit im Menschen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmesser alle Herzensrinden abschält, und ihre reinen Herzen zusammenklingen in einen Seufzer, und zusammenfließen in eine Thräne, und zusammenschmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesstadt des Mitleids in der menschlichen Brust aus ihrer Asche immer wieder neu ersteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menschen alle Wunden, welche das Schicksal schlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majestätischen Stirne der Menschheit prangen. Wie man bei einem Stuwer'schen Feuerwerk

sicher auf Regen rechnen kann, so kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schicksals auf einen nachreg-nenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu versiegen, der Geist weiß sie nur zu unterdrücken und nur das Herz allein vermag sie zu trocknen. Darum ist unserm Zeitgeist zuweilen ein großes Unglück noth, um zu erfahren, ob wir aus dem Konflikte der gothischen Zeit und des modernen Geistes noch unser altdeutsches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieses altdeutsche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und die edelste Menschenliebe vom segensreichsten Throne aus mit ihren reinsten und lautersten Strahlen ausgehen; wo in Palästen und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offene Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweisen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit nassen Augen zu meiner trockenen Vorlesung kamen, beweis't mir dieser Saal, der fast eben so voll ist, als meine Vorlesungen leer! Und eben Ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geist, der Ihnen blos die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie selbst vertrieben hat; und daß ich also blos meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen: dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorlêsung, aber dagegen auf der andern Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man schließen, das ist ein guter Schluß;

mit diesem Schluß schließe ich meine Vorlesung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme mit einschließe. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie hier verloren haben; die Menschheit ist der redliche Finder, für den Sie verloren haben; lassen Sie sich aber auch den Geist nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt sich kein Geist sehen und Sie werden ganz richtig von mir sagen können: daß er keinen Geist entwickelte, das liegt am Tage! Es ist mein Trost, daß Sie von hier zu Tische gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menschen sind scharfe Kritiker, die essenden Menschen sind sehr nachsichtige Recensenten; obschon sie alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, so verschlucken Sie doch so manches.

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch einmal meinen innigen Dank; ich habe das Bewußtsein, daß Sie das schöne Gefühl mitnehmen, einen guten Zweck befördert zu haben.

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern,
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerschmettern,
Der Himmel nicht mehr schwarz und finster schmollt:
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröstend niederrollt;
Es zieh'n des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge ist den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Mensch mit Menschen umgegangen,
So wird der Mensch vom Himmel einst empfangen.

„Da müßt' es gar viel Kleister geben, Wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

"La calomnie en veut toujours aux gens d'esprit."
Boileau.

Die Verläumdung und der Blitz suchen sich am liebsten die Höhen aus, meine freundlichen Leserinnen; wo etwas recht hoch steht, da schlägt der Verläumdungs-Blitz drein, und noch obendrein oft blitz-dumm!

Meine freundlichen Leserinnen, was ist gegen Verläumdung zu thun? Nichts! Gegen Verläumdung und rasende Thiere giebt es nur ein Mittel: man legt sich still, wie maustodt auf die Erde, hält den Athem an, und läßt sie über sich weglaufen. Denn die Verläumdung bekämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Früher, meine lieben Leserinnen, hat das weibliche Geschlecht ein ausschließliches Privilegium gehabt, — nicht zu verläumden — aber — zu medisiren; da ging es noch an. Die Frauenzimmer sind immer gnädig und milde, wenn sie so einen guten Namen zur Richtstätte führen, so machen sie doch wenigstens ein mitleidiges Gesicht dazu! — Während sie so einer ehrlichen, abwesenden Seele die Gurgel abschneiden, verdrehen sie die süßen Aeuglein und sagen: „Gott sei ihr gnädig."

Allein jetzt, wo die verkehrte Welt ist, seitdem die Frauen reiten und schreiben, seitdem sie die Federn vom Kopf in die Hand überpflanzten, und anstatt der Zügel des Hauses den des Pferdes ergreifen, seitdem sind die Männer Frauen geworden: sie schminken sich, sie schnüren sich, sie verläumden!!!

Bei den Frauen ist das Verläumden eine Erholung,

eine Uebung. Man kömmt zusammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen musizirt, dann ein halbes Stündchen gespielt, dann ein halbes Stündchen verläumdet, u.s.w. Bei unsern jetzigen Männern ist das Verläumden ein Geschäft, ein Amt, eine Anstellung!

Was, meine holde Leserinnen, ist zu thun? Wollen Sie sich wehren? Widerlegen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, um aller Leute Maul zu verkleben!"

Wo wird verläumdet? Ueberall! Wann wird verläumdet! In einem fort? Wer wird verläumdet? Jedermann, jede Frau, jedes Mädchen, Jeder der etwas ist, Jeder, der etwas hat! Warum wird verläumdet? Aus Müßiggang, aus Rohheit, aus Mangel an geistiger und Herzens-Bildung.

Kommen Sie mit, freundliche Leserinnen, ein wenig durch die Höhlen der Verläumdung und durch die Gemächer des sogenannten Leutausrichtens, aber halten Sie sich still, machen Sie nicht den leisesten Versuch, Jemand oder Etwas zu widerlegen, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Da sind wir in einem Kaffee-Zimmer. Ein paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutschen Zungen, mit Tartschen-Zungen, ein paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauses, die den Zipfel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinflattern lassen, wie ein Noth-Signal von einer Festung, die sich auf Gnad und Ungnad ergeben will, ein paar Freundinnen, ein paar schöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an sich zieht, weil sie dieser und jener gerne sieht, und man diesen

und jenen gern bei sich sehen möchte— —; und ein paar Glacé-Männer, Ball-Männer, echte Jaquemarsche-Männer, geschmeidig, dehnbar, zäh und—am Ende stets ledern. Nun geht es los: die Frauen reden erst von allen Leuten Gutes; nichts als Gutes! Allein dann kommt das:— „Aber!"—

So ein „Aber" schlägt „zehntausend Tybalts todt!" Es ist ein kleines Wort dies „Aber," aber die Frauen kehren darauf um, wie ein geschickter Kutscher auf der Suppenschüssel! Aber ist der gesellige Schnappgalgen, darauf zappelt sich die ehrlichste Reputation zu Tode! Aber ist der Wendepunkt des Krebses, von diesem „Aber" an geht alles Gute, was man von einem gesagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheeren, die den lieben guten Namen zerschneiden und zerzwicken!

Auf einem „Aber" schlagen die längsten Weiberzungen einen Kreisel! Weh' dem ehrlichen Menschen, über dem ein gewisses Weiber-Aber hinfährt, er ist gerädert auf sein Lebelang!—Aber dieses „Aber" ist Honig und Milch gegen die „Wenns" der Männer!

Bei gewissen Frauen ist das „Aber" romantisch, sie reden Schlechtes von den unschuldigsten Menschen, aber sie hüllen es ins Fabelhafte, sie stellen sich, als wenn sie nicht dran glaubten, sie umgeben es mit einem: „ich kanns gar nicht glauben,"—„so will die böse Welt sagen,"—„es ist gewiß übertrieben," u.s.w. Kurz, gewisse Frauen verläumden romantisch, es ist ein Nibelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es historisch, sie verläumden geschichtlich! gründlich! klassisch! Sie haben alles selbst erforscht, ergründet; sie geben die Quellen an, sie haben darüber nachgedacht, sie verläumden wie die Tacitusse. Kurz, aber

bündig! Wenn der gute Name bei jener Romantik blos mit einigen blauen, lyrischen Flecken davon kam, so macht ihm diese gediegene Klassizität den Garaus! Wollen Sie gegen diese Romantiker, gegen diese Klassiker ankämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Drängen wir uns in einen „kleinen freundlichen Cirkel."

In den freundschaftlichen Cirkeln, da wird das doch gar zu rund! Da ist das freundliche se laisser aller, man läßt sich so gehen, daß man die Welt nicht gehen läßt!

Da wird die Verläumdung in Negligé betreten! Da geht die Medisance mit klappernden Pantoffeln herum! Da wird im engen Rathe guter Ruf hingerichtet. Intime Hausfreunde, Gouvernanten, Haushälterinnen, Klavier-Lehrer u.s.w. „Es ist ein kleines Stiergefecht, wo das Thier blos wird gehetzt!" Da überläßt man sich seiner Phantasie! Man richtet Schuldige und Unschuldige hin, man köpft, man rädert, man erdrosselt, man verurtheilt gute Namen; unter Freunden nimmt man's nicht so genau! Was wollen Sie zu den freundschaftlichen Cirkeln sagen? Wollen Sie dagegen freundschaftlich protestiren? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Drängen wir uns jetzt wieder ein Bischen in ein „Verläumdungs-Piknik," das ist ein wohlfeiles, unschuldiges Vergnügen. Es kommt einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verläumdung mit; und dann verzehrt man Alles durcheinander! Es ist ein liebenswürdiger Spaß! Der Eine bringt einen heißabgekochten Ehemann, gespickt mit erfun-

denen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebschaften; der Andere bringt eine hübsche junge Frau, recht in der Brühe von Verläumdung, mit allen Pfefferkörnern der schändlichsten Anschuldigungen; wieder ein Anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delikat gebraten am Spieße der Verdächtigung, mürb gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr zu schönes Haupt sammelte; der Vierte bringt ein pikantes Skandal von einem seiner Busenfreunde, mit dampfenden Trüffeln aus seiner eigenen Küche; der Fünfte bringt einen frikassirten Dichter berühmten Namens, in den albernsten Brokcli eingemacht, mit sieben Bräuten belegt, und mit dem Obersschaum alles edlen Geifers abgequirlt: der Sechste bringt einen italienischen Salat, von tausend kleinen Tritschtratschereien, Reputations-Aalen und guten Namens-Häringen, kleingeschnitten, mit Anekdoten- und Skandal-Oliven versehen; und dann setzt man sich herum und haut ungenirt ein; es geht nichts über die kleinen, harmlosen Vergnügungen des Lebens! Was wollen Sie dagegen thun? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Sie werden fragen, meine holden Leserinnen, woher jetzt das Verläumden der jungen Männer so überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwiedern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unserer männlichen Jugend an geistiger und moralischer Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen sonst eine Konversation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche sie gerathen, wenn sie in einer gebildeten, geistreichen Gesellschaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geselligkeit treten sollen, aus der bemitleidenswerthen Aengstlichkeit, die sie befällt, wenn sie ein sittsames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur

fünf Minuten unterhalten sollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon, und von ihrem eigenen Reitpferd zu sprechen; aus der totalen Unmöglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geistigen Kern der Konversation, für die edlern Bestandtheile des Gesprächs, für einen heitern und inhaltsvollen Ideenaustausch im geselligen Kreise, sich auch nur eine Viertelstunde lang interessant erhalten zu können. Aus dieser innern geistigen Hohlheit und aus dieser moralischen Wässerigkeit ihres Ichs entspringt das instinktmäßige Bedürfniß, sich doch auf irgend eine Weise geltend zu machen, auf irgend eine Weise mit beizutragen zur Gesellschaft, und da sie aus eigenem Geist- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, so spießen sie gute Namen auf die Konversations-Nadel, um sie entweder zum Spaße der Gesellschaft zappeln zu lassen, oder um sich einen Werth geben zu wollen. Was soll man dagegen thun? Man schweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

„Ost oder West, Ball oder Fest, Daheim in dem Nest ist's Mädchen am Best'!"

Salomon der Weise sagt: „Die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leserinnen, so ist jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unschuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchenhaupt zum fürstlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel, und selbst die eiserne Krone des ärmsten Mädchenhauptes zum goldenen Diadem-Reif!

Also: „die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit!“

Das heimathliche Haus ist das geheime Kabinet der Mädchen; das Haus ist der schützende Glassturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus ist die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit; das Haus ist der Groß-Siegelbewahrer aller Mädchenwürde; das Haus ist die keusche Muschel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit so lange verschließt, bis der Taucher in den stillen Ocean der Ehe sie herausholt; das Haus ist das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig schlummert; das Haus ist die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leserinnen, „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest ist's Mädchen am Best'!“

Wir Männer sagen: Mädchen und Lerchen müssen aus dem heimischen Neste genommen werden, wenn sie in unserm Hause nach und nach heimisch und lieb und angenehm sein sollen, und nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest!

Wir Männer sagen: Mädchen und edles Obst müssen zu Hause, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserlesenes haben wollen, aber nicht auf dem Obst- und Wochenmarkte, nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest!—Mädchen und Tauben sind im Schlage am schönsten; ihr Gefieder schillert am lieblichsten, wenn sie geschäftig im Schlage sich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für sich haben will, muß sie wieder in dem Schlage suchen, und nicht unter den wilden, wandernden Tauben, nicht „von Ost und West, nicht von Ball und Fest!“

Liebe Mädchen, Ihr seid Königinnen in Eurem Hause,

und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hause, in Ost und West, bei Ball und Fest! Ihr habt ein schönes Land zu regieren: Euch selbst! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o, regiert Euch so, daß die Stimmen in dem Hause der gemeinen Leidenschaften nicht die Stimmen in der Kammer der Edlen überstimmen. Ihr habt fünf Minister: die fünf Sinne, laßt sie nicht die Herrschaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltungs-Zweige: viel Pflichten, steht ihnen so vor, daß die Bilance stets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeschichte von Euch sagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren stets das die besten und glücklichsten, von denen nichts die Blätter der Geschichte füllt!" Mädchen sind am anbetenswerthesten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in Ost und West, nichts bei Ball und Fest!

Kommt Ihr aber nach „Ost und West," zu „Ball und Fest," meine holden Mädchen, dann seid Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geschätzt von den geselligen Menschenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerstes Ich wird verkauft und verhandelt von den tausend Namen- und Menschen-Mäklern, die sich auf dem öffentlichen Menschenmarkt des Lebens herumtreiben!

In „Ost und West," bei „Ball und Fest" wird man in Euern Herzen blättern, ohne d'rein zu lesen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumstürmen, ohne harmonisch darauf zu spielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerstaub von Eurem Seelen-Fittig abstreifen, ohne Euch die Seele be- oder ge-rührt zu haben; man [illegible] Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern und

Euern Geist stets sitzen lassen; man wird an Euer erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Phantasie, eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungs-Eid leisten, während dem man geschäftig sein wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um sie zu zermürben; so wird es Euch gehen in „Ost und West," bei „Ball und Fest!"

„Daheim in dem Nest ist's Mädchen am Best'!" Ja, zu Hause, da ist die Arche der Sündfluth unsers geselligen Lebens, dahin kehret die Taube und das Mädchen immer wieder zurück, weil sie sonst keinen Boden finden, den reinen Fuß darauf zu setzen; das Haus ist der wahre Isisschleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hause gilt das Mädchen das, was es ist; in „Ost und West," bei „Ball und Fest" gilt es das, was es scheint, und da lernt es scheinen, was es nicht ist! Zu Hause gilt das Mädchen nach seinem innern Werthe; in „Ost und West," bei „Ball und Fest" gilt es nach seinem Gepräge; in „Ost und West," bei Ball und Fest" geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwischt, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Ost und West," bei Ball und Fest," und hat auch schon für das Haus an innerm Inhalt verloren!

„Daheim in dem Nest ist's Mädchen am Best'!" In's Nest regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Ost und West," und bei Ball und Fest;" in's Nest schlägt der Hagel und der Janhagel der Verleumdung nicht hinein, wie in „Ost und West," und wie bei „Ball und Fest;" im Nest hängen sich die Raupen und Kletten nicht an, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest;" im Nest frißt nicht das ätzende Gift schlechter Gesellschaft an dem edlen

Stoffe selbst an, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest!"

Liebe Mädchen, meidet schlechte Gesellschaft in „Ost und West," bei „Ball und Fest!" Der reinste Engel fiel in Gesellschaft der Teufel! Die Nähe von schlechter Gesellschaft ist nicht nur kontagiös, nicht nur miasmatisch ansteckend, sondern sympathetisch; ein Engel, der durch's Feuer geht, versengt sich den Fittig! die reinste Rose, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blatt, und der reine Tropfen in ihrer Brust wird erschüttert; ganz unversehrt bringt kein Mädchen seine hohe Gemüths-Einfalt zurück aus der Gemeinschaft mit den Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Wesens ist, desto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Bösen; der Ruf eines Mädchens aber ist aus Seidenstoff,—in undelikater Gesellschaft bekömmt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verschwindet, der Stoff hat da doch seinen angestammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, ist und bleibt's wahr: „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest ist's Mädchen am Best'!"

Schnellgedanken einer Schnecke über deutsche Sprüchwörter.

In meiner frühesten Jugend, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu lesen erlaubt: „Knigge, über die Kunst mit Menschen umzugehen," und: „Raff's Naturgeschichte für Kinder." Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechselte die Titelblätter, und ich las Knigge's Menschenumgang als eine Naturgeschichte, und aus Raff's Naturgeschichte lernte ich die Kunst mit Menschen umzugehen.

Als ich zum ersten Mal in Gesellschaft ging, sagte mir mein Hofmeister: nun werde ich sehen, ob du mit Nutzen gelesen hast, und wie du mit Menschen reden wirst. Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und seinen Styl, wie er mit allen Thieren spricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zusammen, und zu dem ersten Manne, der mich anredete, sagte ich ganz in Raff's Styl: „Jetzt, mein lieber Esel! erzähle du mir deine Geschichte!" und zu einem andern: „und du mein gutes Schaaf! was weißt du von dir zu sagen?"

Dem Irrthume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphilosophie. Wer mit Schaafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menschen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunst, mit Menschen umzugehen, schreiben können, als Knigge. Der Mensch opfert sein Glück der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts als für den—Hunger. Der Hunger ist's also, der die Thiere und die Menschen zähmt. Die Menschen sagen von vielen Lastern: das ist ganz thierisch, die Thiere sagen gewiß von vielen Lastern, z.B. vom Spiel, vom Lug, vom Trunk, vom Neid, von Verläumdung u.s.w. „das ist recht menschlich!" Ich aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ich habe in Raff's Naturgeschichte kein Wesen so lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaaf, der Ochs, der Esel, und dergleichen gutmüthige Wesen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu fesseln gewußt. Die Schnecke ist so ganz das Symbol eines Deutschen. Diese gründliche Besonnenheit, diese prüfende Bedächtigkeit, und dabei diese spießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menschen, wenn sie einen Adler sehen, würden denken: o daß ich Flügel hätte, wie er! aber jeder

Mensch denkt, wenn er eine Schnecke sieht: o daß ich ein Haus hätte wie sie! Man weiß, daß Menschen mit den schnellsten Gedanken am langsamsten vorwärts kommen, Menschen aber, die ganz langsam denken, machen eine schnelle Carriere; sind also die Schneckengedanken nicht die glücklichsten?

Unsere Naturphilosophie und unser Magen sind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle abwärts. Wenn ein Deutscher Roggenbrod ißt, so denkt er nicht „Linzertorte ist besser," sondern: „Gerstenbrod ist noch schlechter!" und da höre ich ordentlich den ersten besten deutschen Docenten der Naturgeschichte ungefähr Folgendes über die Schnecken lesen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, ist ein sehr reißendes und schnelles Thier. Ihre Geschwindigkeit verhält sich zu der des Faulthiers, wie 34 zu $^{7}/_{15}$, und zu der Schnelligkeit des Krebses wie 86 zu $^{3}/_{8}$. Darum, meine theuren Hörer, ist die Schnecke auch im Bereiche der Philosophie ein Symbol des Vorwärtsstrebens des menschlichen Geistes u.s.w. Aber nur die Schnecken ohne Häuser, meine freundlichen Leser und Leserinnen, haben zuweilen schöne, bedächtige Schnellgedanken; die Schnecken mit Häusern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigenthümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken sie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um diese Zeit steigen die Hauseigenthümer bis in's letzte Stockwerk empor, um den Zins einzukassiren, dann erfüllen sie den Wunsch der Einwohner und gehen mit dem Zins herunter! Ich habe einmal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unsere Sprüchwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß die meisten unserer Sprüchwörter weniger schnackisch, als

schneckisch sind. Sie sind alle so abkühlend und zusammenziehend, alle so schneckenthümlich, z. B. „Eile mit Weile“— „Häuslich ist weislich“ - „Willst du glücklich sein, zieh' die Hörner ein“—„Geduld bringt Rosen“—„Auch die kleinste Schnecke macht endlich ihre Strecke“—„Heißes Blut thut nicht gut“—„Man muß sich strecken nach der Decken“—„Langsam führt auch zum Ziel.“—Das sind lauter abstringirende, kalmirende, erweichende Sprüchwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke. Ich habe mir über unsere Sprüchwörter auch ganz eigenthümliche, langsame Schneckengedanken gemacht, z. B.: „Aller Anfang ist schwer.“ Der schwere Anfang dieser meiner Vorlesung bestätigt es auch, daß aller Anfang schwer ist. Im Anfange waren die Worte, und dann war der Geist, d'rum kann also im Anfang kein Geist sein, d'rum ist der Anfang schwer. Das ist leider das Unglück bei den Menschen, daß zuerst das Wort kommt und dann der Geist; sie fangen zu reden an, bevor der Geist da ist, bis der Geist kommt, ist das Wort schon geredet, und ich kann Ihnen deshalb, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt auch sagen: „Entschuldigen Sie, mein Geist findet keine Worte mehr!“ Im Anfang schuf der Himmel den Mann und dann die Frau. Warum wurde im Anfang nicht die Frau erschaffen? Weil der Himmel wußte, daß mit den Frauen nichts anzufangen ist.

Weil aller Anfang schwer ist, fangen die Menschen Alles verkehrt an, z. B.: Gottesfurcht ist aller Dinge Anfang, diesen Anfang halten die Menschen für sehr schwer, sie kehren also alle Dinge um, und haben erst am Ende aller Dinge Ursache, Gott zu fürchten. Ein anderes Sprichwort heißt:

„Thue Recht, scheue Niemand!“

Da aber die Leute nicht Recht thun, scheuen sie sich vor Jedermann. Was heißt überhaupt Recht thun? da man mit

Recht nirgends zu Recht kommt, so thut man Recht, wenn man Unrecht thut. Ein Doktor der Rechte ist noch lange nicht der rechte Doktor; er heißt oft nur deßhalb Doktor der Rechte, weil seine Linke schon oft wieder eine andere Doktorschaft hat. Der Unterschied zwischen dem Doktor der Medizin und dem Doktor der Rechtswissenschaft besteht darin: Je mehr Advokaten desto länger der Prozeß, je mehr Aerzte desto kürzer der Prozeß. Die Advokaten schicken ihre Patienten von einem Gerichte zum andern, die Aerzte schicken ihre Patienten blos an's jüngste Gericht; die Aerzte können alle viel eher heirathen, als die Doktoren der Rechte; jene können ihren Frauen viel verschreiben, die Advokaten finden aber selten die Rechte. Diese Bemerkung führt zu dem Sprichworte:

„Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele.“

Dieses Sprichwort sagt blos, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele, d. h. der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und die Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist? Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon, Musje!“

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Haus und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum! Der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib ist ein Leib; d'rum, wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, d'rum, wenn

man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein *seliger* Mann, ist sie zugleich eine ganz *selige* Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist, so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehause oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweise zu Hause, und so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmor am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein!—Wie lange hält es aber der Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus?—jede Frau existirt nur *ein Mal*, aber jeder Mann existirt als Duplikat, ein Mal für das Haus, und ein Mal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann corrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist der Diskant, die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beständige *Abwesenheit* des Gegenstandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige *Abwesenheit* des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Geschichte der Liebe die Geschichte der Herzen, und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Kontometageschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben, freilich ist Mann und Weib dann bloß *ein* Leib und *eine* Seele. Die

Mädchen heirathen, weil sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! Die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben blos gute Eigenschaften, die Frauen sind gute Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an, er behandelt die Liebe, wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit, und gehts mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit, ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind. — An dieses Sprichwort schließen sich zwei andere an, nämlich:

„Ein anderes Städtchen ein anderes Mädchen!" und:

„Ehen werden im Himmel geschlossen!"

Jetzt haben es die Männer gut! Da die Mädchen jetzt so veränderlich sind, und alle Tage anders, so kann man, ohne daß man es weiß, eine und dieselbe, und in ihr zugleich alle Tage ein anderes Mädchen lieben! Darum aber werden die Ehen im Himmel geschlossen, denn im Himmel ist nur eine Stadt, die Stadt Gottes; da hat man nur ein Mädchen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen und auf der Erde vollführt, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, heirathen jetzt unsere Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja,

wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden, da fänden sie den Weg hin, aber in den Himmel! kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen? Die Barometer und Thermometer sind Schuld, daß so wenig Ehen geschlossen werden, so wie überhaupt die Wettergläser an der Gottlosigkeit der Menschen viel Schuld sind. Früher, unsere Aeltern und Vorfahren, wenn sie wissen wollten, was für Wetter wird, sahen zum Himmel empor, sie erhoben den Blick zu der großen, blauen Decke, zu dem Gnadenbriefe Gottes mit den Sternenlettern und dem großen Sonnensiegel, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, trägt den Geist näher zu Gott empor; sie sahen empor zu dem großen, unendlichen blauen Regen- und Sonnenschirm, und dachten an die unsichbare Macht, die diesen Schirm ausgespannt hat zum Schutz und Schirm ob unserm Haupte, und wurden frommer und gottesfürchtiger; jetzt sehen wir blos nach Wettergläsern, wir unterhandeln nicht mehr mit dem Himmel selbst: die Wettergläser sind unsere Dolmetscher, und wir vergessen ganz auf den großen Urheber aller Wetter. Alle Wettermaschinen sind gottlose Erfindungen. Was ist ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Himmel, der uns heimsuchen könnte, den Stuhl vor die Thüre setzt? Wenn man sich keinen Blitzableiter auf's Dach setzen könnte, so würde man sich, wenn der Himmel naht mit seinen Feuerblicken und Donnerschritten, einen Blitzableiter des Gewissens ansetzen, aber so ein Blitzableiter auf's Dach ist nichts, als daß man den lieben Himmel zum Hause hinaus complimentirt und sagt: „Möchten Sie nicht gefälligst bei meinem Herrn Nachbar einkehren!“ Da also durch die Wettergläser und durch die Weingläser unsere Männer nicht zu dem Himmel emporsehen, so sehen sie nicht, daß der Himmel voll Geigen hängt, und daß im Himmel Ehen geschlossen werden. Unsere jungen Männer sehen, wenn sie heirathen, auch nach einem

Heirathsglase; steht nämlich das Silber hoch, dann ist schönes Wetter, und sie gehen spazieren auf Freiersfüßen; ist das Silber ganz tief und wenig, so dünkt ihnen das Mädchen unter Null. Das Sprichwort sagt: „Liebe kann viel, aber Silber und Gold können Alles." Wenn jetzt ein Mann sagt: „Ich bin in das Mädchen verliebt!" so soll das eigentlich heißen: „Ach ich bin in das Mädchen versilbert." Sie verlieben sich in das Silber, und versilbern die Liebe. Liebe und Geld! Sie lieben Mädchen mit Geld, aber sie wollen nicht so viel Gegenliebe als Gegengeld! Früher haben die Männer die Liebe für baare Münze genommen, jetzt nehmen sie baare Münze für Liebe. Wie verschieden aber ist die Liebe bei den Männern und bei den Frauen. Der gescheideste Mensch wird ein Narr, wenn er liebt, das albernste Mädchen wird klug, wenn es liebt. Die Männer lieben in der Jugend, sie lieben im Alter. In der Jugend lieben sie mit aller Stärke der Leidenschaft, und im Alter mit aller Schwäche der Leidenschaft. Der Mann liebt in der Liebe nicht so sehr das, daß er liebt, sondern daß er geliebt wird, darum sind die Männer noch eifersüchtig, wenn sie schon längst aufgehört haben, zu lieben; die Frauen aber eifern nur, so lange sie lieben. — Die Launen der liebenden Frauen sind Schwächen, die Launen der liebenden Männer sind Krankheiten.

Das Herz der Frauen wird in den Thränen der unglücklichen Liebe aufgelös't, das Herz der Männer wird in diesen Thränen blos versteinert. Unsern Männern ist die Liebe blos ein Magnet, aber sie wissen, daß die Magnete stärker ziehen, wenn sie mit Metall vereint sind, darum kann bei ihnen die Liebe viel, aber sie kann Alles, wenn sie mit Gold armirt ist.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer s'Glück hat, führt die Braut nach Haus."

Das soll wohl heißen: Wer das Glück hat, führt sie wieder nach Haus, nach Haus zurück, wo er sie geholt hat.

Ein deutsches Sprichwort sagt ferner:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus,
Sonst trägst Du wenig Ehr' heraus."

Dieses Sprichwort hat auch sein Häkchen; es ist nicht wahr, je mehr der Mensch in Nachbars Haus geht, desto mehr Ehre trägt er heraus, nicht seine, sondern die Ehre des Nachbars, die er abschneidet. Ueberhaupt, wie weiß man jetzt, wo des Nachbars Haus ist? Man müßte nur in den Grundbüchern nachschlagen, wie viel bereits darauf intabulirt ist; oft geht man in des Nachbars Haus, allein das Haus des Nachbars ist nicht mehr des Nachbars Haus.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit."

Wir haben jetzt um die Hälfte Wahrheit weniger als früher; denn man sagt, es giebt jetzt keine Kinder mehr. Die Wahrheit ist also blos auf die Narren angewiesen. Der Palast der Wahrheit ist im runden Narrenhause, das ist den Leuten zu rund. Die Narren reden die Wahrheit. Ein kluger Mensch wird nicht so ein Narr sein, und wird die Wahrheit reden. Im Wein ist auch Wahrheit; der Wein wirft die Leute unter den Tisch, folglich liegt die Wahrheit unter dem Tische, wo sie mit Füßen getreten wird, denn die Wahrheit darf man keinem Menschen an den Kopf werfen, man muß froh sein, wenn man sie ihnen unter den Fuß geben kann!

Die Wahrheit unterscheidet sich von der Lüge dadurch: die Lüge erröthet, wenn sie sich zeigen muß; die Wahrheit erröthet, wenn sie sich verbergen muß.

Die Narren sind gar nicht übel daran! es heißt auch:

„Weiber, Glück und Gold,
Sind allen Narren hold."

Die Narren sind gar keine Narren, daß sie Narren sind. Wenn dieses Sprichwort wahr ist, wird Jedermann so klug sein, ein Narr zu sein! Ich sage zuweilen aber deshalb die Wahrheit, damit Weiber, Glück und Gold mich für einen Narren halten, und mir hold sein sollen; indessen sind Weiber, Glück und Gold auch keine Narren, und halten Einen blos zum Narren. An dieses Sprichwort schließt sich ein anderes an: „Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Gewiß! denn der Himmel läßt seine Gelehrten nicht fallen. Unsere Gelehrten sind blos wie aus den Wolken gefallen! Wie könnten sie auch vom Himmel gefallen sein? Wenn man aus dem Himmel fällt, muß man doch auf der Erde auf Etwas fallen. Unsere Gelehrten fallen aber auf der ganzen lieben Erde auf gar nichts!

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

Ach! meine freundlichen Leser und Leserinnen, der Mensch hört nicht auf, dem andern Menschen eine Grube zu graben, bis ihm die letzte Grube gegraben wird.

Nur der Stein, der den todten Menschen gesetzt wird, ist, als wär' er den lebendigen Menschen vom Herzen gefallen. Nur wenn ein Mensch einen Stein auf dem letzten Brette hat, hat er bei uns einen Stein im Brette vor. Nur, wenn der Mensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge für ihn zu; nur wenn er uns nicht mehr hören kann, reden wir nichts, als Gutes von ihm. Der Mensch hält es mit dem Menschen, wie mit dem Tage, und sagt: man soll den Tag und den Menschen nicht loben, bis sie zu Ende und begraben sind. Die kleine Scholle, die der Mensch unter sich hat, wird ihm nicht eher gegönnt, bis er die Scholle über sich hat. Das Grab des Menschen ist nichts als die Pause seiner Leiden, und der Grabstein ist nichts als ein Wegweiser in ein

Land, wo kein Mitmensch wartet, bis man gestorben ist, um einem das Leben zu gönnen. Gott hat dem Menschen drei Ringe mit auf die Erde gegeben, die Liebe, den Traum und die Thräne, und sagte: „Genießt sie und seid glücklich!“ darum besteht unser Leben aus drei Minuten, eine zu lieben, eine zu träumen und eine zu weinen, und in diesen drei Minuten gehen die Menschen an einander vorüber, und verkürzen sich die Minute der Liebe und die Minute des Träumens, und nur die Minute des Weinens wird uns vollwichtig gegönnt. Die Minute der Liebe, und die Minute des Träumens, sie gehen alle ein in dem salzigen Wasser der Thränenminute, und jede Thräne gräbt in unser Antlitz ein offenes Grab, eine Grube, in die sie selbst hinein fällt, und während dieser Minute gräbt ein Mensch dem andern noch eine Grube.— —

Was ist der Mensch?

In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. Was wäre aber das menschliche Leben, wenn wir die Minute des Lebens, des Träumens und des Weinens nicht hätten? Aber es giebt nur eine Liebe, die tugendreiche, und nur einen Traum, den Vortraum vom Himmelreiche, und nur eine Thräne, die liebreiche, und es soll kein Mensch den Menschen beurtheilen, als in der Minute der Liebe, und es soll kein Mensch die Träume des Menschen deuten, als in der Minute des Traumes, und es soll kein Mensch die Thränen der Menschen ermessen, als in der Minute der Thräne.

Nach diesen drei Minuten kommt der Tod, der Einzige, der Allen eine Grube gräbt, in die er nicht selbst hineinfällt, und führt den Menschen ein in das Land, wo das Leben kein Traum, und die Liebe keine Thränen hat.

Was ist der Tod?

Der Tod ist nichts als der lebendige Beweis, daß kein Mensch auf der Welt unentbehrlich ist. Das Glück der Menschen ist, daß das Leben zu kurz ist für das Unglück, und das Unglück der Menschen ist, daß das Leben zu lang ist für das Glück. Der Tod kommt gewöhnlich im Winter des Lebens, und noch öfter im Frühlinge der Natur. Gerade in jedem Frühlinge, wenn sich die Erde bunt kleidet, kleiden sich die Menschen schwarz; gerade das Erwachen der Natur bringt oft Todesschlaf mit sich. Es ist gleichsam, als ob die Mutter Erde, wenn sie frisch die Augen aufschlägt, viele ihrer Kinder zu sich rufe, und dann Blumen und Rosen auf ihr Grab pflanze, und auch der Frühling gräbt so lange Allen eine Grube, bis er selbst auch in die Grube fällt.

Die Erde selbst ist eine Kokette, sie kann den hohen, mit Schnee bedeckten Scheitel nicht verbergen, und dennoch schmückt sie ihren Hals und Busen stets mit neuen frischen Blumen, denn das Sprichwort sagt: „Jung gewohnt, alt gethan!" Das ist auch ein Sprichwort, das nichts mehr taugt; da man jetzt in der Jugend alt ist, und im Alter jung thut, so muß es heißen: „Alt gewohnt, jung gethan!" Deshalb ist auch das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht!" nicht mehr anzuwenden. Es giebt keine alte Liebe mehr! Ich habe letzthin in einer Zeitung eine Todesanzeige gelesen: „Gestorben Josepha Rintelmayer, alt sechs Monate, an Altersschwäche." So geht es unserer Liebe auch. Wenn sie ein halbes Jahr alt ist, stirbt sie an Altersschwäche. Früher bezog sich der Ausdruck „jung und alt" auf verschiedene Menschen, jetzt kann man von einem und demselben Menschen sagen: „jung und alt;" unsere jungen Männer sind jetzt weniger liebenswürdig, aber sie sind desto ehrwürdiger, denn „das Alter muß man ehren!" Das Sprichwort sagt: „Alter Wein, junges Weib, junger

Witz, altes Geld, sie erhalten den Preis in der Welt!" Das sind vier schöne Sachen in verschiedenem Alter, allein es herrscht viel optische Täuschung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er sei alt, und von mancher alten Frau, sie sei jung. Manches Frauenzimmer sieht von weitem beinahe schön aus, und in der Nähe ist sie bei weitem nicht hübsch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurtheilen nach dem, was er uns kostet, ist er alt, wenn wir ihn aber beurtheilen, nachdem wir ihn kosten, so ist er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz, die darf man nicht suchen, es ist ein Glück, wenn man sie findet. Wenn einem die Frau ausgeht, das ist noch kein Unglück; aber wenn einem der Witz ausgeht, das ist ein Unglück; indessen ist es beim Witz ein Trost, ein trauriger Trost, daß einem jeder Witz am Ende heimkommt.

Man sagt, „wenn der Wein hineinkommt, kommt der Witz heraus." Es ist nur Schade, daß manchmal ein guter Wein hineinkommt, und ein schlechter Witz kommt heraus. Der alte Wein fängt zu gähren an, wenn am Stocke der junge Wein gekeltert wird. Die alten Weiber gähren auch, wenn die jungen Mädchen lieben. Guter Wein erfreut das menschliche Herz, gute Weiber erfreuen das menschliche Herz und gute Witze erfreuen das menschliche Herz, aber gutes Geld erfreuet auch ein unmenschliches Herz. Geld und Wein, je länger man sie liegen läßt, desto weniger hat man das Herz sie anzurühren. Witz und Weiber, je schneller man sie an Mann bringen kann, desto besser ist es. Ein Weib und einerlei Wein schaden nicht; vielerlei Weiber und vielerlei Wein sind schwer zu vertragen. Die Frauen sind wie Blumen; eine erquickt und ergötzt, wo viele Blumen und viele Frauen in einem Zimmer beisammen sind, machen sie Kopfweh! Mancher wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann,

und mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann. Mit Witz und mit Menschen ist es wie mit den Bergen. Der Mensch auf der Fläche sieht nur einzelne Berge, der Mensch auf der Höhe sieht die Kette, die Gebirgskette; der flache Witz sieht nur einzelne Persönlichkeiten, den einzelnen Menschen; der hohe, edle Witz sieht und überblickt die Menschenkette. Der Witz und die Frauen sind sich auch darin gleich, daß sie sich nicht viel mit der Orthographie befassen. Der gescheidte Mann denkt erst und spricht hernach, die dummen Menschen sprechen zuerst und denken hernach; der Witz und die Frauen denken und reden plötzlich, auf einmal, und es ist doch oft besser als alles Wohlüberdachte, was die Männer reden. Der Witz und die Frauen schreiben auch gleichartig, sie haben immer noch etwas nachzutragen, noch ein postscriptum. Die Frauen schreiben, wie sie reden, liebenswürdig aber ausführlich. Wenn eine Romanschriftstellerin ihre Heldin sagen läßt: „Johann! trag er den Brief auf die Post!" so drückt sie dieses folgender Maßen aus: „Ach, der raschelnde Wind trug säuselnde Blätter in das heimliche Stübchen, wo mit dem glühendsten Schmerz der heißesten Sehnsucht der brennendsten Liebe die goldlockige Apolonia mit trübstem Blick in die schwirrenden Mücken der tanzenden Sonnenstäubchen hineinsah. Ein liebeathmender Brief an den schmerzlich Entfernten ruhte in den liliengeformten Fingern der feingedrechselten Hand. Apolonia's thränenumflortes Auge ruhte mit sichtlicher Bebung auf den schwimmenden Zügen. Mit ängstlicher Schwankung und liebender, leise verhallender Stimme flüsterte sie endlich wehmüthig: „Johann! trag er den Brief auf die Post!"

Auch bei dem Witz, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist es, wie Sie sehen, das Unglück, daß er nicht zu reden weiß, und auf das Ende kommt es doch an, denn das Sprich-

wort sagt: „Ende gut, Alles gut!“ Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß das schon allein, daß ich ende, gut ist, folglich ist—Alles gut. Das Ende ist vor allen Dingen das Beste— das Ende vom Tage, vom Liede, vom Leben. Derjenige wohnt gewiß am ruhigsten, der am Ende der Welt wohnt. Das Ende der Zeit wird gewiß die beste aller Zeiten sein. Oft muß man eine Sache zu Ende hören, um zu wissen, daß sich die Sache gar nicht anfange. Ein kurzes Ende ist das beste: „Heute roth und Morgen todt!“ das ist der kürzeste Endreim vom gereimten wie vom ungereimten Leben.

Die Erde ist eine Mutter, die ihre Kinder und Lieblinge wieder in ihrer Brust begräbt; und trägt denn nicht Jeder von uns, meine freundlichen Leser und Leserinnen, einen kleinen Friedhof voll theurer Todten, eine kleine Familiengruft, in der eigenen Brust?

Ein jeder Mensch, er hat in seinem Herzen
Wohl eine kleine Gruft sich angelegt,
In die er nach und nach mit stillen Schmerzen,
Was ihm gestorben ist, hinunter trägt;
Und d'rüben brennen dumpf, wie Trauerkerzen,
Die Leiden, ewig still und unbewegt,
Und über diesem Herzen, voll von Todten,
Wird uns vom Aug' der Thränenkrug geboten;

Und Liebe, Hoffnung Wünsche, was nur immer
Das Leben bringt im frühen Jugendschein,
Das legen endlich wir in's Todtenzimmer,
In uns'res Herzens Todtenkammer ein;
Von Thränen balsamirt, vergeh'n sie nimmer,
Wir selber sind ihr einz'ger Leichenstein,
Doch nächtlich, wenn wir einsam in uns gehen,
Da fühlen wir die Todten auferstehen.

Und vieles haben lebend wir begraben,
Und scheintodt in die Herzensgruft gesenkt:

Die Hoffnungen, die tief geschmerzt uns haben,
In unser Dasein täuschend sich gemengt,
Die Liebe, die mit bittersüßen Gaben
Des Lebens Zitterblume hat getränkt;
Und wie wir sie als Todte auch verbergen,
Sie schlummern leise nur in ihren Särgen.

Erinnerung kann ihren Schlummer enden,
Sie wachen dann im finstern Herzen auf,
Sie klopfen an des Herzens Seitenwänden,
Und rufen aus der tiefen Gruft herauf,
Sie kratzen mit den wunden blut'gen Händen
An unsers Herzens schmerzlich wilden Lauf,
Und fahren fort, zu hämmern und zu pochen,
Bis endlich sie den Herzenssarg gebrochen.

Und ist das Herz gebrochen, dann erst ringen
Die Todten aus der Gruft sich hoch empor,
Mit uns vereint zum ew'gen Licht zu dringen,
Zum jubelvollen reinen Geisterchor.
Im ew'gen Lichte wird sich fest umschlingen,
Was sich geliebt im ird'schen Nebelflor,
Denn nur der Tod, das Ende nur vom Leben,
Kann uns den Anfang alles Daseins geben.

Ueber den Einfluß der Grammatik und der Ortographie auf die weibliche Schönheit.

Ach, was ist Schönheit für eine schöne Sache! Ob ein schöner Mann oder eine schöne Frau schöner sei, ist eine Streitfrage, die nur ein Tiresias entscheiden kann, oder jener, welcher Beides selbst ist; also auf keinen Fall ich, der ich keine schöne Frau bin. Ein Herr Mönnich hat vor mehreren Jahren im „Morgenblatte" bewiesen, d. h. beweisen wollen, daß eigentlich die Männer das schöne Geschlecht zu nennen seien und zwar aus zwei Gründen: Erstens, weil die Frau ur-

sprünglich nur ein Theil des Mannes war, und ein Theil könnte unmöglich schöner sein, als das Ganze. Dieser Grund ist ganz klar, und eben deshalb ist auch die Auster schöner als die Perle, denn die Perle ist ja nur ein Theil der Auster; deshalb ist ein roher Marmorblock schöner als die Venus von Canova, denn diese ist ja nur ein Theil des Felsenblockes; deshalb sind auch des Privat-Souffleurs Lewald sämmtliche „Werke" schöner, als ein Theil derselben! Neben diesem einleuchtenden Grund führt Herr Mönnich noch einen zweiten, eben so ästhetischen an, nämlich: Auch bei den Thieren ist der Widder, der Ochs u.s.w., der schönere Theil des Geschlechtes. Wiederum ein sehr schlagender Beweis. Darum sind wahrscheinlich auch die Frauen der stillere Theil, weil bei dem Gefieder die Männchen singen und schlagen, und die Weibchen nicht. Nein deshalb, weil die Ochsen schöner sind als die Kühe, schlage ich mich nicht auf die Seite der Männer. Ueberhaupt verspreche ich den Frauen, daß ich für meine Person nie etwas dazu beitragen werde, daß man die Männer für das schöne Geschlecht halte.

Ach, wie schön sind die Frauen; ja, sie sind nur ein Theil, also auf jeden Fall zum Theil sehr schön, und sehr schön wenn sie zum Theil werden.

Die Schönheit ist eine Idee, d. h. „eine Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich giebt;" deshalb halten unsere Männer alle Mädchen, die nur brav „Scheine" von sich geben, für große Schönheiten. Die Idee der Schönheit umfaßt das „Anmuthige" und das „Erhabene;" jenes ist weibliche Schönheit, dieses männliche Schönheit. Es giebt aber Fälle, wo auch Frauenzimmer erhabene Schönheiten sind; denn erhaben ist: „die Andeutung einer Idee, welche über alle Form ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen!"

Wenn mir nun ein schönes Frauenzimmer im Umgange die Idee einer unendlichen Einfalt andeutet, so ist sie eine erhabene Schönheit! und! Und so auch umgekehrt.

Die Idee der Anmuth ist: „daß sie ein mit der Sittlichkeit nahverwandtes Gefühl ausdrückt.“ Man weiß, daß die „Nahverwandten“ sich oft sehr ferne von einander halten, und in dieser Hinsicht erwecken unsere Männer wirklich das Gefühl der nahverwandten, ferngehaltenen Sittlichkeit; sie sind also anmuthige Schönheiten. Die höchste Kunst-Schönheit ist: „wenn das Erhabene durch die Anmuth gesänftigt wird;“ ergo, wenn so eine unendliche einfältige, weibliche Schönheit eine so sittlichkeitsentfernte, anmuthige, männliche Schönheit heirathet, so ist das höchste Prinzip der Kunst erreicht! Darum herrscht so wenig Natur in unseren Ehen, weil sie blos auf Kunstprinzipien beruhen, auf den Gesetzen der Schönheit in der Kunst!

Schönheit bedarf keiner Kunst, aber ganz und gar die reine, liebe Natur thut es doch auch nicht so recht; ein Bischen Kunst muß doch auch dabei sein, und wäre es auch nur ein Bischen Grammatik, ein Bischen Orthographie. Sechs Monate war ich ihr gefolgt, wie ihr Schatten. Schwarze Augen wie die Zigeuner schienen mir mein Glück wahrzusagen; lange Wimpern hielten Wacht vor den zwei Sonnentempeln, und über ihnen wölbten sich kühne Brauen, welche von Schlachten und Siegen träumten. Schwarznächtige Locken fielen in lakonischen Ringen um die in Marmor gedichteten Schultern. Zwei glühende Lippen, als entstiegen sie eben dem Herzblutbade der Liebe, bildeten das Purpurthor vor der Doppelbrücke der blendenden Zähne.

Die ganze Gestalt klang rhythmisch in einander, die zarten Formen sprachen von behaglichem Bewußtsein, in dem schwebendsichern Gange entwickelte sich die erregte Form eines an-

genehmen Lebensgefühls; Hand und Fuß in züchtig demüthiger Schwingung, und die Haltung der ganzen Taille wie eine in schwärmerischer Sehnsucht leise bebende, eben aufbrechende Lebensblüthe.

Mit stiller Sehnsucht war ich ihr nachgezogen. Ich sah sie im Theater, im Prater, an allen öffentlichen Spaziergängen, in Hietzig, in Baden, in Nußdorf u.s.w. Wie die Sonnenblume hing mein Blick an diesem wonnigen Antlitz, und nur ein Wort, ein kleines, unbedeutendes Wörtlein hätt' ich pflücken mögen von der schwellenden Granatblüthe dieses Mundes. Es kam nie dazu. Meine Sehnsucht wurde immer größer, die ideale Gestaltung verfolgte mich in meinen Träumen, in meinen Arbeiten!

Da kam der glückliche Tag! Zufall ist der Gott der Welt! Zufall ist der Gott der Liebe! Der Zufall ist der ächte Lustspieldichter und Humorist. Es war in Heiligenstadt. Unter der offenen Holzhalle saß sie mit noch einem andern Mädchen, ebenfalls in Schönheit und Jugendreiz prangend. Ich bekam kaum ein Plätzchen im Garten unter freiem Himmel. Ich saß ihr gerade gegenüber. Sie schien mir schöner als je; in jedem ihrer Blicke lag eine Odyssee; sie lächelte einen Maitag in meinem Herzen wach, und es ward mir so zu Muthe, als an dem Tag, wo ich in der Klasse mein erstes Prämium bekam. Da erbarmte sich der Himmel meiner und schickte einen plötzlichen Platzregen hernieder! Alles flüchtete in's Haus und unter die Laube. Ich war der Erste, und die Gelegenheit bei Ihrem langen Schopf ergreifend, setzte ich meinen Strohsessel an das kleine Tischchen, wo die zwei Schönen saßen, und eröffnete den Cyklus meiner Gastrollen mit der geistreichen Ouvertüre: „Sie erlauben, meine Gnädigen, es regnet furchtbar!" Das was gewiß kein trockner Anfang, und so zu sagen Wasser auf meiner Mühle. Sie nickten mit dem Haupte,

rückten etwas abseits und enge an einander. Eine große Pause trat ein, die Schönen aßen still ihren Kuchen, nur von häufigen Donnerschlägen unterbrochen. „Die Götter donnern rechts und die heiligen Hühner picken lebhaft ihr Futter!“ Das ist ein gutes Zeichen, und ich rückte etwas näher. Sie rückten wieder abseits. „Es ist mir schmeichelhaft,“ fing ich mit aller Platien an, die meine Stimme nur auftreiben konnte, „daß ich Sie, meine Schönen, so zu sagen, verrückt mache!“ Sie sahen sich einander an wie die Turteltauben, schillerten etwas mit ihrem Gefieder und fuhren fort zu schweigen.

Mein göttlicher Witz war vergebens abgeblitzt. Ich war in Verzweiflung. Da rettete mich ihr Mops. Sie hatten einen kleinen Mops bei sich. Ich dachte mir, vielleicht führt der Weg zu ihrer Bekanntschaft durch diesen Mops. Es war einer der abscheulichsten Mopse, den je die Mopswelt hervorgebracht; aber die Liebe überwindet auch einen Mops. Ich lockte den Mops zu mir, und vermittelst der unwiderstehlicher Sprache eines Stückchen Schinken war der Mops bald mein innigster Freund. Es war ein liebes Thier, auf dem rechten Auge blind und auf dem Hinterfuße lahm, sonst die liebe Unschuld selbst. Er lag auf meinem Schooß und sah mich mit seinem Solo-Auge pomeranzenfarbig an. Das schien sie zu rühren. O, wenn ich nur erst den Mops eines Frauenzimmers an mein Herz drücke, so folgt bald die Mopsgebieterin nach. „Ach,“ sagte ich, meine Stimme war weich wie Saffian, und in meinem Auge glänzte eine wahre Hundethräne, „ach, welch' ein sanftes Geschöpf?“ Das wirkte. Sie neigte sich zu mir: „Ja, es is a liebes Viecherl, sind Sie auch ein Freund von diesen Hunderle?“ Mir fiel der Mops und das Herz zu Boden! Dieser Purpurrosenmund und diese Worte! Der Mund schien mir schon gar nicht so reizend, und mir kam es

vor, als sei er ein Bischen schief. Dennoch aber rückte ich näher. „Sie werden mich doch nicht fürchten," fragte ich mit jenem unergründlichen Lächeln, welches meine Freunde „der unterirdischen Höhen" nennen. „Fürchten?" erwiederte sie, „o jegerl, warum nit gor!" Mir schauderte die Haut. Der Mund schien mir wiederum um viel weniger schön. „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?"—„O ja, i les' Ihnen sehr gern, weil se so ein' gespaßigen Hamur haben." In diesem Augenblick kamen mir ihre Lippen kirschblau und ihre Zähne rabenschwarz vor, doch wollte ich mich von Grund aus kuriren, und setzte das Gespräch fort. „Es ist leicht in gutem „Hamur" zu sein, in einer Welt, die solche Schönheiten hat, wie Sie." — „Ich," kicherte sie, „jetzt gengens, wollen's mi a antupfen?"—„Antupfen?" fragte ich ganz verblüfft. „Ja, ich hab's schon gehört, Sie tupfen alle Leut' an, und machen Ihnen über sie lächerlich!"—Ihre Götteraugen kamen mir nun auch schon halb katzengrün vor. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „Der Regen ist köstlich, so ein Ungewitter hat auch Dido zur glücklichen Liebe geholfen."—„Die do?' fragte sie und sah sich überall um; „welche denn?"—„Nein," versetzte ich.—„Dido, so hat einmal eine Frau geheißen; wie heißen Sie denn?"—„Rathen's einmal!" war die Antwort. Nun ist das keine geringe Aufgabe, zu errathen, wie Jemand heißt. Ich zog mich, wie immer in ähnlichen Fällen, mit einem unterirdischen Lächeln aus der Affaire, und sagte nach kurzem Besinnen: „Lorenz!"—„I, warum nit gor; na das errathen Sie nit, wie mir haßen, da segen Sie's selbst."— Sie reichte mir den Zipfel ihres Taschentuches, da stand es: Agahde. „Aha," sagte ich, „meine Schöne, sind Sie eine Freischützische? und Ihre schöne Freundin, wie heißt die?"— „Ach, rathen's einmal wieder!"—Mit einem dritten unterirdischen Lächeln rieth ich wieder: „Melchior!"—„I, warum

nit gor! Da schaun's!"—Sie reichte mir das Ende des Taschentuchs ihrer Freundin hin, da stand es: Frihtderigge.—„Zwei sehr schöne Namen," sagte ich; „jetzt rathen Sie, wie ich heiße!" —„Wie werden Sie denn heißen? Sie heißen halt: Der Kaffeer!—„Ja, der Kaffeer, das ist mein Familien-Namen, aber mein Vornamen?"—„Ihr Familien-Namen? warum nit gor! Sie haben ja noch gar ka Familli!" —„O, meine Holde, das ist eine Sache für sich; aber rathen Sie, wie ich mit meinem Vornamen heiße?"—„Na, M. G. Das M. Mitzi!" — „Richtig! und das G.?" — „Das G.? Gürgel!" — „O, das hat Ihnen Einer gesagt." — „Meiner Six nit!" — „Ich denke, das M. könnte auch „Moritz" heißen!"—„Moritz? na, Sie werden mir doch die Leut' nit kennen lernen wollen, die Moritz haßen?"—„Aber, ich bitte Sie, könnte ich denn nicht eben so gut Moritz heißen?"—„Warum nit gor! So schauen's aus die Leut', die Moritz haßen!"— Ich muß gestehen, daß mich das ein wenig aus der Fassung brachte. Ich dachte nicht, daß es einen eigenen Anschauungstypus gäbe für Menschen, die Moritz heißen. Das Wetter hatte sich indessen aufgehellt, der Regen machte dem Sonnenscheine Platz. Ich war herzlich froh. Die sonst Angebetete kam mir ganz ungemein häßlich vor; solchen Einfluß hat Grammatik und Orthographie auf die weibliche Schönheit. Ich empfahl mich Agahden und Frihtderiggen, und nahm mir vor, diese Scene zu erzählen, damit sich das schöne Geschlecht zu dem Köllner-Wasser und zu der Pomade auch eine Sprachlehre und eine Orthographie für die Toilette anschafft. Probatum est!

„Beantwortung der Frage: Ist grenzenloses Vertrauen oder grenzenlose Eifersucht mehr Beweis von Liebe!“

Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man nur sogleich einen Sessel für Othello hin. — Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht gerirt ist.

Saphir.

Die Eifersucht geht als Morgenstern vor dem Tage der Liebe, die Eifersucht geht als Abendstern vor der Nacht der Liebe her, und den ganzen Tag der Liebe über wandelt sie mit ihr, durch den Himmel ihrer Bahn, durch den tiefen Aether, durch die klingenden Wolken, durch die fliegenden Stürme, durch die flammenden Blitze, durch den grollenden Donner!

Eifersucht ist das Salz in dem Ocean der Liebe; Eifersucht ist der Wecker in dem Schlummer der Liebe; Eifersucht ist die Pulsader der Liebe; Eifersucht ist die Wasser- und Feuerprobe der Liebe!

Vertrauen? Ist denn Vertrauen der Gegensatz zu Eifersucht? Hebt Vertrauen Eifersucht auf? Nein, nicht im Geringsten. — Man kann unbegrenzte Achtung vor seiner Geliebten haben, man kann felsenfestes Vertrauen auf ihre Tugend, auf ihren Charakter setzen, und dennoch eifersüchtig, namenlos eifersüchtig, rasend eifersüchtig sein!

Grenzenloses Vertrauen heißt nichts, als überzeugt sein, meine Geliebte ist keiner Untreue fähig. Ihr nennt Eifersucht Egoismus? — Ist dieses grenzenlose Vertrauen nicht mehr, nicht größerer, nicht gemeinerer Egoismus?

Wo der Gedanke an eine Untreue in uns leben kann, da ist

keine Eifersucht mehr, denn da hört die Liebe auf! Auf ein Wesen, von dem wir nur im Entferntesten den Verdacht einer wirklichen Untreue fassen können, sind wir nicht mehr eifersüchtig, denn wir reißen es mit allen seinen Wurzelfasern und Widerhaken aus unserm Herzen heraus, und können wir das nicht, so verbluten wir, aber das Wesen selbst ist für uns todt, rein todt!

Allein gerade wenn wir ein Wesen lieben, das wir achten, von dessen Sittenreinheit, hoher Tugend wir ganz durchdrungen sind, wo also die Liebe, vereint mit der höchsten Achtung, ihre Gewalt über uns ausübt, da beginnt die Eifersucht ihr dornenvolles, ihr stürmisches, ihr stachelvolles Reich. Je vollkommener der Gegenstand unserer Liebe, desto grenzenloser ist unsere Eifersucht!

Je höher wir die Geliebte betten in das Grahamsbett unserer Verehrung, je erhabener wir ihr Bild emportragen zu dem fleckenlosen Himmel, desto ängstlicher bewachen wir sie vor jedem Erdenstäubchen, desto schmerzlicher möchten wir jede Kommunikationsbrücke zwischen ihr und andern Sterblichen abbrechen.

Eifersucht allein ist Beweis von Liebe, und die Eifersucht der Liebe hat keine Grenzen, wie die Liebe selbst keine Grenzen hat.

Die Eifersucht reißt den werdenden Gedanken der Geliebten aus der Wiege des Denkens; die Eifersucht verfolgt den Pfeil ihres Blickes, wenn er vom Bogen des Auges schnellt; die Eifersucht fragt ihr leisestes Lächeln: woher? und ihre leiseste Lippenbewegung: wohin? Die Eifersucht sieht, wie sich der Gedanke auf der Stirn der Geliebten bildet; sie hört den Blick wachsen unter dem bedeckenden Liede; sie kennt die Richtung ihres Fühlens im Voraus, wenn es erst als Schaumbläschen in ihrem Innern sich bildet; sie gräbt den Traum

der Geliebten aus seinem Grabe, um Rechenschaft von ihm zu fordern; sie stellt die Zerstreuung der Geliebten vor ein Gottesgericht; sie zersetzt das Rosenroth ihrer Freude in seine Bestandtheile, und wiegt das Körnchen ihres Unmuthes auf der großen Wage des Argwohns; und dieses Alles nur aus Liebe! Nur allein aus Liebe, aus wahrer, inniger, unbegrenzter Liebe!

Die Person, die wir lieben und die uns liebt, die gehört uns, sie ist unser Selbst, unser eigenes Ich, und unser Ich soll nichts denken, nichts fühlen, als uns. Ist dieses Egoismus, so ist es Egoismus für unser Ich, das sie ist, nicht für unser Ich, das wir sind!

Ich bin eifersüchtig auf den Vater, der sie küßt, auf die Schwester, die sie umarmt, auf die Freundin, die sie herzt, auf das Kind, welches sie liebkoset, auf die Rose, die sie pflückt, auf den Zephyr, der sie umweht, auf die Welle, die sie umspielt, auf die Musik, die ihr Ohr entzückt, auf die Farbe, die ihrem Auge schmeichelt, auf den Einfall, der sie lächeln macht, auf die Thräne, die ihr Auge beschleicht, auf den Traum, der sie umfängt, auf den Spiegel, der ihr schmeichelt, auf die Hoffnung, die sie wiegt, auf das Gedicht, das ihr gefällt, auf die Landschaft, die sie mit Wohlgefallen betrachtet, kurz, auf Alles, was ihr Freude macht; aber nicht aus Egoismus, nicht aus dem Grunde, als sollte sie keine andere Freude haben, als mich, sondern darum, weil es mir schmerzlich ist, daß ich nicht selbst ihr alle diese Freude gewähren kann; daß ich nicht selbst zugleich auch bin Freundin, Rose, Wolke, Traum, Landschaft, Lied und Zephyr, um selbst ihr alle diese Freuden zu schaffen. Es ist Eifersucht, aber edle, wehmüthige Eifersucht, Eifersucht der Bescheidenheit, Eifersucht des Bewußtseins, daß man so wenig ist, um die Geliebte zu beglücken, und daß es so viele Dinge giebt, die sie erfreuen,

ohne mein Zuthun! Der wahrhaft Liebende möchte, daß alle Freuden der Geliebten nur von ihm ausgingen, daß er allein ihr öffnen könnte alle Freudenporen der beseelten und unbeseelten Schöpfung, und daß jeder erquickende Zug, den sie aus dem Kelche des Lebens trinkt, ihr kredenzt werde von der Hand seiner Liebe!

Das ist Eifersucht, und ist diese Eifersucht nicht der alleinige Beweis von wahrer Liebe?!

Wir können unsere Geliebte mit grenzenlosem Vertrauen in die größte Gesellschaft gehen lassen, und mit dabei sein, und unbesorgt fröhlich sein, aus Vertrauen; ist das ein Beweis von Liebe? Aber, wenn wir, selbst mit diesem Vertrauen, jene Gesellschaft fliehen, weil wir wissen, daß wir dennoch mit tausend und abermal tausend brennenden Qualen gemartert werden, und daß eine ewige Hyder in unserm Herzen nagt, wenn wir sie in Gesellschaft sehen, und lieber wegbleiben, um uns diese Qual zu ersparen: das ist Eifersucht, Eifersucht mit Vertrauen, das ist ein Beweis von wahrer Liebe!

Wer lieben kann ohne Eifersucht, der kann auch leben ohne Liebe, Beides ist gleich. Eifersucht ist die Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Liebe; wenn die Liebe scheintodt ist, die Eifersucht erweckt sie, und selbst wenn sie ganz todt ist, so sitzt noch die Eifersucht auf ihrem Grabe, und weint ihr lange nach.

Ich hätte grenzenloses Vertrauen in meine Geliebte, wenn sie grenzenlos eifersüchtig wäre, und wäre grenzenlos eifersüchtig, wenn sie grenzenloses Vertrauen zu mir hätte.

Wachskerzen, Talgkerzen, Räucherkerzen, Himmelskerzen, Hochzeitskerzen, Grabeskerzen, Apollokerzen, Millykerzen, Stearinkerzen, oder: Woher kommt es, daß wir jetzt immer mehr Kerzen und immer weniger Lichter haben?

Die Geschichte des Lichtes und der Finsterniß, meine höchstverehrten Hörer und Hörerinnen, ist ganz kurz. Zuerst ward die Erde unförmlich und finster, dann ward Licht; dann ward die Erde wieder förmlich finster und dann wurden wieder —Millykerzen!

Was haben wir bei diesem Tausch von Licht auf Kerzen d'rauf bekommen? Die Lichtputzen. Eine Lichtputze, m. f. H. u. H., hat viel Aehnlichkeit mit einem Recensenten; ist das Licht und das Werk gut, so braucht man weder Lichtputze noch Recensenten; sind Licht und Werk schlecht, so nützt alles Recensiren und Lichtputzen nichts: auch sind Recensent und Lichtputze darin gleich, daß, wenn sie viel geputzt haben, man sie zuweilen ausklopfen muß.

Darin unterscheiden sich unsere sogenannten Lichter von unsern Kerzen: unsere Kerzen müssen geputzt werden, unsere Lichter putzen sich gegenseitig, ein jedes unserer Lichter ist zugleich die Lichtputze seines Kollegen.

Es ist ein Glück, m. f. H. u. H., daß die Astronomen zu ihren Tubussen und Fernröhren noch keine Fern-Lichtscheeren erfunden haben. Ich bin überzeugt, wenn wir mit einer großen Lichtputze hinauf könnten in den Himmel, wir würden der Sonne und dem Mond schon alles Licht heruntergeputzt haben! Gewiß, wenn die Menschen in dem Himmel so wirthschaften könnten wie auf der Erde, wir hätten in fünfzig Jahren eine Stearin-Sonne und einen Margarin-Mond, und wir würden bald eine Einladung lesen:

„Milly-Kometen auf Aktien."

Das Pfund zu 40 Kr. C. M.

Ein Komet, m. f. H. u. H., ist dazu beschaffen, auf Aktien beschaffen zu werden, denn er besteht aus einer lockeren Masse und am Anfang und am Ende aus einem großen blauen Dunst! Einige Philosophen halten die Kometen für Seelen verstorbener Geister, die in die Höhe steigen, und auch in dieser Hinsicht sind sie den Aktien gleich, die auch oft arme Seelen sind, mit dem Unterschiede, daß sie nicht steigen!

Lange Zeit, m. f. H. u. H., waren die Philosophen nicht einig, ob die Henne oder das Ei früher erschaffen worden ist; ich bin leider, Gott Lob! kein Philosoph, allein ich weiß ganz bestimmt, das Ei ist früher auf der Welt gewesen, denn wäre die Henne früher auf der Welt gewesen, sie hätte ihr Ei blos auf Aktien gelegt; denn was ist die Aktiensucht anders, als ein Gackern und Krähen um ungelegte Eier? Bevor das Ei gelegt ist, krähen und gackern alle Hühner; wenn das Aktien-Ei einmal gelegt ist, kräht kein Hahn mehr darum.

Die Aktien-Unternehmungen, die Betrunkenheit und die Weltgeschichte sind darin gleich, daß sie alle drei mit einem Nebel anfangen, und daß sie dann in's Fabelhafte übergehen. Ein Betrunkener und Aktienspekulant sieht Alles doppelt. Die Eisenbahnfahrten sind schon vom europäischen Nebel in einen europäischen Rausch übergegangen, und jede Eisenbahnfahrt ist ganz wie ein wahrer Rausch, sie fängt nämlich mit einem Pfiff an, und hört mit einem Pfiff auf.

Es ist möglich, m. f. H. u. H., daß das wahre Licht auf Aktien erschaffen wurde, daß deshalb das Kapital gar nicht mehr existirt, und daß alle unsere Kerzen blos die Dividende desselben sind.

Wenn die Erfindung der Dampf- und Maschinenkraft ein stiller Vorwurf an die Schöpfung ist, daß sie zu viel Menschen

gemacht hat, so ist die Erfindung der neuesten Kerzen ein erweiterter Vorwurf an die Schöpfung, daß sie auch zu viel Bienen gemacht hat. Keine Wachslichter, keine Bienen! Was wird der Staat mit seinen überflüssigen Bienen machen? Wenn die Bienen nicht Wachs, sondern Stearinsäure erzeugt hätten, würden die Menschen Wachs auf Aktien gemacht haben.

Die Wachskerzen, m. f. H. u. H., sind jetzt nur auf zwei Gattungen reduzirt worden: auf Hochzeitskerzen und auf Todeskerzen. Die Hochzeit und der Tod sind sich darin gleich, daß der Mann vor Beiden seinen letzten Willen zu machen hat. Bei der Hochzeit ist's des Mannes erster letzter Wille, bei dem Tode sein letzter letzter Wille. Der Mann hört am Altar das letzte „Ja" seiner Frau, dann kömmt das immerwährende „Nein!" Der letzte Wille des Mannes ist der erste Wille, den die Frau auch will!

Jeder Mann geht so lang nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstag, nämlich: — den Maulkorb.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, das ist recht, die Hochzeitskerzen am Himmel sind zugleich die besten Ehehimmelskerzen; darum weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, gibt's blos über der Sonne glückliche Ehen, aber keine unter der Sonne.

Die Männer, m. f. H. u. H., lieben die Sonne, und warum? Weil die Venus da zuweilen vorbei geht; die Frauen hingegen lieben den Mond, und warum? Weil er alle Monat einmal neu ist.

Das Herz der Mädchen ist wie eine Mimose, je reizbarer, desto leichter verschließt es sich; das Herz der Männer ist wie ein Schlagfluß, je reizbarer, desto gewisser die Lähmung. Ein Mädchenherz ist wie ein hölzerner Eimer; wovon es zum ersten

Mal erfüllt ist, das tropft und sickert gleich durch, man muß es ein paar Mal füllen, bis der Inhalt festhält. Es geht den Mädchen mit der Liebe, wie es den Menschen mit dem Niesen geht. Wenn so ein Mädchenherz zum ersten Mal nies't, sagt die ganze Welt: „Helf' Gott!" dann darf es hundert Mal niesen, bekümmert sich kein Mensch darum. In der Ehe hingegen wird nachher diese erste Liebe zum wahren Heu- und Regenwinkel in diesem Herzen; alle Ungewitter, die gegen den Mann losbrechen, ziehen aus dieser Gegend her.

So ein Mädchenherz ist wie ein Theekessel; soll es zum ersten Mal heiß werden und sieden, muß es eine große Flamme, ein großes Licht haben; wenn es einmal gekocht hat, dann kocht es bei jedem kleinen Spiritusflämmchen. Es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mädchen, das schon unglücklich geliebt hat, sei schwer zu erobern, gerade ein solches Herz fängt gleich Feuer, sowie ein Licht nie leichter anzuzünden ist, als wenn man's eben erst ausgeblasen hat. Wenn ich von dem kalten und Eis-Herzen eines Mädchens höre, so denke ich mir: gut, die führt Eis; sie legt sich in der Herzensgrube eine Eisgrube an, blos um dann die Liebhaber darauf zu legen, damit sie sich länger halten!

Ueberhaupt ist der jetzige Weg der Liebe zur Ehe eine wahre Beutelschneiderei; zuerst führt der Strickbeutel mit dem Tabaksbeutel ein kleines Vorpostengefecht, dann kommt aber der Geldbeutel, und schneidet dem Herzbeutel den Rückzug ab. Das Unglück in der Ehe, m. f. H. u. H., ist nur, daß die Eheleute ihre Leiden und Unpäßlichkeiten nicht zugleich haben; wenn die Frau Kopfweh hat und zu Hause bleiben muß, hat der Mann Magenweh und muß ausgehen; wenn sie Nervenübel hat und in's Seebad muß, hat er Leberleiden und muß nach Karlsbad; welche Harmonie aber würde in der Ehe herrschen, wenn Mann und Frau immer zugleich Zahnweh hätten,

oder Keuchhusten, oder Leberverhärtungen! In jeder Ehe giebt es einen weiblichen und einen männlichen Reim; den weiblichen Reim bei der Frau: „Zunge auf Lunge," und den männlichen Reim beim Mann: „stumm" und „brumm!"

Das Herz eines Ehemannes, wenn es auch ganz seiner Frau eingeräumt ist, hat doch noch ein kleines Seitenkabinet mit separirtem Eingang. Wenn der Mann der Frau noch so entgegenkömmt, so macht er's doch immer wie die frommen Pilger, wenn er drei Schritte vorwärts thut, so macht er gleich wieder einen zurück!

Man sagt, es giebt keine Märtyrer mehr, das ist wahr, allein es giebt leider noch Märtyrerinnen! Ach, m. f. H. u. H., wenn wir sie nur alle kennten die Märtyrerinnen im Kalender der Ehe, die nicht roth angestrichen sind! Wenn wir sie nur alle kennten, die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einsamen, eingedruckten Brustgitter die Dornenkrone tief eingedrückt hat; wenn wir sie nur alle kennten, die verhüllten, eingemauerten Opfer der Lieblosigkeit, der Härte, der Rohheit u. s. w., wie sie still und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für sie jeder Tag ein neuer Grabgang ist und jeder Schlaf eine kleine Kreuzabnahme, wie alle ihre Tücher nur Thränentücher sind! Wenn wir sie zählen könnten, m. f. H. u. H., alle die Thränen, welche der verheimlichte Schmerz in der Ehe vergießt; wenn wir sie zählen könnten, alle die Thränen, welche leise und heiß in so manchen Strumpf mit eingestrickt werden; wenn wir sie zählen könnten alle die gepreßten Seufzer, die mit in jedes Tuch eingesäumt werden; wenn wir den Schmerz hörten, der desto lauter schreit, je stiller er ist; wenn wir das Weh vernähmen, welches desto höher steigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, m. f. H. u. H., würden wir neben vielen glänzenden Boudoirs eine solche Märtyrerkapelle erblicken, und

dann würden wir vor so mancher Frau niederknieen und sie verehren als Dulderin, als Heilige!

Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H., feiert drei Hochzeiten im Leben, die erste mit der Liebe zu zwanzig Jahren, die silberne Hochzeit mit der Hoffnung zu 45 Jahren, und zu 70 Jahren die goldene Hochzeit mit dem Glauben. Die Graheskerzen sind zugleich die Hochzeitskerzen zu dieser goldenen Hochzeit.

Amor hat eine Fackel, Hymen hat eine Fackel, und der Tod hat auch eine Fackel. Amor hat eine Talgfackel, die schmilzt schnell, Hymen hat eine Wachsfackel, die brennt dunkel, und der Tod hat eine Pechfackel, die läuft ab.

In der Gesellschaft, m. f. H. u. H., sind die Frauen die Himmelslichter, die Männer aber bloß die Windlichter. Die Frauen sind ganz wie die Lichter, da, wo es am meisten zieht, da schmelzen sie am meisten, und je mehr sie geputzt werden, desto lieber gehen sie aus! In jeder Gesellschaft kann man die Bemerkung machen, je kürzer die Lichter werden, desto länger werden allmälig die Gesichter, und oft läuft die Gesellschaft ab, bevor noch die Lichter abgelaufen sind.

Fast jede große Gesellschaft ist nichts als eine beleuchtete Finsterniß, eine in Kerzen gesetzte Frage: Wo sind unsere Lichter? Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H., ist eine Anekdote, die sein Vater, Großvater und Ahnherr schon der Welt erzählt hat; jeder Tag ist ein altes Zeitungsblatt aus der Weltgeschichte und jede Gesellschaft ist nichts als ein großes Piquenik aus Nothlüge, in welcher Einer dem Andern vorlügt, er unterhält sich. Man sagt: „Jeder Mensch hat sein Schicksal," es ist nicht wahr, es gibt gar kein Schicksal, die Gesellschaft des Menschen ist sein Schicksal!

Ohne zwei Dinge könnte man in der Gesellschaft nicht leben, ohne schöne Redensarten und ohne schöne Frauen. Ich be=

trachte eine jede große Gesellschaft wie eine Erinnerung an eine Rheinreise. Auf dem großen Fahrwasser des Stoffes treibt das Dampfboot des Gespräches, die Männer liefern Wind und Dampf, und an Kohlen kann nie Mangel sein, denn man verbraucht nur die Kohlen, welche Einer auf das Haupt des Andern sammelt! die schönen Frauen, die auf beiden Seiten sitzen, sind die reizenden Ufer, bald blumig und pittoresk, bald erhaben und düster, immer aber interessant; die alten Frauen sind die ehrwürdigen Ruinen, die dem Ganzen einen romantischen Anblick gewähren; in diesen Ruinen leben alte Sagen und schauderhafte Volksgeschichten.

Viele Menschen, m. f. H. u. H., bringen zur Gesellschaft eine ganze Schneiderwerkstätte in ihrem Munde mit: den Faden des Gesprächs, die spitzige Nähnadel, dasselbe einzufädeln, die Elle, die Ehre des Nebenmenschen zu messen, die Scheere, um diese Ehre sogleich abzuschneiden, und auch noch das Bügeleisen, um mit glatter und heißer Zunge darüber hinzufahren!

Rousseau sagt: Der Mensch ist ein geselliges Thier; er hätte hinzusetzen sollen: der junge Mensch. In der Jugend, m. f. H. u. H., liebt man die Menschen und vernachlässigt die Menschheit.

Je älter man wird, desto mehr liebt man die Menschheit und zieht sich aber von den Menschen zurück, so wie der Mensch in der Jugend den bunten Lichtern nachjagt und nicht der Flamme, im Alter die wärmende Flamme sucht und die bunten Lichter vermeidet.

Die Menschheit ist wie eine Ebene, wenn man in ihr steht, ist sie flach und langweilig, wenn man über ihr steht, wird sie unendlich und erhaben, und das farblos Irdische erscheint im himmlischen Lichte.

Von den Himmelslichtern sollte der Mensch lernen, wie

seine Lebenslichter beschaffen sein sollten; das Licht der Liebe, die Venus, m. f. H. u. H., warum ist sie der schönste Stern am Himmel, weil sie der Sonne nicht bloß bei ihrem Aufgehen zur Seite bleibt, sondern weil sie auch mit ihr untergeht; weil sie nicht nur Morgenstern, sondern auch Abendstern ist. Von dem Regengestirn sollt' er lernen, daß man im Trüben und Dunkeln erst recht nah' zusammenrücken muß; von den Mond- und Sonnenfinsternissen soll er lernen, daß es nicht wahr ist, wenn man sagt, die großen Lichter haben sich verdunkelt, sondern, daß es immer nur die Erde ist, die mit ihrem dunklen Körper dazwischen getreten ist, und selbst von dem Regenbogen, m. f. H. u. H., von dieser leuchtenden Amnestie nach gerechtem Zorn und Unwetter, von diesem Liebesschwur des Himmels an die Erde, soll der Mensch lernen, daß jede Versöhnung, wie der Regenbogen, am schönsten hervorgeht aus dunklem Hintergrunde, aus gebrochenen Strahlen und aus fallenden Thränen, daß jeder Liebesschwur, wie der Regenbogen, aus nichts bestehen sollte, als aus gebrochenen Strahlen und fallenden Thränentropfen aus dunkeln Herzenswolken.

Was ist der Unterschied zwischen Licht und Flamme? Alle Lichter brennen herab, alle Flammen lodern hinauf, alle Trauerkerzen, Freudenkerzen und Apollokerzen brennen herunter; je länger sie brennen, desto mehr Asche bedeckt dann ihr Haupt, nur die Flamme der Menschenliebe brennt zum Himmel empor, sie ist der heilige Busch, der stets flammt und sich nie verzehrt, und sie überflammt alle Fortuna-, Amor-, und Appollokerzen.

Apollokerzen! Wenn wir, m. f. H. u. H., die Mythologie unserer Stadt durchstöbern, stoßen wir auf eine sonderbare Götterlehre. Amor verkauft Gros de Naples und Musselin de Laine; Merkur verkauft Häring und Sardellen; Fortuna handelt mit Reis und Zibeben; Zephyr bietet Messingknöpfe

feil, Iris Zwirnfäden, und Apollo ist ein Seifensieder geworden!

Apollo hat lange geschwiegen, man wußte nicht, waß das zu bedeuten hat, was er im Schilde führt; jetzt weiß man, was er im Schilde führt: zwei Pfund Kerzen! Warum haben die Seifensieder einen Löwen im Schild? Weil ein Seifensieder, wie die Löwen, keinen Hahn krähen hören kann. Denn wenn der Hahn kräht, wird Tag, und am Tag braucht man keine Kerzen.

Apollo heißt auch Phöbus, der Leuchtende, also jetzt, da er keine Lichter und keine Dichter mehr zum Leuchten hat, so hat er sich Kerzen angeschafft, um seinen Dichtern nach Haus zu leuchten.

Man glaubt, m. f. H. u. H., wenn man die Dichter hört, wie sie den Frühling besingen, es geschähe aus Begeisterung über die Wiederbelebung der Natur; das ist nicht in dem, sie freuen sich blos, daß die Winternächte vorbei sind, in denen sie kein Licht und kein Holz haben! Wenn ich unsere Frühlingsdichter singen höre:

„Holder Lenz, du Fürst der Herzen,
Mit dem süßen Blumenschein,
In die off'nen Menschenherzen
Ziehst du, wonnetrunken, ein,
Mai und Frühling, blühend schon,
Jubeln um den Himmelsthron."

so übersetze ich mir diese Zeilen in ihre ursprüngliche Sprache zurück, wie folgt:

„Holder Lenz, du Fürst der Herzen,
Du, mein süßer Blumenschein,
Ich erspar' schon fünf Pfund Kerzen,
Und ich heitze nicht mehr ein,
Pelz und Mantel, dir zum Lohn,
Jubeln im Versatzamt schon!

Der Frühling, m. f. H. u. H., ist auch kein Narr; er läßt

sich auch nicht gerne tausend Gedichte vorlesen, darum läßt er sich vor den Frühlingsdichtern ganz verleugnen! Der Frühling läßt sie vom 22. März bis in den tiefen April vor der Thüre stehen, läßt sich nicht blicken, dann ruft er durch's Schlüsselloch hinaus: Meine Herren, ich bin nicht zu Haus.

Der Frühling hat sich zurückgezogen; er lebt einsam in Kalendern, Musenalmanachen und Taschenbüchern, da stört ihn keine Seele. Man sagt, der und jener ist ein Weiberfeind; es ist nicht wahr, es giebt nur einen Weiberfeind, und das ist der Kalender, der kömmt alle Jahr und sagt ihnen eine Grobheit und das noch dazu um drei Monate früher, ehe er die Erlaubniß dazu hat.

Ein Taschenbuch hingegen ist nichts als eine dreisilbige Buchhändler-Charade: Taschen-Buch, ein Drittel ist auf's Buch berechnet und zwei Drittel auf die Taschen, der Buchhändler nämlich.

Die meisten jetzigen Bücher, m. s. H. u. H., haben alle nur einen Weg zu machen, vom Dieb zum Gefängniß und vom Gefängniß zum Richtplatz, oder zu deutsch: vom Verfasser zum Buchhändler und vom Buchhändler zum Käshändler. In jeder Greißlerei ist das jüngste Gericht der Autoren. Der Greißler ist die letzte Instanz; wenn der keine Würze hineinbringt, ist Alles vorbei! Es wäre überhaupt besser, anstatt daß die Bücher vom Autor dem Recensenten und vom Recensenten dem Gewürzkrämer zugeschickt werden, wenn die Bücher erst zum Gewürzkrämer und dann erst zum Recensenten kämen. Ueberhaupt zeigen die Recensenten immer nur an, wo das Buch erschienen ist; es wäre besser, wenn sie einmal anzeigten, wohin das Buch verschwunden ist! Neben dem Leipziger Meßkataloge der in jedem Jahre erschienenen Bücher, sollte auch ein Makulaturkatalog erscheinen, mit dem Namen aller Spezereihändler, die nichts sind als die

letzten Verleger aller Bücher und die eigentlichen Buchhandlungen, welche die Werke eines Dichters und seine Unsterblichkeit so recht unter's Volk bringen; darum lebt in jedem Dienstmädchen ein innerer Takt, wo die Lorbeerkränze der Dichter eigentlich hinkommen, und wenn es um zwei Groschen Zibeben kauft, so sagt es ganz richtig: „Ich bitt', geben's mir ein paar Lorbeerblätter d'rauf!"

Ueberhaupt, m. f. H. u. H., sollte jeder Schriftsteller sein eigener Recensent und sein eigener Makulaturverschleißer sein. Man schimpft gewöhnlich auf Recensenten, die sich selbst beurtheilen, aber das sind gewöhnlich die tugendhaftesten Menschen; erstens, wenn er sein eigenes Werk recensirt, so weiß der Recensent doch, welche Gedanken des Autors neu sind und welche gestohlen; zweitens macht man den Recensenten so oft den Vorwurf, daß sie die Werke, welche sie beurtheilen, gar nicht lesen; dieser Vorwurf fällt gewiß weg, wenn man sich selbst recensirt.

Allein, recensirt sich nicht jeder Mensch alle Tage 100 Mal selbst? Wenn der Mensch sagt: „Das will ich mir erst überlegen," so heißt das nichts als: „Auf zwei oder drei Seiten später finden sich in mir gute Gedanken!" Wenn der Mensch sagt: „Ich bin ein guter Narr!" so ist es eine Selbstrecension, von der er überzeugt ist, man wird ihm als Recensenten nur die Hälfte glauben; er meint, man wird das „gut" glauben, die Welt glaubt aber blos den Narren. So oft der Mensch gähnt, so ist das eine Selbstrecension und heißt in Worte gesetzt:

„Diese Stelle in mir ist langweilig."

Die Langeweile, m. f. H. u. H., braucht die meisten Kerzen. Die Finsterniß giebt der Phantasie, dem Geiste, die glänzendsten Privilegien und das Licht raubt sie wieder. Die Langeweile ist eine Tochter des Lichts; eine sogenannte Soi-

ree ist nichts als eine mit Apollo- oder Milly- oder Wachs-kerzen beleuchtete Langeweile.

Jeder trachtet, sein Licht leuchten zu lassen; wenn man's aber beim Licht betrachtet, ist man hinter's Licht geführt, und wenn man's beim rechten Licht betrachtet, so hat einem in der ganzen Soiree niemand ein Licht aufgesteckt, als der—Bediente!

Der ewige Frieden, m. f. H. u. H., hat auf nichts so segenreich eingewirkt, als auf die--Langeweile, und die ewige Langeweile wirkt auf nichts so segenreich ein, als auf die—Verleumdung!!

Seitdem die Zeitungen an Gelegenheit zu Interesse, d. h. zu Lügen, verloren haben, seitdem sie nicht heute 40,000 Menschen umbringen, um sie morgen wieder lebendig zu machen, seitdem hat es in der menschlichen Gesellschaft jedes einzelne Individuum übernommen, selbst ein Zeitungsblatt zu sein. Der Mund ist der Setzkasten, die Lunge ist die Dampfpresse und die Zunge der Expeditionstisch dieser Zeitung; diese Zeitung wird mit scharfen Lettern und mit der vollkommensten Schwärze gedruckt!—

Ja, m. f. H. u. H., die erste Zunge war die erste Schlange, so wie der erste Augapfel der erste Sündenapfel war; in dem Augapfel liegt der Text zur Tugend und zur Sünde, auf den Wangen steht der Kommentar zu diesem Text, und um die Augen schreibt die Zeit die Randglossen. Die Zunge, m. f. H. u. H., setzt den ewigen Krieg im ewigen Frieden fort, den Bürgerkrieg gegen Freund, Nachbar und Verwandten!

Man sagt, es giebt keine Riesen mehr; es ist nicht wahr, man gehe nur in manche Gesellschaft, da findet man Maulriesen, die mit einer Kinnbacke zehntausend Namen todtschlagen.

In keiner Zeit, m. f. H. u. H., hat die Verleumdung so um sich gegriffen, als jetzt. Die Verleumdung ist der Bandwurm der Gesellschaft, man wird seines Kopfes nie mächtig! Man läßt in jeder Gesellschaft alle Abwesenden Spießruthen laufen und macht mit den Zungen türkische Musik dazu! Viele glauben, man müsse gegen Verleumdung etwas thun, dagegen reden, sich vertheidigen u.s.w.; allein das ist ebenfalls wie mit dem Glockenläuten gegen den Blitz: man glaubt, es leitet den Blitz ab, allein es zieht ihn gerade noch mehr an!

Man verleumdet in der Gesellschaft wie in einem Pilgerzug; zuerst kommen die Kinder, dann die Mädchen, dann Männer und Frauen, dann ganz zuletzt kommen die alten Weiber, die das größte Geschrei machen.

Die Verleumdung, m. f. H. u. H., ist wie ein Truthahn, je mehr Farbe und Glanz ein Gegenstand hat, desto erboster wird sie, und desto lauter kollert sie. Der Blitz und die Verleumdung treffen meist nur hohe Gegenstände. Eine Frau braucht nur eine hohe Schönheit zu sein, eine Person braucht nur einen hohen Rang einzunehmen, ein Mann braucht nur ein hohes Genie zu sein, und der Verleumdungs-Blitz trifft ihn ohne Schonung. Selbst die besten Menschen, wenn sie auch nicht mit Verleumdung *blitzen*, so *wetterleuchten* sie doch, das nennt man wie das Wetterleuchten: sich abkühlen. Es ist sonderbar, um einen Menschen zu verleumden, beginnt man damit, ihn ein Bischen zu loben; man machts mit den Menschen wie mit den Kastanien, man *schneidet sie erst ein Bischen auf*, um sie dann besser *zu braten*. Alles haben die Menschen zur Verleumdung gemißbraucht, Philosophie, Poesie und Stenographie, und blos darum allein schon verdient die Musik eine göttliche Kunst genannt zu werden, weil man mit Musik allein weder

eine Verleumdung noch eine Zweideutigkeit sagen kann!

Die Sonne des Genies hat fast immer das Schicksal wie die Sonne selbst, man späht nach nichts eifriger als nach ihren Flecken, man schließt die Augen zu, so lange sie bei uns weilt, und sieht ihr nur dann freundlich nach, wenn sie untergegangen ist.

Wenn in dem Brunnen der Gesellschaft die Menschen den Kopf und das Herz eines ausgezeichneten Mannes erschöpfen wollen, so gehen sie mit ihnen um, wie mit zwei Eimern in jedem andern Brunnen; beide: Kopf und Herz können sie nicht oben lassen, eines muß hinab, haben sie das Herz erhoben, so stoßen sie den Kopf hinab; müssen sie seinen Kopf erheben, so suchen sie sein Herz hinunter zu bringen, und auch seinen Kopf halten sie nur oben, so lange er voll ist, wenn sie ihn mit durstigen Zügen ausgeleert haben, lassen sie ihn wieder sinken. — Viele Menschen lieben auch die Dichter blos so wie sie den Käse lieben, d. h. sie finden ihn nur dann erst gut, wenn er von den Würmern angegangen wird. Die Menschen hören nur dann auf, einen Stein auf ihre ausgezeichneten Geister zu werfen, wenn sie ihm einen Stein setzen können.

Es ist thöricht, m. f. H. u. H., daß man so viel Subskriptionen für Monumente großer Männer macht, wenn man sie nur sammeln wollte alle die Steine, welche ihre Mitwelt auf sie warf, so würde auch der mittelmäßigste Geist einen Stein wie eine Pyramide bekommen!

Was ist ein Monument? Es ist nicht ein Denkmal, das an die Verdienste des Todten erinnert, sondern ein Denkmal an die Undankbarkeit der Lebendigen!

In fünfzig Jahren wird vor lauter Monumenten die Erde aussehen wie ein Stachelschwein; allein jedes Monument ist

nicht so sehr eine Ehre, die wir dem Todten erweisen sollen, als vielmehr eine jämmerliche Entschuldigung in Stein, und heißt: Entschuldige, daß wir dir beim Leben kein Brod gaben, nach dem Tode geben wir dir dafür einen Stein vor!

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., der Mensch fühlt nicht eher Bei- und Mitleid mit dem Menschen, als bei seinem Tode; dann kömmt aber der Nebenmensch, und sagt: „Alle Beileids-Bezeugungen werden verbeten!"

Der Mensch, m. f. H. u. H., sieht den Menschen nur dann in einem gnädigen Licht, wenn er ihm sein Grabeslicht anzündet, und nur dann zündet er ihm mit vollem Herzen die Räucherkerzen an, wenn er sie zu den Todtenkerzen stellen kann.—Die Todtenkerzen, m. f. H. u. H., sind beim Wachs geblieben, denn es ist der Mensch wie Wachs, bevor er zum Licht gelangt, muß er gebleicht werden.

Das Leben ist nichts als die große Bleiche der Menschen, nach und nach bleichen sich Hoffnungen, Wangen, Haare, und dennoch denkt der Mensch nie daran, daß jedes Erröthen nichts ist, als eine Vorspann mehr zum Erbleichen! So denkt auch kein Mensch daran, wenn er eine Uhr schlagen hört, daß jeder Uhrschlag nichts spielt, als wieder eine Note aus seinem Todtenmarsche; so klettert der Mensch auch sein ganzes Leben lang von Berg zu Berg, um eine große Aussicht zu haben, und denkt nicht daran, daß er die größte Aussicht nur vom kleinsten Hügel haben kann, vom Grabeshügel, und so sieht der Mensch tausend Lichter und Flammen brennen, und denkt nicht daran, daß alle brennenden Lichter nichts absetzen als— Asche.

Was ist der Unterschied, m. f. H. u. H., zwischen unseren brennenden, d. h. lebenden Lichtern und Dichtern, und unseren Kerzen? Unsere Kerzen setzen sich selbst herab, unsere Lichter setzen sich blos gegenseitig herab. Die Kerzen

setzen sich nur um einen gewissen Preis herab, die Lichter setzen sich um jeden Preis herab! „Herabgesetzte Preise!" das ist jetzt der allgemeine Preisgesang! Wie das Publikum eine Sache Preis giebt, wird der Preis herabgesetzt.

Man macht den meisten Kerzen den Vorwurf, daß man nichts bei ihnen sieht! Da sind die Menschen daran Schuld, sie zünden sie immer bei Nacht an, wenn es finster ist; man zünde sie einmal beim Tag an, dann werden alle Menschen sagen: „Bei diesen Kerzen sieht man prächtig, das liegt am Tage!"

Der Mensch ist undankbar gegen seine Beleuchtungsanstalten, so wie überhaupt gegen alle seine Anstalten, und meint, sie entsprechen ihrem Namen nicht; das ist nicht wahr. Alle Anstalten entsprechen ihrem Namen; sie machen immer Anstalten, z. B. Beleuchtungs-Anstalten, Lösch-Anstalten, und ich bin überzeugt, wenn das Feuer zur gehörigen Zeit in die Anstalt käme, es wäre gleich gelöscht! Unsere Lösch-Eimer, m. f. H. u. H., sind wie unsere Thränen: blos Lösch-Anstalten. Im Theater, da strömen die Thränen bachweise bei dem Unglücke des Nebenmenschen; im wirklichen Leben, bei demselben wirklichen Unglück, vergießt kein Auge eine Thräne; g'rad wie die Lösch-Eimer, wenn sie probirt werden, sind sie voll Wasser: wenn sie gebraucht werden, geben sie keinen Tropfen her. Man irrt sich blos in der Bedeutung des Wortes „Anstalt;" eine Anstalt ist gemacht, um dabei angestellt zu werden, und wir haben blos Anstellungs-Anstalten.

Der Mensch geht oft an den ausgezeichnetsten Anstalten vorüber und denkt nicht daran. Wer denkt z. B., wenn er an einem recht fetten Ochsen vorüber geht, daß das eine lebendige Beleuchtungs-Anstalt ist? Jede Biene ist eine

Wachskerzen-Anstalt, und jeder Ochs eine lebendige Talg- und Stearinkerzen-Fabrik!

Nicht nur alle unsere Kerzen sind bloß Beleuchtungs-Anstalten, sondern auch unsere Lichter; die geistigen Lichter sind solche Beleuchtungsanstalten, die Anstalt steht der Beleuchtung im Licht. Wir hatten einmal ein großes, unsterbliches Licht: Shakespeare, darauf kamen die kritischen Beleuchtungs-Anstalten, die Apollo-Kerzen: Johnson, Warburton u.s.w. beleuchteten den Shakespeare; dann kamen die Milly-Kerzen: Voß, Eschenburg u.s.w. und beleuchteten diese Apollo-Kerzen; dann kamen die Stearin-Kerzen: Tieck, Horn u.s w. und beleuchteten diese Milly-Kerzen; jetzt kommen noch alle kritischen kleinen Margarin-Kerzen und beleuchten wieder diese Kerzen; kurz, sie haben seit ein paar hundert Jahren den Shakespeare so beleuchtet, daß wir ganz im Dunkeln über ihn sind. So geht es uns auch mit unseren wirklichen Kerzen. Wenn wir ein Talglicht anzünden, so müssen wir zwei Wachskerzen dazu anzünden, um zu sehen, wie es brennt; um aber zu sehen, wie wir das sehen, müssen wir vier Apollokerzen dazu anzünden. Wenn wir diese Lichter nun mit acht Millykerzen beleuchten, und um und um sechzehn brennende Stearinkerzen stellen, um nicht im Finstern zu tappen, dann, m. f. H. u. H., würde ich wohlmeinend gerathen haben, eine kleine Laterne mitzubringen, um diese Sache bei Licht betrachten zu können!

Bei den Kerzen, m. f. H. u. H., gehört es zur Sitte, das Ende nicht zu gebrauchen; nur die gemeinen Leute benützen die Endchen, sie haben kleine Lichtknechte dazu, die man „Prositchen" nennt, aber der gute Ton erfordert, das Ende wegzugeben! So machen wir es auch mit den geistigen Lichtern, wenn von einem geistigen Lichte etwas zu sehen ist, das Ende wollen wir nicht; darum gehen bei jeder Vorstellung so

viele Menschen vor dem Ende weg; bei ihnen heißt Profitchen umgekehrt, sie profitiren vom Ende nicht! Besonders kitzlich ist eine solche Produktion, wenn sie die Mittagslinie zu passiren hat, da muß wie bei der Stadtlinie der Geist an den Magen Verzehrungssteuer abliefern, und viele Hörer denken bei dem Lesetisch nur an den Eßtisch.

Wirklich, m. f. H. u. H., sollte jemand es versuchen, vor dem Ende seiner Produktion, Vorlesung, Theaterstück, Oper u.s.w. eine kleine Pause zu machen und folgende Worte an das Publikum zu richten:

„Meine hochverehrten, gütigen, liebenswürdigen Zuhörer und Zuschauer! Mein Ende naht heran; es ist eine der frömmsten Pflichten, das selige Ende eines Menschen nicht zu stören; ich werde deshalb jetzt eine kleine Pause machen für denjenigen verehrten Theil, welcher vor dem Ende hinausgehen will, damit derjenige Theil, welcher mit Ergebung das selige Ende abzuwarten so geduldig ist, in diesem frommen Werke nicht gestört werde! Dafür bitte ich auch denjenigen verehrten Theil, welcher bis an's Ende zu bleiben die Güte hat, die Fortgehenden in ihrem Genusse nicht zu stören, denn im Grunde ist das Fortgehen vor dem Ende auch ein Kompliment für die Sache; es sagt erstens, daß die Leute der Fortgang sehr interessirt, und daß sie sehr begierig auf den Ausgang sind!“

Wie? Sie benützen diese Pause nicht? So zähle ich diese Vorlesung zu meinen gewonnenen Schlachten; ich berechne aber meinen Sieg nicht nach der Zahl derer, die ich in die Flucht geschlagen, sondern nach der Anzahl derer, die auf dem Platze geblieben sind!

Ihre Güte, m. f. H. u. H., hat kein undankbares Herz getroffen, fürchten Sie nichts, alle diese Blätter, die Sie noch da sehen, sind unbeschrieben; auf diesen Blättern rechts hielt

ich eine Vorlesung zum Besten der unglücklichen Menschheit, auf diesen Blättern links halte ich keine Vorlesung zum Besten der glücklichen Menschheit!

Konditorei des Jokus.

Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Karnevalsschwank-Vorlesung über die Schädellehre der Schafe und Ochsen.

(Zu diesem Faschingsspaß hatte der Verfasser in einer Abend-Unterhaltung bei sich einen Ochsen- und einen Schafskopf, ganz nach Galls Schädellehre eingetheilt, und zu beiden Seiten während seiner Vorlesung um sich stehen.)

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, m. f. H. u. H., über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, m. f. H. u. H., sagt man „überhaupt" und nicht „überkopf?" Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „ich muß das behaupten," und nicht: „ich muß das beköpfen?" Warum sagt man „köpfen" und „enthaupten," und nicht auch: „der ist gehäuptet worden oder entköpft?" Warum forscht man bei allen Dingen nach der Haupt-Ursache und nie nach der Kopf-Ursache? Warum, m. f. H. u. H., ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekömmt in der Ehe blos die Frau den Kopfschmuck, der Mann aber einen Hauptschmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann;

ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, so wird er auf's Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anstalt ein „Hauptstück," so bekömmt man ein „Kopfstück." Beinahe jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, m. f. H. u. H., daß Sie von dieser Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und stürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, m. f. H. u. H., die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abschnitten" vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben, und sieh', mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büste eines Ochsen vorzustellen der in seinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich sagen, der in dem Felde, das ihm angewiesen war, das Gras wachsen hörte; ein Ochs, der sein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Mensch; ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte; ein Ochs von Gewicht, allein erst nach seinem Tode wußte man ihn ganz zu schätzen, es war ein Gentleman von 700 Pfund Leibrenten!

Woran dieser Ochs gestorben ist? An einer Gemüthskrankheit, denn er starb an den Folgen gänzlicher Niedergeschlagenheit! Und wollt Ihr wissen, für wen er ist gestorben? Für mich ist er gestorben! Er starb unter meiner Hand, als ich eben nach Galls Anweisung sein kleines Gehirn und die Breite seines Nackens untersuchte, allwo nach

Gall „die Gesellschaftsliebe“ liegt, welches ich auch bestätigt fand, denn er war Gründer einer Gesellschaft unter dem Titel:

Die Theater-Recensenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunst auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasselbe wiederzukäuen.

Als er starb, sagte er mir: „Fahre in deinen Untersuchungen fort, du mußt auf ochsige Entdeckungen stoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!“ Damit gab er seinen Geist auf und ging den Weg alles Fleisches durch die Bank—!

Dieses, m. f. H. u. H., ist nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Gestehen Sie mir, es ist ein rührendes tête à tête!

Und hier, m. f. H. u. H., dieser sinnige Schafskopf! Nicht so groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in seinem Fache.

Die Schafe, m. f. H. u. H., sind eben so vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgesetzt, als die Schriftsteller: Salzmangel, Wollmangel, Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leserdürre, und trockener Schwind! Die Schafe sind eben so zu benützen, wie die Schriftsteller, man kann sie scheren, man kann sie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müssen Schafe und Schriftsteller die Brust erst zerschlitzt haben!

Die Schafzucht, m. f. H. u. H., kommt gleich vor der Menschenzucht, darum haben wir so viele Anstalten zur Veredlung der Schafe, und so wenig Anstalten zur Veredlung der Menschen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche sei, die Men-

schen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche sei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menschen blos für die Kammwollfabriken. Schaf und Mensch gilt bei ihnen nur das, was sein Wollprodukt ist. England zieht 40 Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen siedeln sich die nur auf dem Festlande an, die nicht recht in der Wolle sitzen!

Die deutschen Schafe und die deutschen Menschen werden auch erzogen, aber blos zum Krempeln. Es ist sonderbar, in Deutschland steht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechselbeziehung, wo das reinste Deutsch gesprochen wird, sind die besten Schafe.

Was die Menschen vor den Schafen voraus haben ist die Schur. Die Schafe sind entweder einschurig oder zweischurig, je nachdem sie einmal oder zweimal im Jahre geschoren werden; der Mensch allein hat deßhalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geschoren werden kann, der Mensch allein ist ein stetsschuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, m. f. H. u. H., sind lauter Schafstugenden! Haben Sie schon ein rachsüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein satyrisches Lamm, einen humoristischen Hammel gesehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, sein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferstunden sind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man sein Schäfchen in's Trockene bringt.

Die Menschen können reden, die Schafe blöcken, und das ist's, was die Schafe voraus haben, denn der Mensch

kann sich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann sich um den Kopf blöcken!

Sprache und Vernunft, m. f. H. u. H., mit diesen beiden Himmelsgaben ist es sonderbar bestellt. Im Sprechen spricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft ist nur das Schweigen ein sprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf diesen Schafskopf, so muß ich durchaus auf meinem Kopfe bestehen, um die Gall'sche Schädellehre in kurzen Sätzen auf diese meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn solche Köpfe feiern, welch' ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf sich deßhalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn ist aber bei dem Menschen jetzt kein Organ mehr, sondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochsenhirn, ein Schafhirn, u.s.w. Folglich ist die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei diesen Wesen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, m. f. H. u. H., und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre also interessant, zu untersuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt, nach Gall, das Genie, im kleinen Gehirn ist der Sitz der Seele! Die Seele ist unsterblich, und das ist ein Glück, sonst müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers sterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmassen bilden die verschiedenen Sinne, als: Ortsinn, Zeitsinn, Geldsinn, u.s.w.

Hier diesen Ochsenkopf habe ich ganz nach diesem Systeme eingetheilt!

Hier, m. f. H. u. H., liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochsenliebe, bei den Menschen Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Nächstenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe" so ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht!

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden: sie ist wie eine gute Singlehrerin, sie kann die Kopfstimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum sagt man: Die Liebe verdreht einem den Kopf, d. h. der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenstand seiner Liebe heirathet, so dreht diese den Kopf wieder zurück, und man sagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht gesetzt.

Um die Augen herum, m. f. H. u. H., liegen die meisten Organe, um die Augen ist der Sammelplatz der meisten sinnlichen Eindrücke; die Stirn ist der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuths.

Der „Kunstsinn," m. f. H. u. H., drückt sich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menschen mit diesem Kunstsinn und seinem sogenannten Gewölbe wie mit den neuesten Modegewölben, in der Auslage ist Alles, im Gewölbe drinnen ist gar nichts! Bei den Ochsen liegt der Kunstsinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochsen haben nur für jene Kunst Sinn, von der man ihnen recht ins Horn stößt!

Der Sachsinn, der Ortsinn und der Erziehungssinn liegen an der Nasenwurzel.

Darum, m. f. H. u. H., wenn Jemand seine Nase in Alles

steckt, so ist das nichts als angewandter Sachsinn, und wer tausend Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Nase stoßen.

Der Ortsinn liegt an der Nase, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Nase herumführt, so ist das blos eine Probe ihres Ortsinnes, darum liegen Einem die Nasen sehr in Sinn, die man höhern Orts bekömmt, und weil der Ortsinn an der Nase liegt, muß der, welcher von einem Orte durchgehen will, eine feine Nase haben.

Der Witz offenbart sich durch zwei sanfte Erhebungen über den Augen.

Es ist eine seltene Sache, daß sich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine sanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat blos die Stirn von witzigen Menschen untersucht, die sich die Stirn angestoßen haben, und er hat die unsanften Beulen für sanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit“ und links der „Diebssinn,“ das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch gestohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, sagt Jean Paul, ist eine heilsame Lebensgabe der Natur, d. h. wem die Natur diese Gabe giebt, der hat sein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie sich denken, m. f. H. u. H., daß gerade über dem Witz das „Darstellungs-Vermögen“ liegt? Das ist ein Trost für alle Darsteller, wenn sie witzige Kritiken lesen müssen, daß ihre Kunst höher liegt, als der Witz. Sie werden also natürlich finden, m. f. H. u. H., daß hier in diesem Kreis, wo Künstlerinnen von solchem Darstellungsvermögen sind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern ist es mit dem Darstellungsvermögen sonderbar; sie kritisiren eine darstellende Person, man meint, sie zielen auf ihre Darstellung, sie zielen aber blos auf ihr Vermögen.

Der „Zahlensinn," m. f. H. u. H., liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn einer bezahlen soll, sucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewissenhaftigkeitssinn" und weil ich dabei bin, so will ich gewissenhaft genug sein, Sie nicht länger zu langweilen, sondern meinen Kopf und diese Beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man sagt: „Viel Köpfe viel Sinn;" hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinschaftlich um Nachsicht, zwei von uns sind schon vor den Kopf geschlagen, und was den Dritten betrifft, so versichert er, daß von diesem Augenblicke an Ihnen mehr sein Kopf nicht weh thun soll.

Reunion und Konversation in den Lokalitäten der weiblichen Herzen.

Meine lieben, freundlichen Mädchen! Die Zeit kommt heran, wo „sich die Straßenecken bekleiden neu," wo „die Bälle wieder sprießen und die Adern wilder fließen," die Zeit der Bälle, Reunions, Konversations, Walzer, Gallops, u. s. w. Tausend Lokalitäten öffnen sich, Zimmer, Säle, Salons, Stuben, Tanzböden. Walzer werden aus den Komponisten herauswimmeln, wie Granitkerne; Titel werden sie haben, wie die Verrückten in China; und unsere Zeitungen werden aussehen wie eine Himmelsleiter aus lauter Ball- und Tanz-Ankündigungen, und diese Strickleiter wird euch, meine Theuern,

einladen, geradezu auf ihr in den Himmel der irdischen Seligkeit hinaufzusteigen.

Meine liebsten, theuersten Mädchen, ich will euch ganz höflich einladen zu einem Balle, zu einer Reunion, zu einer Konversation, zu einem Walzer, in einer Lokalität, die ihr vielleicht noch gar nicht kennt, in die ihr noch nie gesehen habt; in eurem Herzen!

Gewiß, meine Theuersten, ihr fürchtet euch nicht da hinein zu schauen, da hinein zu gehen, da drin eine Zeitlang euch zu unterhalten. In eurem Herzen gibt es eine schönere Beleuchtung, als in der Redoute, eine innigere Musik, als im Concertsaale, eine auserlesenere Gesellschaft, als auf Bällen, herrlichere Erquickungen, als in den Soiréen, eine erhebendere Versammlung, als in den Reunionen, und ein traulicheres Gespräch, als in den Konversationen.

Kommt mit mir ein Bischen auf die „Unterhaltung in eurem Herzen," ihr lieben Mädchen, die ihr die Unterhaltung überall sucht, wo sie Alle suchen, wo sie Jeder zu finden glaubt, Niemand wirklich findet, und am Ende Jeder noch verloren zu haben glaubt, kommt mit mir in euer Herz, und suchet, welcher Stoff da ist, für Kopf und Geist, für Liebe und Seele, wie viel Abwechslung, welch ein Tumult, welch ein Gedränge von Empfindungen, welch ein Gemisch von Gefühlen!

Die Eintrittskarte in mein Herz heißt: „reines Gewissen; mit dieser Karte könnt ihr getrost eintreten, ihr werdet willkommen sein und euch gut unterhalten. — Herein! Seht ihr den schönen, rothen Saal, er ist beleuchtet mit dem reinen Lichte der Unschuld, das ist ein Licht, das nicht geputzt zu werden braucht; ein Licht, das nicht herunter brennt, sondern in die Höhe; ein Licht, das nicht schmilzt; ein Licht, das an der Decke keinen schwarzen Fleck absetzt!—

Der Boden dieses Saales ist ausgelegt mit dem echten Teppich der Sittsamkeit, der auf beiden Seiten gleich ist; die Wände sind ausgeschlagen mit den Tapeten der einfachen Freude und Fröhlichkeit. Inmitten dieses Herz-Saales aber springt der Springbrunnen des ungetrübten Bewußtseins; aus der lautern Tiefe quillt er empor, und kehrt wieder lauter in seine eigene Tiefe zurück.

Die Musik aber dieses Herz-Salons wird dirigirt von dem Kapellmeister: Zartsinn, und er dirigirt mit dem Taktirstocke des weiblichen, angebornen Taktes, und er mäßigt und beschleunigt die Tempos nach einer unbewußten aber untrüglichen Eingabe, und es ertönen die Instrumente der Empfindungen, die Aeolsharfe der Religion, die ihre Saiten verknüpfend ausspannt zwischen dem Irdischen und Himmlischen, und lieblich ertönt, wenn die leisen Seufzer im Gebete sich durchbrechen; dann die Harmonika der Liebe, die, mit Blumenfingern berührt, die zartesten Klänge austönt; dann die Zauberflöte der Tugend, deren sanftes Gelispel die wilden Sinnes-Thiere bändigt; dann das Forte und Piano des Mitleids; die schmerzstillende Harfe der Hoffnung, und noch manche andere liebliche Musik- und Stimm-Führer im weiblichen Herzen.

Wenn ihr aber, meine freundlichen Leserinnen, glauben und fürchten solltet, es fänden sich in diesem Herzenlokale keine Männergesellschaften, keine Courmacher, keine Tänzer für euch, so muß ich euch, meine anmuthigen Leserinnen, beruhigen. Es finden sich da Gesellschaften, edler, sinniger und euch angemessener als in den meisten Sälen. Da im Herzenssaale gesellt sich zu euch „der Glaube," ein ernster, sinniger, tiefer Gesellschafter, der euch nicht bloß zu einer Tour ausbittet und euch dann verläßt, nein, ein Tänzer, der festhält,

bis der Ball des Lebens zu Ende ist. Da ist auch „der Anstand“ – „der Geist“ — „der Edelmuth“ — „der feine Ton“ — „der Sinn für's Edle,“ u.s.w., lauter schätzenswerthe, vortreffliche Gesellschafter und ausdauernde Tänzer in dem Wechselball des Daseins!

Die Erquickungen und Erfrischungen aber, die in dem Lokale des recht arrangirten weiblichen Herzens angeboten werden, sind angenehm und süß für Zungen, die nicht verwöhnt, für Gaumen, die von den Leckereien der Eitelkeit und Sinnlichkeit nicht abgestumpft sind. Ein warmes, heißes Gefühl für das Schöne, ein frischer Trunk aus der Quelle des sittlich Edlen, die Mandelmilch aus dem wahren Borne des Lebens, aus dem Borne der Empfindung, und ein lauterer Zug aus dem Borne der Liebe und des Mitgefühls. Gewiß, meine lieben und sinnigen Leserinnen, wenn ihr euch nur ein paarmal gewöhnen würdet, diesen Ball in eurem eigenen Herzen zu besuchen, da zu lauschen auf die eigenen Töne, welche die liebe Vorsehung in jedes reingestimmte Herz gelegt, aufzuhorchen auf die klaren, wahren Stimmen, welche Gott und die Tugend aus jedem unverdorbenen Herzen reden läßt; wenn ihr Hand in Hand gehen wolltet mit den vollen Empfindungen, mit den einfachen aber lautern Gedanken, mit dem bescheidenen, aber wohlthuenden Bewußtsein, welche in jedem zartgeformten Herzen auf- und abgehen, und es mit stiller Freude und mit inniger Ruhe erfüllen, dann—dann würdet ihr weniger euch sehnen, nach dem leeren Schellengeläute der gewöhnlichen Ball- und Tanz-Lokale, nach einem Schellengeläute, welches die feierlichen Glockentöne eines jungfräulichen Herzens bald übertönen und unhörbar machen; — dann würdet ihr euch weniger drängen, zu sein, wie die Schaubrode und Schaugerichte an öffentlichen Tafeln; dann würdet ihr

nicht sein die natürlichen Nachfolger jeder öffentlichen Ballankündigung, nicht die Willensvollstrecker jeder Einladung zu Tanz und Ball, wo man euch hinsetzt als Leimruthen, als Lockpfeifen, als Dekorationsstücke, als Wandbilder, als Orangerie-Stücke, als lebende Buffets! —dann würde es nicht das Sinnen eurer Tage, und das Träumen eurer Nächte sein, mit wem ihr rechts walzen, und links hopsen werdet, wer euch zum Cotillon wie die Domino-Steine ersehen wird, und von wem ihr im Redovak wie die willenlosen Schubkarren im Saale vor- und zurück, hin- und hergeschoben werdet werden!—

Ja, meine Theuersten, gewöhnt euch an das Lokal eures Herzens; ihr glaubt gar nicht, wie beglückt man ist, wie still-vergnügt, wenn man in seinem Herzen heimisch ist; wenn man sich so recht bequem und wohnlich und komfortable in seinem Herzen findet!

Versucht es nur recht oft, meine edlen Leserinnen, und Ihr werdet Euch recht wohl befinden.

Das Pfänderspiel in der Paniglgasse und der Humorist vom Thury.

Der Mensch, das heißt der Mann, das heißt der ledige Mann, soll seine Sachen, das heißt seine Halskrägen, alle selbst kaufen. Dieser Satz aus der Moralphilosophie der Liebe hat sich bei mir erwiesen. Ich konsumire jährlich viel Halskrägen, und lege wirklich das ganze Jahr nichts zurück, als eben meine Halskrägen. Es glaubten schon viele Humoristen, der Humor bestände darin, seinen Halskragen zurückgelegt zu tragen, und siehe da, kaum hatten sie ihren Halskragen zurückgelegt, so hatte ihr Humor Hals und Kragen zurückgelegt!

Also ich kaufte meine Halskrägen in der—Straße. Da saß sie und säumte ein Tuch. Es war nicht die Modiste selbst, nicht Lucina selbst, sondern eine ihrer Priesterinnen, eine der dienenden Grazien in dem Tempel der modischen Göttin. Da saß sie,—sie mag Pamela heißen—da saß sie und säumte. Ich begehrte mit jenem warmen, flanell'nen Lächeln, welches eben so gut für geheime Ironie, als für unendliche Schafmäßigkeit genommen werden kann, ein halb Dutzend Halskrägen.

Sie säumte fort; ich ergriff sofort sie und die Gelegenheit beim Kinn und wurde bedeutend witzig, indem ich sagte: „Sie sind sehr saumselig!"—Darauf lachte ich ein Erkleckliches und wartete auf den Eindruck, den diese Witzkugel auf das Modistenherz machte. Allein Pamela war hochgebildet und also ein abgesagter Feind des Witzes. Ein Buch lag auf dem Nähtisch, ich schlug es auf, es war „Emilia Galotti."—„Ach," sagte ich, „lesen Sie auch so gerne Räubergeschichten?"—Sie aber warf einen nichtssagenden Blick auf mich und eine durchbohrende Nadel auf die Erde, stand auf und zeigte mir stumm mehrere Muster von Halskrägen. Ich fuhr fort, bezaubend zu sein: „Nicht nur diese Krägen, sondern auch Sie sind ein Muster; selig, wem Sie wie ein Kragen um den Hals fallen?"—

Ich wollte noch weiter unwiderstehlich sein, allein Pamela unterbrach mich mit den Worten: „O, ich habe keine Zeit zu Ihren Dummheiten!"—Diese Klarheit der Idee bei dieser Präcision des Ausdrucks vollendete meine Niederlage!

Der Mensch kann Alles, was er will, wenn er nur will, was er kann!

Ein Schriftsteller kann eine Modiste gewinnen, wenn er nur will, und ich wollte. Sie hatte bald sehr viel Zeit zu

meinen Dummheiten, so viel Zeit, daß ich bald nicht genug Dummheiten zur Zeit hatte.

Pamela hatte außer einigen hundert Wünschen nur noch zwei Wünsche, erstens: ein Gedicht zu ihrem Geburtstage; zweitens: ich sollte mit ihr einmal eine Freundin in der Paniglgasse besuchen, wo sich mehrere Freundinnen, die alle vom Nadelgelde des Luxus lebten, oft zu einem Pfänderspiele versammelten.

Mit dem Gedicht ging's gut; ich entschuldigte mich, daß ich den vierten Reim zu einem Sonnette nicht fand, ich habe nur drei Reime: „Nadel, Adel, Tadel;" sie sann lange nach, endlich rief sie aus: „Ich hab' den vierten Reim: Stadl!" — Ich fiel ihr um den Hals und sagte entzückt: „Dieser Stadl räumt dir einen der ersten Plätze unter Deutschlands Dichterinnen ein!" — Wir näheten also den Stadl an den Tadel, den Tadel an die Nadel, und die Nadel an den Adel an, und das Gedicht war fertig. „Nun," sagte die Stadl-Muse, „nun gehst du auch mit mir in die Panigl-gasse!"

Ich sagte zu, und ging mit hinaus.

Lieber Leser, hast du schon einmal Pfänder gespielt? Du lächelst? Du Schalk! Ich seh' es dir an, du hast schon einmal Pfänder gespielt! Bist vielleicht gar „in den Brunn gefallen?" Erröthe nicht, man will bestimmt wissen, daß Cäsar leidenschaftlich Pfänder spielte, und Xenophon das Spiel: „Rette sich, wer kann," gespielt habe.

Was Cäsar und Xenophon thaten, darf ich auch thun. Ich habe in meiner Jugend — „längstvergangene Zeit, erste Person, anzeigende Art" — viel Pfänder gespielt, und daher die Bemerkung gemacht, daß jeder Mensch ein anderes komisches Gesicht schneidet, wenn er Suppe ißt, wenn er Billard spielt, und wenn er küßt.

Ich freute mich im Grunde herzlich auf das Pfänderspiel in der Paniglgasse, denn ich wußte, da wird recht altmodisch geküßt werden. Die Prüderie unserer aufgeklärten Mädchen hat das ehrliche Pfänderspiel ganz um seinen Charakter gebracht. Früher glich die Auslösung der Pfänder einer kleinen Kanonade, man hörte die Küsse in der Nebengasse.

Wir stiegen eine schmale, matt beleuchtete Stiege empor, wandten uns durch einen engen Gang, und gelangten endlich in den Tempel des Pfänderspiels, in eine kleine, reinliche, ziemlich große Stube, in welcher um einen länglichen Tisch ungefähr sechs bis acht Mädchen und eben so viele Männer saßen. Alle sprangen auf und riefen: „Sie bringt ihn!" Darauf wurde Pamela von allen Mädchen besonders geküßt, und die Mädchen untereinander küßten sich ad libitum.

Hier mache ich en passant die Bemerkung, daß alle Mädchen, bevor sie jemanden lieben, Etwas lieben, sei es eine Katze, einen Papagei, oder — eine Freundin. Die Neigung, mit welcher zwei Mädchen an einander hängen, ist nur die Vor- und Muster-Zeichnung, welche nachher auf einen andern Gegenstand übertragen wird. Habt ihr schon Männer gesehen, die sich untereinander stets küssen? Bei den Mädchen aber sind das lauter General-Proben, Studien, so wie Künstler zuerst an Modellen ihre Rollen einstudiren; diese Küsse sind blos Ventil-Züge, um die gesteigerte Temperatur zu entladen. Wenn ich zwei so zärtliche Freundinnen sehe, die sich in Küssen verzehren, denke ich immer: das sind Nasch- und Brand-Brieschen unter falscher Adresse! Es sind Noten ohne Text.

Doch ich komme zurück in die Paniglgasse, wo schon alle Vorkehrungen zu einer endlosen Pfänderspielerei getroffen wurden. Ich will erst eine kleine Personalschilderung des gesetzgebenden und ausübenden Körpers vorausschicken.

Frau Brandel, die Hausfrau, Inhaberin einer modistischen Kunstschule. Sie war eine Frau zwischen 16 und 54; aber so viel war gewiß, daß sie nicht unter 16 war. Sie sah aus, wie eine Phantasieblume, denn in der Natur gab es solche Blüthen nicht. Sie trug das Haar à la Titus, aber dieses Haar spielte ein ganzes Prisma von Farben, und sah zuweilen aus, wie eine Malerpalette. Die Gestalt war ganz Geist, denn Fleisch war gar nicht da, blos Geist, und was nicht Geist war, war Bein. Sie kam mir vor wie eine angezogene Nähnadel unter dem Mikroskop. Der erste Mann ihrer Liebe, der zuerst anbiß, starb bald darauf in Folge dieses Imbisses, und ein kleiner Amor, genannt „Gustl," war das hinterlassene Werk des Verblichenen, und wenn er sagte: „das ist Fleisch von meinem Fleisch," so setzte sie dazu: „und Bein von meinem Bein!" Gustl war 9 Jahre alt und wurde von der Mutter blos „mein Genie" genannt. Wenn der Leser sich einen kleinen Rangen mit rothem Haar, mit langen Schürhakenhänden, mit aufgeschlitzter Nase, mit stets offenem Mund und einer schnarrenden Fistelstimme denkt, wenn er diesem Ideal einen gelben Rock bis unter das Kinn zugeknöpft verleiht, und einen Aermel, der anstatt des Schnupftuches eine Glanzrolle spielt, so hat der Leser ein Bild vor sich, wie die jungen Genies aussehen. Sodann waren da: Louise Pfannendorfer, die Weißnäherin; Antonie Zwiebel, die Hemdknöpfelmacherin; Tini Zwickmaufer, die Faltlerin; Nani Leinzgerber, die Handschuhnäherin, und noch einige, die ich nimmer weiß. Von den Männern nenne ich: Max. Kirschlinger, étudiant en Schneiderkunst; Pepi Gränzmacher, Hörer der Gelbgießerei; Toni Leimsufter, Greißlerei-Beflissener von Erdberg, und Karl Jakelhuber, supernumerärer Lakirer-Adjunkt vom Thury. Von dem letzten hatte mir Pamela schon Wunderdinge erzählt,

wie witzig und komisch er ist, und wie sie ihn alle nur den „Humorist vom Thury" nennen.

Mit Stolz bemerkte ich, daß Pamela eine Art von imposanter Macht in der Gesellschaft war. Es war die Gewalt der Bildung, die Obermacht der Belesenheit! Pamela wußte den Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge," und den andern: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte," auswendig; Pamela deklamirte die „Pfarrerstochter von Taubenhain," und wußte mehrere Stellen aus „Menschenhaß und Reue," „Ahnfrau" und „Tasso's Tod" zu citiren; sie war bei großen Thränen-Stücken die Erste im zweiten Parterre, und die bekannteste „Weinerin" auf acht Bänken in der Runde. Sie war eine lebendige Thränendrüse; sie weinte, wenn sie den Todtenzettel las; sie weinte, wenn ein Mädchen ihren Geliebten verlor; sie weinte, wenn ein Kanarienvogel sich mauserte; sie weinte, wenn sie das Hintertheil eines Chemisettes verschnitt; sie weinte, wenn sie von einer Todtentruhe träumte; sie weinte, wenn sie den Stellwagen nach Dornbach versäumte; sie weinte, wenn man vom dreißigjährigen Krieg erzählte; sie weinte, wenn man ihrem Hündchen die Pfote einzwickte u.s.w. Kurz, sie war ein Thränenkrug in Form einer Modistin. Diese Sentimentalität gab ihr ein vollkommenes Uebergewicht über Alle.

Sie installirte mich sogleich als ihren Moritz; womit ich denn als ein integrirender Theil ihres Selbsts sogleich als ein förmliches Mitglied des Pfänderspiel-Vereins betrachtet wurde. Man verlor auch keinen Augenblick Zeit, sondern Frau Brandl, das Bein-Automat, stellte sogleich die Stühle in einen Kreis, und sagte: „Nun, Kinder, wollen wir anfangen."

Frau Brandl präsidirte, und Gustl, das Genie, saß auf einem Schemmel zu ihren Füßen. Wir setzten uns alle. „Bunte

Reihe, bunte Reihe!" schrie Jakelhuber, der Humorist vom Thury; ich kam zwischen Pamele und Toni Zwickmauser zu sitzen, und es wird daher nöthig sein, daß ich die Letztere auch ein wenig bei meinem Leser einführe.

Toni Zwickmauser, die Faltlerin, war klein, aber was man in der Lokal-Philosophie punket nennt. Die Natur wußte, daß sie nie einen Halsschmuck tragen wird, und setzte deshalb den Kopf sogleich an den Rumpf, ohne das überflüssige Bindezeichen des Halses. Was aber die Natur am Halse verkürzte, das ersetzte sie an den Händen, welche bis zur Erde prolongirt wurden. Die Zwickmauser konnte, wenn sie gut aufgelegt war, mit Bequemlichkeit eine ganze Vorstadt umarmen. Sie hatte kleine Aeuglein, die immer nach Luft schnappten, und eine kleine Knorpelanspielung auf eine Nase, die aber unverständlich blieb, welche über einen sehr breitwilligen Mund, wie ein Lämmchen über einen offenen Abgrund hing. Von diesem Mund war die Unterlippe mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, so daß sie sich zur Hälfte von dem wachthabenden Dienst auf der Brandstatt der Zähne zur Hälfte zurückzog. Mit dieser Annehmlichkeit der Gestalt verband sie die liebenswürdige Eigenschaft, als ein Gegenstück zu Pamela, stets zu lachen! — Sie lachte immer dreimal, erst, bevor sie wußte warum, blos mit den Andern; dann über die Sache, dann noch einmal als Nachdonner oder Echo. Sie lachte über Alles, und über Nichts. Wenn sie lachte, zwinkerte sie Augen und Mund so zusammen, daß das ganze Gesicht wie ein gefaltetes Jabot aussah, in welchem die ersten Anfangsgründe ihres Näschens wie ein Perlmutterknöpfchen saßen. Dabei rief sie immer: „S'is himmlisch!" und zwickte einem bei jedem „s'is himmlisch," wie ein Hummer in die Seite oder in den Arm. Das war meine Nachbarschaft in der bunten Reihe!

Das Spiel begann, und man war lange nicht darüber einig, was gespielt werden sollte. Es war ein Geschrei durcheinander: „Der Kirmesbauer!“

„Es fuhr ein Bauer in's Holz,
Es fuhr ein Bauer in's Kirmesholz,
Es fuhr ein Bauer in's Holz!“

—„Nein! stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!“—„Nein! Schenken und Logiren!“—„Nein! Jakob kömmt!“—„Nein! Okele Rinkele, Jeder in sein Winkele!“—„Nein! Li-um Larum Löffelstiel, Jakob, Michel such' dein Ziel!“ —„Nein! Moquirstuhl!“—„Nein! par ordre du Mufti!“—„Nein! Munkezen, Munkezen!“—„Nein! stumme Musik!“—„Nein! guten Tag, Herr Nachbar!“— „Nein! ein Schiff ist aus Holland gekommen!“—„Nein! das Advokatenspiel!“—„Nein! Schranken auf, Schranken zu, Maus, Maus, wer bist du?“—„Nein! Brüderchen, wer klopft!“—„Nein! Ihr Diener, Herr Eberhard, Sie haben einen blauen Bart!“—„Nein! schau dich um, der Plumpsack geht um!“—„Nein, nein! Ja, ja! Ja! Nein!“

So ging es fort; Pamela weinte schon, die Zwickmauser lachte, und versetzte mir einige gefaltete Zwicke in den Arm. Endlich drang der Humorist Jakelhuber durch: Aehnlichkeit und Unterschied!“ „Ja, ja, ja! Aehnlichkeit und Unterschied!“ Akklamation, allgemeine Freude; Pamela trocknete die Thränen, Zwickmauser stopfte das Lachen, und mein Arm feierte Zwickement suspendu. Also das Spiel begann. Jakelhuber schrie: Rechts giebt man eine Person, links eine Sache. Richtig. „Ach,“ hieß es nun unter allen Mädchen, „ich weiß nicht was ich geben soll, ich weiß nicht wen ich geben soll!“ Es dauerte eine halbe Stunde, bis alles ringsherum fertig war, und nun kam es an die öffentliche Mittheilung. Frau Brandel begann: „Ich habe

geschenkt bekommen Herrn Saphir und Linsen mit Abschrödel; ach Gott, ich weiß nicht was ich sagen soll, ich weiß keinen Unterschied!"

„Es nutzt nichts, es nutzt nichts, Sie müssen sagen!" Allgemeine Gährung.

„Nun wegen meiner, Herr Saphir und Linsen mit Abschrödel sind sich darin ähnlich, daß sie sehr gut sind, Unterschied aber weiß ich nicht." Da schrie Gustl aus seiner Versenkung herauf: „Mutter, Mutter, ich weiß einen Unterschied. Die Linsen kann man essen, und den Herrn Saphir kann man nicht essen!"

„Bravo, bravo!" Allgemeiner Jubel. Die Frau Brandel ruft: „Sag' ich's nicht, er wird ein Genie?"

Nun kam die Reihe an Max Kirschlinger, den étudiant en Schneiderismus. „Ich habe geschenkt bekommen Mamsell Zwickmauser und einen Pantoffel, gleich sind sie sich darin, daß sie beide ein nöthiges Möbel sind. Der Unterschied ist, der Unterschied, ja der Unterschied—"

Da schrie Gustl wieder:

„Der Unterschied ist, daß die Zwickmauser ein Stückel Nasen hat, der Pantoffel aber gar keine!"

„Richtig, bravo!" Allgemeiner Jubel, die Mutter heult Freudenthränen!" Gustl, mein Gustl, mein einzig Genie!"

Nun kam die Reihe an Toni Zwickmauser. „Ich hab' bekommen, hi hi hi hi! Den Sänger Pöck und hi hi hi! einen hi hi hi! einen Zwetschkenröster!" Der Unterschied ist, daß Pöck hi hi hi! singen kann, und der Zwetschkenröster hi hi hi! kann nicht singen hi hi hi! und gleicht, gleich sind sie, hi hi hi! gleich weiß ich gar nichts hi hi hi!"

Allgemeine Stockung, Gustl konnte auch nicht aushelfen. „Ein Pfand! ein Pfand!" Toni legte das erste Pfand auf den Pfänderaltar nieder, es war ein Krapfen, den sie sich mit-

gebracht hatte. Jetzt kam Jakelhuber: „ich habe die Pamela bekommen und einen Rosenstrauß; gleich sind sie darin: sie ist eine Rose und das ist auch ein Rosenstrauß. Der Unterschied ist der, da sind mehrere Rosen, Pamela aber ist eine einzige Rose!“

„S'is himmlisch!“ schrie Zwickmauser mit einem obligaten Zwick, und ein einstimmiges „einzig!“ belohnte die zarte Idee! selbst Pamela warf einen Regulaquinqueblick auf den triumphirenden Jean Paul vom Thury, und an mich kam die Reihe:

„Ich habe die Frau von Brandl bekommen und eine Lichtscheere, gleich sind sie sich darin, daß sie Beide putzen, jene die Menschheit, diese die Kerzenheit; unähnlich, unähnlich—“

Da unterbrach mich plötzlich das Genie vom Fußschemel: „die Lichtputzen muß man fleißig ausklopfen, die Mutter aber nur selten!“

„S'is himmlisch! mit einer Zwickfermate, unauslöschlicher Beifall.

So ging das Ding herum, einmal, zweimal, dreimal, dann wurde ein anderes „Rathespiel“ gespielt. Einer mußte nämlich hinausgehen, die Gesellschaft wählt ein Wort, der Rathende kann jedem drei Fragen vorlegen: wie, wann, und wo lieben sie es?“ und aus den Antworten mußte er es errathen. Pepi Gränzmacher, der Hörer der Gelbgießerei, kam an die Reihe, er ging hinaus, die Gesellschaft wählte das Wort „Spiegel,“ er kam herein und begann bei Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?“—Viereckig.— „Wo lieben Sie es?“—Im Zimmer.—„Wann lieben Sie es?“ Wann ich's brauch!—Süperb geantwortet! rief alles —Gränzmacher stand lange da wie eine nachdenkende Zit-

terpappel, endlich rief er: „Ich hab's! a Zahnbürsten!"— „Ein Pfand! Ein Pfand!"

Jetzt ging Karl Leimsufter hinaus, der „Spiegel" wurde beibehalten. „Wie lieben Sie es?" fragte er Antonie Zwiebl beim Eintreten. Nach einer langen Pause sagte sie: Wie? achteckig.—„Wo lieben Sie es?"—Wo? über mein Bett.—„Wann lieben Sie es?"—früh Morgen. —Lange Pause, endlich sagte er mit siegvollem Gelächter: „Ein Handtuch, ein Handtuch!"—„Nichts, nichts, ein Pfand!"

Nun mußte Nani Leinzgerber hinaus. Es wurde „Auge" gewählt, sie kam herein, auf mich gerade zu: „Wie lieben Sie es?"—Ohne Butter.—„Wo lieben Sie es?"—Im Schweizerkäse.—„Wann lieben Sie es?"—Alle Augenblick!—„Ah, ich weiß schon, Makkaroni, Makkaroni!"— „Nichts da! ein Pfand, ein Pfand!"

Nun mußte ich hinaus. Ich kam herein und fragte die Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?"—Wie eine fidele Haut!—„Wo lieben Sie es?"—Auf der Hand.—„Wann lieben Sie es?"—Wann es nicht beißt.—Aha, das ist Ihr Mops!—„Ach nichts, nichts, das sind Sie selbst, ein Pfand, ein Pfand!"

So ging es noch lange, bis eine Anzahl Pfänder beisammen waren, und es Zeit war sie auszulösen.

Pamela hatte mir schon gesagt, daß der „Humorist vom Thury" einen „Pik"—wie sie es nannte—auf mich habe. Ich konnte mich nicht erinnern, wodurch ich Jakelhuber's Zorn erregt haben sollte. Allein Jakelhuber gehörte nun einmal zu meinen Feinden.—Er war eigentlich ein Wachsbleicher. Späterer Trieb bestimmte ihn, zu studiren, allein es erging ihm wie dem „ph" in der neuen Rechtschreibung; er wurde nämlich aus der „Fisik," aus der „Filosofie"

und aus der „Filologie“ hinausgeworfen.—Er fand sich dadurch aus seinem Beruf ganz herausgeworfen, und ging in sein Wachs=—thum zurück. Hier fand er seinen Stoff bieg=samer und nachgiebiger, allein durch Versehen blieb einmal etwas zu viel an ihm kleben, wie das bei dem Wachs zu sein pflegt, und sein Herr fand sich bewogen, ihn von einem Geschäfte zu entfernen, das unwillkürlich eine Anhänglichkeit an fremde Gegenstände mit sich führt. Darauf verlegte sich Jakelhuber auf freie Künste, wurde Marqueur in einem Kaffeehause, wo einige Literaten täglich eine heiße Tasse Kaffee, und jährlich ein aufgewärmtes Bonmot verzehrten. Hier profitirte er an Humor und Witz, und da er sah, daß man fremde Einfälle für die seinigen ausgeben kann, hielt er eines Tages sechs Kaffeelöffel für sechs Einfälle, und eignete sie sich auch zu. Die Gerechtigkeit aber, die zwar gold'ne Einfälle, aber keine silbernen Löffel entwenden läßt, bewies Jakelhuber, daß das Sichaneignen fremden Eigenthums blos ein Vorzug im Reiche der Ideen, aber nicht im Reiche der Wirklichkeit ist.—Es wurde ihm günstige Gelegenheit geboten, einen zweijährigen ungestörten Monolog über „Sein“ oder „Mein?“ zu halten, und darüber nachzudenken, ob es besser sei, vermittelst einer Feder fremder Gedanken sich zu bemächtigen, oder vermittelst des Fünffingerkrautes eine unglückliche Leidenschaft zu Kaffeelöffeln zu fassen, die schon früher durch gesetzliche Bande an einen beglücktern Gegenstand gefesselt sind.

Nach Beendigung dieses zweijährigen Monologes wurde Jakelhuber herausgerufen; er warf sich wieder auf Transzendental=Wissenschaften, wurde Lakirer, und am Sonntage lebte er dem Humor, las Zeitungen, machte Witze, rupfte Guitarre, lakirte alte Räthsel und Charaden auf neu, und wußte sie richtig in Journalen als Lachstoff anzubringen.

Daß ein Mann, der Witze wichst, Guitarre rupft und alte Bonmots neu lakirt, bald nur der „Humorist vom Thury" genannt wurde, wird Jeder natürlich finden, der unsere humoristischen Lakirer kennt, und eben so natürlich, daß ein solcher Mann mein Feind sein mußte.

Pamela sagte mir sogleich: „Jakelhuber hat einen „Pik" auf dich, er wird dich gewiß stets sticheln!" Ich aber erwiederte: „Holde Pamela! Ein Jakelhuber mehr oder weniger? Was wiegt das auf der großen Wagschale? Ich sage mit jenem Franzosen: "Ce n'est qu'un Jakelhuber de plus!" Und so gingen wir denn ruhig an das Auslösen der Pfänder.

Pepi Gränzmacher hatte den Hut mit den Pfändern in der Hand und die Auflösung begann. „Was thut das Pfand, was ich hab' in meiner Hand?"—„Schinken schneiden!" schrie Gustl.—„S'is himmlisch!" schrie Zwickmauser. Das Pfand gehörte der Antonie Zwiebel. Sie stellte sich an die Thür und schrie wie besessen:

„Ich schneide, schneide Schinken,
Wen ich lieb hab', werd' ich winken!"

Mein Herz bebte, ein ganzer Frühling voll Winterrettig ging durch mein Herz, eine Ahnung lüpfte mir den Schnurbart, allein – der Blitz ging vorüber—der Greißlerei-Beflissene war der Gewinkte,—er floh hin,—es schnalzte. Es war geschehen, ich athmete leichter.

„Was thut dies Pfand, das ich hab' in meiner Hand!"—„Satzaufgeben!"—„Nein, seinen Schatten küssen!"—Endlich drang Gustl mit seiner Droßelarie durch: „Sich auf den Kopf stellen!"—Leimsufter suchte einen Nagel in den Dielen und stellte sich auf den Nagelkopf.

„Bravo! bravo!" Allgemeine Bewunderung.

So ging es fort. „Ein Glas Bier trinken, ohne die Nase

in's Glas zu stecken." — „Trauben lesen." — „Statue machen" u.s.w.

Mit mir meinte es das Schicksal grausam! Mein Pfand wurde verdammt: „den Thron der Liebe zu bilden!" — Ich war sehr begierig, wie ich diesen bilden sollte, und es wurde mir erklärt, ich müßte mich auf Händen und Füßen niederlassen und ein Paar bestimmen, die sich auf meinem Rücken niedersetzen. — Eine saubere Proposition! Indessen, was war zu thun. Ich ließ mich mit einer Behendigkeit nieder, wie der Elephant in der Menagerie, und bestimmte, daß Jakelhuber und Leinzgerber, die Handschuhnäherin, das Liebespaar machen sollten. Das edle Paar bestieg mich, als ob ich ein Mieth-Kameel gewesen wäre, mit einer Behaglichkeit und Solidität, als ob sie eine Sommerwohnung auf meinem Rücken beziehen wollten. Ich aber, ein Bösewicht von Haus aus, ich beschloß, Rache an dem feindlichen Humoristen zu nehmen, und im Augenblicke, als sie sich so bequem machten, als ob sie auf meinem Rücken auf Wartegeld säßen, streckte ich mich plötzlich ganz flach aus; das edle Paar purzelte natürlich zu Boden und Jakelhuber zerschlug sich die Nase. So rächt sich ein Deutscher!

Jakelhuber, mit dem humoristischen Cirkumflex auf der Nase, war wüthend; allein ich entschuldigte mich mit meinem Krampf, den ich gewöhnlich bekomme, wenn hinter meinem Rücken geküßt wird.

Ein zweites Mal wurde mir bestimmt, dreimal zu niesen, dreimal zu köckern und dreimal zu krähen. Ich vollbrachte Alles mit einer Sonorität und mit einer Grazie, daß selbst Jakelhuber sagte: „Nun, es ist zwar nicht neu, aber es passirt!"

Nun kamen die Räthsel und Charaden, und da war der Ort, wo Jakelhuber glänzte und ich in meines Nichts

durchbohrendem Gefühle da stand. Er war unerschöpflich, zehn Grenadiere hätten ihn nicht zum Schweigen gebracht. Er begann:

„Vorne wie ein Lamm,
Mitten wie ein Lamm,
Hinten wie ein Sichel,
Rathe, lieber Michel!"

Gustl schrie: „Nix sagen, nix sagen, ich muß wissen! Ich weiß schon: kikiriki! kikiriki! ein Hahn! ein Hahn!"

Frau Brandl neigte sich und weinte eine Harzthräne auf das rothe Haupt des kleinen Genies!

Jakelhuber fuhr fort: „Es hat den Kopf von einem Krebs, die Mitte von der Kuh, den Schwanz von einer Maus, das Ganze liebest du."

„Nun," wandte er sich zu mir, „Sie wissen ja Alles, was ist das?" Ich sann lange nach und gestand meine Unwissenheit. Alle riethen: Brandl rieth: Zwirnknäul! Zwickmauser rieth: Regenbogen! Kirschlinger rieth: Griessterz! Da lächelte der Humorist vom Thury triumphirend und sagte: „Soll ich's Ihnen zeigen, was es ist?" —„Ja, ja!" Er fiel über Pamela, küßte sie und rief: „Ein Kuß; K von Krebs, U von Kuh, S von Maus!" Gustl klatschte jauchzend in die Hände und rief: „Man kann auch sagen, Kopf von Kirschlinger, Kopf von Kirschlinger!"

„S'is himmlisch, hi hi hi!" lachte die Zwickmauser und applizirte mir einen ungeheuren Zwick in die Seite.

Da ließ ich mein Licht leuchten: „Warum schreit der Esel immer „I A?"—Alles schwieg, Jakelhuber war sehr gespannt, und ich fuhr fort: Weil er ein Esel ist, sonst würde er schreien: „Sie A!" Gustl fuhr wie ein Erdzeisel in die Höh' und jauchzte!—Jakelhuber wurde roth wie ein Zin-

noberlack und die Lust, mich an geistreichen Räthseln zu überflügeln, spornte ihn zu Unerhörtem an; er begann:

„Was sind das für Leut', die sich immer rüsten, nie rasten und stets rosten?"

Kein Mensch wußte es; da sagte er mit einem durchbohrenden Blick auf mich:—„Die Humoristen!"—Pamela weinte an Leib und Seele, Zwickmauser lachte an Händen und Füßen, und Jakelhuber strahlte im Lichte süßer Rache.

Ich ließ mich auch nicht spotten: „Was ist der Unterschied zwischen einem Humoristen und Lakirer?" Todtenstille! Nur Gustl schnalzte mit der Zunge und stach Steckrübchen mit den Fingern. „Weiß Niemand?—also: beim Lakirer kommt erst der Wichs, dann der Glanz, bei dem Humoristen umgekehrt!"

Gustl schnalzte und rief: „Spüren's was?" Jakelhuber verbiß seinen Grimm und ging zu Charaden über:

„Es ist ein einsilbiges Wort,
Am Winter liegt's am Ort,
Am Sommer geht es fort."

„Was ist das, Herr Saphir?"—Ich sann lange nach und sagte endlich: „Nankinbeinkleider!" Jakelhuber lächelte höhnisch und sagte: „Sie haben nicht das geringste Talent zum Errathen; es ist „Eis!"—„Richtig, Eis," riefen Alle, „das ist sehr witzig!"—Das Räthselspiel ging auch zu Ende und ein neues:

„Was thut das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?"

erscholl. „Eine Vorlesung halten, eine humoristische Vorlesung! eine Vorlesung!" Ich war einer Nervenlähmung nahe! Da kam das Pfand, es gehörte Jakelhuber!!

„S'is himmlisch!" Zwickmauserte, meine Nachbarin.

Jakelhuber machte einige Umstände, allein er gab dem allgemeinen Drange nach. Ein Tisch wurde gebracht, zwei Leuchter mit Kerzen, Jakelhuber setzte sich in Positur, zog ein Heft aus der Tasche und begann.

Todtenstille herrschte im Zimmer. Pamela hatte sich zu meiner Rechten an mich angeheftet, als ob ich eine Musterzeichnung wäre, und links hatte sich die Zwickmauser in mich eingezwickt. Jakelhuber bereitete sich zu seiner Vorlesung vor, räusperte, hustete, rückte auf dem Sessel und begann endlich mit jener nachlässigen Grazie, wie sie im Thury wild wächst, und mit einer unwiderstehlichen Zeiselbärstimme: Variationen über Spieß, Speis und Spaß in Wichs-, Wuchs- und Wachs-Leinwand.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Indem ich beginne zu beginnen, beginnen Sie mich zu begönnen, diese zur Begünstigung gesteigerte Begönstigung zeigt Sie mir als könnende Gönner, als gönnende Kenner! Jeder Beginn ist ein Spieß, auf dem man die Aufmerksamkeit der Hörer aufspießt; aber so wie der Spieß nur dann ist ein Spieß, wenn er ist da zur Speis' und nicht blos zum Spaß, so ist jeder Beginn, d. h. jeder Anfang eigentlich nur ein „fang an!" vom Hörer, sonst ist nichts an dem Fang!"—

(Hier unterbrach allgemeiner Beifall den schwitzenden Jakelhuber. Max. Kirschlinger sagte zu Nani Leinzgerber: „ganz in Schander von Saphir!" und die Brandl sagte leise zu Toni Leimsufter: „der Saphir ärgert sich, daß ihm der Alles so abgelernt hat!")

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Was ist das Leben? Ein Spieß! Beim Armen kommt das ganze Jahr kein Braten daran; der Reiche aber hat alle Tag einen anderen! Das Leben ist ein Spieß, das Schicksal dreht den Men-

schen auf ihm am Feuer des Schicksals, und die fetten Thränen fallen in das prasselnde Feuer, bis er vom Schicksal gebräunt auf den Transchirteller des Todtenbrettes kömmt, und vom Spieß des Lebens zur Speis' der Würmer wird, die nicht Spaß machen!"

(Pamela weinte bitterlich, Louise Pfannendorfer sagte zu Gränzmacher: „und das Gemüth! bei dem Witz so viel Gefühl! da muß sich der Saphir verstecken!" Ich hörte das, drückte ihr die Hand und sagte: „Ach Louise, wo kann ich mich verstecken?!")

„Von diesem Spieß kommt der Mensch in die Leinwand, in die Todtenleinwand, in die Wachsleinwand, in die Leinwand, in der man nicht mehr wächst, sondern wo nur Wachs über uns brennt, und aller irdische Glanzwichs abgestreift ist!

Das Wachs, meine freundlichen Hörer, spielt im Leben eine große Rolle, denn kömmt nicht Alles d'rauf an, wie man gewachsen ist? Je schöner der Wuchs eines Mädchens, desto eher leuchtet das Wachs zu ihrem Brautfeste, und je weniger Wichs kriegt sie. Je schöner die Weiber gewachsen sind, desto weniger sind ihnen die Männer gewachsen! Darum sind unsere bartlosen Recensenten so frech, weil ihnen keiner gewachsen ist! Ein junges Mädchen, das im Wachsen ist, ist ein Rosenstock und zugleich ein Wachsstock, wenn sie größer werden, wird's eine Wachsfackel, da darf man nicht lange mehr fackeln! Ein Weibsbild ist schön, wenn es ist wie ein Wachsbild! es bildet sich im Wachsen und wächst in der Bildung, dann macht das Bild einen solchen Eindruck, daß man macht davon aus Wachs einen Abdruck, man poußirt sie und boßirt sie, und sie wird umringt von Wachspoußirer und Wachsboßirer!"

sellschaft wiederholte das ihnen fremde Wort: „Improvisini-ren!“ — „Improsinisiwiren!“ — „Inprprimsermosiwiren!“ —„Insinprovisiniren!“—„Inpronisisiniren!“ u.s.w.

Die Vorbereitungen zu dem Improvisatorium dauerten ziemlich lange. Die Aufgaben wurden in einem Hute gesammelt. Es befanden sich fast lauter empfindsame, lirische Themata darunter: Gedicht an den Schooßhund der Frau Brandl. — Das Zeiserl auf dem Stickrahmen. — Liebeserklärung an ein Lungenbratel. — Die Thränen um einen ungetreuen Liebhaber. — Das Herz, wenn es zerbrochen ist. (?) — Die Verzweiflung um den Tod. (?) — Dahinreißung! — Ich gab das Thema auf: „Warum wächst der Mensch von unten hinauf, und nicht von oben herab?“* — Das Loos entschied, es wurde gezogen:

„Das Herz, wenn es zerbrochen ist.“

Jakelhuber begann zu arbeiten. Er stellte sich wie ein Eisbock inmitten des Zimmers, schürzte sich die Rockärmel auf, dehnte sich, fuhr sich mit den Nägeln rechts und links in die Haare, hustete, räusperte, lüftete sich die Halsbinde, zog sich die Weste zurecht, wiegte den Kopf rechts und links hin und her, wie ein saufender Kakadu, feuchtete sich mit der Zunge die Ober- und Unterlippen an, wie ein zahnendes Kind, steckte endlich beide Hände aus, wie ein Wegzeiger, machte noch einen Huster, holte mehrmal tief Athem und fing an:

„Du—“

hier blieb er etwas stecken, faßte sich bald;

Nein, nicht du, ich bitte:

„O du mein Herz, mach nur kein Gepumper,
Das rechte Aug' und das linke Ohr wird mir auf Ehre schon tumper,

* Vielleicht beantwortet Jemand diese Frage.

Wie es thut schlagen,
Kann ich Ihnen wahrhaftig mit Worten gar nicht sagen,
Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben—
Da liegen die Scherben,
Scherben, liegen die Scherben.—

(Hier trat die Figura repetionis ein, da er nicht mehr weiter wußte, und Gustl schrie:

„Die Mutter thut kochen
Strudel mit Gerben!"

—Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirne und schrie: „Wenn mich Herr Saphir anschaut, kann ich nichts!" Pamela drehte mich mit dem Rücken zur Gesellschaft, Jakelhuber ließ nun eine neue Ladung los.)

„Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben,
Sie hat mich beim „Schaf" in der vorigen Wochen
Mit Blicken zerstochen,
Und, o Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodillenbrut,
Schon gut!
Den Wolken, den Winden,
Will ich's verkünden,
Daß sie's verbreiten,
Wie sie mich kujonirt so vor allen Leuten,
Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
O Gott geb', daß ich kein Spektakel stifte,
Denn Herz, o mein Herz, o dies Herz,
Hat Schmerz,
Schon seit vorigen Weihnachten bis zum März!
Es ist zerbrochen, aus meinem Grab ruf' ich ihr nach: Weh!
Adie!

Hier schnappte er zusammen, wie ein Taschenmesser, Pamela stürzte sich mit einer Thränenfluth über ihn und Frau Brandl fiel über ihn her, wie ein Fläschchen Kölner-Wasser.

Die ganze Akademie der nätherischen Wissenschaften war mit ihm beschäftigt; sie spritzten ihn mit kaltem Wasser an; sie rieben ihm die Schläfe; sie rissen ihm die Halsbinde auf; sie riefen ihm in's Ohr: „Jakelhuber, lieber Jakelhuber, theuerster Humorist!" — Pamela vergaß sich und rief, ganz von Thränen erweicht: „Theuerster Lakirer und Humorist, ich will dich nimmer kujoniren: vergiß das „Schaf!"—Da schlug er die Augen auf, und „athmete wieder im rosigen Licht!"

Ich aber saß noch immer mit dem Rücken gegen die Scene gekehrt, und als Pamela mir sagte: „Sehen Sie denn nicht, es hat die Nerven angegriffen!"—erwiderte ich tückisch: „Er kann nichts, wenn ich hinsehe." – Der Bund zwischen mir und Pamela war gebrochen, ich seufzte und sagte zu meinem Herzen: „Es geht ein finsterer Jakelhuber durch dieses Haus!"

Die Zwickmauser merkte das Ding, und schloß sich mir mit einer rippenzerschmetternden Zärtlichkeit an. Ich wäre ihr gerne um den Hals gefallen, allein ich unterließ es wegen Alibi des Halses. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Ich warf einen meiner Lila-Blicke auf Zwickmauser, und fragte sie mit bebender Stimme: „Liebst du mich, Zwickmauser meiner Seele?"—Sie erhob ihre langen Arme, wie ein Telegraph, und gluckte: „Wie kannst noch fragen, Tschapperl!"—„O, dann gieb mir einen halben Krapfen, oder ich verhungere!"—Sie hatte nämlich einen Krapfen in ihrem Ridikül; sie nahm ihn heraus, gab mir die Hälfte, und die andere Hälfte hielt sie in der Hand. Ich umfing sie wie eine Rettungsmaschine, und flüsterte zärtlich: „O meine theuerste Hälfte, ganz muß ich dich haben!"—Allein sie hatte die Hälfte in diesem Augenblicke in den Mund gesteckt und

„Er fiel in's Bodenlose."

„Ach," sagte ich, „Zwickmauser, hast du in deinem stillen

Kämmerlein keine Semmel, kein Brod, komm, lass' uns glücklich sein!"

Alles empfahl sich, Pamela und Jakelhuber waren die Ersten, die zusammen die Gesellschaft verließen. Die Zwickmauser wohnte in der Kothgasse, ich führte sie nach Hause.—Da der Zweck dieses Aufsatzes nicht ist, Reiseabentheuer zu Wasser und Lande zu schreiben, so füge ich blos bei, daß mir Toni Zwickmauser aus ihrem Fenster einen Apfel und eine halbe Semmel herunterwarf und mir zurief: „Da hast du einen Apfel, eine halbe Semmel und mein Herz!"—„Ich danke," rief ich hinauf, „werde Alles mit Dank zurückstellen!"

Am andern Tag schickte mir Pamela drei seidene Taschentücher, die sie von mir zu säumen hatte, zurück, und dazu folgendes Billet:

„Ir Bedragen gesdern wahr unter der Gribig! Der neit auf andern Schenie hat Ihnen die larfe won die Masge abgezohgen. Ich habe ihnen nie gelihbt! bloß Ihr Widz und Ihr Muntwerg hat mein Herz geteuscht. Wenn Sie mich begegnen, so werde ich thun, als hät ich Ihnen nie gekennt; und hoffe von Ihnen auch das Gegentheil, denn mein Jackelhuber —ich sahge ausdrüglich mein Jackelhuber—verstehd in einem gewissen Bunkt keinen Schpas nicht. Atje, Ihre gewesene

Pamela."

Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß ist es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden sein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper seinen blonden Rundkamm um die rosigen Wangen der abenddämmernden Gebirge frisirt; und zu meiner

Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn sie mit aufgelösten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, schläferigen Liebhaber aufzusuchen, und sie segnete mich und sprach:

„Dein Fuß strauchle stets in blonde Netze, und das große Narrenseil, welches man Liebe nennt, werde Dir stets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, sonnigen Löckchen und Locken gedreht!“

Und so geschah's!

Ich will damit nicht gesagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort, auch ein schwarzes, braunes, dunkles, oder Cendrée-Haar mit in das sogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb—blond!

Blond in allen Mischungen, Färbungen und Abstufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit ist, bis zu jenem Hochblond, welches sich mit Feuerroth schwesterlich duzt und seine eigenthümlichen Reize besitzt. Alle Arten von blaß-tief-dunkel-licht-stroh-marillen- und herbstlaub-blond durch, die ganze Wesenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das ist nun nicht mehr Geschmackssache, oder Gusto, oder Wahl, es ist Fatum, Geschick, Prädestination, ich habe nunmehr einmal ein blondes Schicksal, so wie manche Menschen ein schwarzes Schicksal haben.

Also es war eine Blondine.

Und es begab sich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrschaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Residenz entfliehen, und Niemand in's Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die sich der Nachtluft freuen,“ d. h. als Freibillete und Recensenten; um diese Zeit sind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern besetzt, sondern plombirt und

wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammer-Mädchen, Zofen und sonstigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze sehr groß und das Publikum sehr klein ist, im Theater nämlich, die Stücke sehr lau und die Kunst sehr kühl, zu jener Zeit saß ich im Theater, ich weiß nicht, warum ich im Theater saß, gewiß aber geschah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht spielte ein „Gast" aus jener Welt, der noch nicht recensirt wurde, oder es wurde ein französisches Lustspiel ins Uebersetzerische übertragen, kurz ich saß im Theater und ließ die Blicke umherschweifen auf alle meine Leidensgenossen und Mitgefangenen in dem Blocke der Sperrsitze und in dem Bajazeth-Käfig der Logen.

Da saß sie! blond! blond! blond wie mein Schicksal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Makkaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine "accroche-coeur" keine Semikolons „(;)" um die Schläfe, sondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silber-Plateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordischer Knoten, in dem schon ein gold'nes Alexander-Schwerdt angebracht war. Und ein paar Augen, blau, versteht sich blau, blau, wie sag' ich nur gleich, nicht wie Berliner-Blau, denn das ist affektirt und blausäuerlich, aber wie Wiener-Blau! Ach, mein holder Leser, Du kennst das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In diesem Blau tummeln sich die Augensternlein so geschäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer frischen Juni-Nacht!

Also Wiener-blaue Augen waren es! Und diese Augen hatten einen Blick, einen Blick, so tröstend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Finger sieht, und diese Augen waren beschattet von Wimpern, ach Wimpern, die, lange

majestätische Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch diese Garden mit ihren langen Lanzen zu sagen schienen:

La garde meurt, mais ne se rend pas!

so wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter diesen Garden ein Lächeln in dem rosigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu sagen schien:

"Tentare licet"

oder

„der Mensch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Mensch, d. h. in jenen lichten Augenblicken in denen ich kein Recensent bin, und solche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da sehe ich es am besten ein, daß ein Mensch dem Menschen immer noch mehr nützen kann, als ein Recensent!

Ich sah sie an, sie lachte gerade über den Peter in „Menschenhaß und Reue" und aus der gesprungenen Granitblüthe ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeschnittenen rothen Zuckermelone.

Ich segnete den Peter, und zum Erstenmale fand ich an seinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, riesengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns."

lachte sie unbändig und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieses Mitlachen schlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir ist viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn sie über Eulalias Reue weint!

Ueberhaupt ist ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern so pikant, wie der große Hautgout beim Wildpret!

Mir sagte ein geistreicher Dichter in Paris:

"Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit,

des ces faiseurs d'esprit, je m'en vais faire la cour à une imbécille!"

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unsere geistreichen Frauen sind vor lauter Geist entsetzlich dumm!

Unsere dummen Frauenzimmer dagegen, das sind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann!

Also sie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geschlossen.

Ich will den Leser mit dem weiteren Verlauf der Kokettirgeschichte verschonen, und um den dramatischen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Catastrophe schreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo sie wohnte, und daß sie nicht böse wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwischen meinen Fingern drehte, sich bald auch zwischen ihren Fingern befände.

Es heißt also einen Liebesbrief schreiben! „Gesegnet sei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!"

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum: ach? deshalb, weil der Mensch an nichts so sehr merkt, daß er alt wird, als an seinen Liebesbriefen, nicht an den grünen Erbsen, die er nicht mehr so gern ißt, als in seiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, sondern daß man immer weniger Talent verspürt, Liebesbriefe zu schreiben!

In der Jugend schreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenschaft und Jeder ist eine Brandfackel, geschleudert in eine Pulvertonne!

Welch' ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Thau der lechzenden Rose, das Licht dem im Finstern Wandelnden, das war der Anblick u.s.w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen,“ oder: „Wenn Sie zürnen, so zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: „Ich habe lange gekämpft, aber hinweg nagende Geier, hinweg blutgierige Gedanken!“ u.s.w. u.s.w.

Aber wenn man einmal die Linie passirt, die Mittagslinie des Lebens, d. h. wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus ist und bei dem schönen Geschlechte schon die „Favoriten-Linie“ hinter sich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutsauer an!

Indessen die Praxis muß aushelfen; die erste Bedingung eines Liebesbriefes ist: Unleserlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe lesen kann, desto mehr Eindruck macht er auf sie! Die zweite Bedingung ist: Keinen Respekt-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! Weder oben noch unten! Die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müssen, wo möglich, noch auf dem Tische geschrieben sein! Die dritte Bedingung ist: Wenigstens Ein Kleks! Ein Kleks ist eine Licentia erotica! Ein Kleks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts lesen kann als den Kleks, so ist das schon genug! Ein Kleks ist nichts als das Symbol überströmender Empfindung; die Klekse gehören zu den Privilegien der Liebe. Man sehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekömmt, sind immer ärmer an Empfindungen

und an Klekſen, und die Weltgeſchichte hat kein Beiſpiel, daß ein Abſchieds- und Abſage-Brief je einen Kleks aufzuweiſen hat! Die vierte und Hauptbedingung iſt es endlich: er muß geſchmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Poſtwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkömmt, ſind nicht halb ſo pikant als ein Brief, der auf Schleich- und Winkel-Wegen, und ein Liebhaber, der zum Fenſter hereinkömmt.

Ich ſchrieb ihr alſo einen Brief, in welchem ich eine kleine Muſterkarte von Klekſen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit dieſem Hatti Scherif ausgerüſtet, lief ich von Stapel und lavirte lange vor ihrem Hauſe herum, um eine günſtige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erſchien mir die erſehnte Brieftaube in der Geſtalt des Hausmeiſters!

Die Hausmeiſter, Hausmeiſterinnen und Hausmeiſter-Töchter ſpielen in der Geſchichte der Herzen eine große Rolle; ſie ſind oft das Medium zwiſchen Subjekt und Objekt, und die dritte Perſon anzeigender Art zwiſchen der erſten und der zweiten Perſon in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da ſtand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir; in die Welt hineinſchauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm, wie einem Mäcen, nahm meine freundlichſte Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und ſagte ſanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeiſter!“

Gravitätiſch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!“

Es entſtand eine kleine Konverſations-Pauſe, ich raffte aber

all' meinen Muth zusammen und steuerte mit vollen Segeln meiner Absicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde—(hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Gestalt eines Brieſchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Gestalt eines Zweiguldenstücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darstellen)—wenn Sie dieses Zettelchen gefälligst bestellen wollten."

Dabei schilderte ich ihm die Person, die er auch sogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen und das Ganze sei auf eine Ueberraschung abgesehen, die ihrem Vater zugedacht ist und von der er also nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeisterliche Brieftaube schien Anfangs nicht Lust zu bezeugen, doch bald besann er sich eines Bessern, nahm mit schlauem Lächeln Brief und Geldstück, und versprach seine Sache gut zu machen.

„Wissen Sie was, Euer Gnaden," sagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, setzen Sie sich auf der Freiung in den ersten Wagen, dort ist ihr Platz schon bestellt und Sie haben die beste Gelegenheit, Sie zu sprechen!"

O, edle Seele des Hausmeisters! Wie entzücktest Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenstück in seine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem ersten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und setzte mich in den Taubenschlag. Bald war es eilf Uhr. Kömmt sie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam sie, sie selbst; der Hausmeister, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erschien auch, um ihr dieses Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie stieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude! Als sie saß, stieg auch der Hausmeister ein, ich machte große Augen. Er setzte sich ihr zur Seite; ich war ganz verwirrt. Er schien sich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen; endlich sprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldstücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieses Mädchens eine Ueberraschung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar nicht leid ist, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeister ausgesehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg steht, für den Hausmeister!"

Was ich bei dieser Anrede für ein Gesicht machte, was sie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leser. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichsten Verlegenheit.

„Halt!" rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!" ließ den Wagen halten, sprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte und lief nach Hause, um über die verunglückte Brieftaubenpost ein klägliches Nachdenken zu halten.

Taschengedanken- und Gedankentaschen-Spielerei.

Die Kunst zu leben, ist nichts, als die Kunst der Taschenspielerei; die Kunst, aus andern Taschen in seine zu spielen; die Kunst, die Leute in den Sack und ihr Geld in die Tasche zu stecken.

Die Taschen der Menschen sind seine Laster. Bei den Spartanern wurde nichts gestohlen, und warum? Weil sie keine

Taschen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen gehabt hätten, sie hätten auch mehr gestohlen. Eine jede Tasche ist ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „wozu hast du mich gemacht?" ein Ausrufungszeichen an den Besitzer: „Ach Gott!" und ein großer Gedankenstrich an das Schicksal, welcher sagt: „Das Uebrige kannst du dir denken!" Eine jede leere Tasche ist nichts als das zueignende Fürwort: „Mein" mit Leinwand überzogen, und jede volle Tasche ist nichts als ein großes Bewußtsein in Taschenformat!

Mit den meisten Taschen ist es wie mit dem Mond, sie sind alle Monat ein Mal voll, ein Mal leer, und wenn gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Tasche ist, das sind die Mondfinsternisse, aber die sichtbaren!

Mit den vielen Taschen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern, je mehr wir haben, desto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich suchen. Ein Mensch mit allen seinen Taschen jetzt ist wie das Konversations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche," kömmt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche," kömmt man zur Brieftasche, so heißt's: „ein Weiteres über diesen Gegenstand schlage man im Münzwesen nach!" Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich.

Warum trägt der reiche Mann seine Hand in der Tasche, und warum der arme Mann? Bei dem reichen Mann bittet das Geld in der Tasche, es nicht hinauszustoßen in die Welt unter Arme und Hilflose, und da gibt der reiche Mann gerne die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verschwiegenheit und der arme Mann ist so gut und hält's unter der Hand! —

Es ist eine homöopathische Kur, wenn man einer leeren Tasche eine leere Hand einzunehmen gibt.

Aber in den Taschen selbst, welch' ein Unterschied, welche Abstufungen von der Brusttasche bis zur Patrontasche, von der Uhrtasche bis zur Maultasche!

Die Brusttasche trägt der Mensch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Tasche auf der Brust recht voll ist, so darf die Brust unter der Tasche recht leer sein, man darf doch von der Brust weg reden! das ist dann ein leichtes Leben, wenn einem da so recht schwer auf der Brust ist! In der Brusttasche ist's gerade wie in der Brust selbst! Wie vielen Menschen liegt das Herz mehr in der Brusttasche als in der Brust selbst, man könnte sagen, das Herz ist ihnen aus der Brust in die Tasche gefallen. Das Geld wohnt in eben so verschiedenen Weisen in der Tasche des Menschen, als die Gefühle in der Brust des Menschen.

Bei manchen Menschen z. B. steht die Liebe als Schildwache in der Brust, und wartet sehnlichst auf Ablösung, bei Andern liegt sie als feste Garnison, und bei noch Andern steckt sie blos als Baugefangene in den tiefen Kasematten; so ist es auch mit dem Geld in der Brusttasche, bei manchen Menschen ist's als Taschenspielstück da, sie sind Künstler darin, das Geld schnell verschwinden zu lassen, und bei Andern ist es blos lebenslänglicher Arrestant! In der Brust des Menschen, der sein Herz in der Brusttasche hat, liegt eine große Vorliebe zu Bruststücken, aber sie müssen von gekrönten Häuptern und auf Metall geprägt sein!

Der Mensch liebt den Menschen überhaupt mehr als Bruststück, denn in Lebensgröße, d'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, so machen sie sich selbst zu Bruststücken, indem sie niederknien und so die Füße einziehen. Die Frauenzimmer glauben dann, sie hätten gar keine Füße,

und könnten ihnen nicht davon laufen. Allein die Männer knien blos deshalb lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben.

Das Erste, was die Frauenzimmer wissen, ist, wie schön sie sind; das Erste, was sie lernen, wie stark sie sind; das Erste, was sie erfahren, wie schwach sie sind; das Erste, woran sie vergessen, wie alt sie sind; und das Erste, worauf sie sich wieder erinnern, ist, daß sie das vergessen haben!

Und doch wohnen alle edlern, sanftern Gefühle nur im Frauenherzen; bei den Frauen ist die Liebe die Ruhe des Herzens, bei den Männern die Robot des Herzens! die männliche Wange wird nur roth durch das Wort, die weibliche schon durch den Gedanken! die Frau sucht in der Liebe nach Worten für ihre Empfindung, der Mann sucht nach Empfindungen für seine Worte; die Frau besitzt ihr Herz blos ein Mal, und der Mann bekommt das Original. Jeder Mann hingegen betrachtet sein Herz wie ein Memorial, er hat stets ein Duplikat davon vorräthig. Selbst der Sturm des Hasses zerstört nur Männerherzen, so wie jeder Sturm blos in Wäldern Verheerungen anrichtet, nie aber in Blumen. Wenn der Mann seine Frau nicht liebt, so mißhandelt er ihren Kanarienvogel, wenn aber die Frau den Mann noch so sehr haßt, so kann sie es doch nicht verschmerzen, wenn er den Kaffee kalt werden läßt.

Ueberhaupt ist der Rückschritt von Zorn und Haß, so wie von jeder Verstimmung des Herzens zur reinen Stimmung blos bei den Frauen leicht, nicht aber bei den Männern, so wie eine Flöte leicht zu stimmen ist, aber eine Pauke schwer.

Betrachten wir den Umstand, wie viele Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringt und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Konversation, so zu sagen, die Männer

schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken als die Frauen.

Welches war in der Welt die erste Tasche? Gewiß die Plaudertasche, denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also noch bevor es gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradiese.

Die Plaudertaschen und die Posttaschen haben durch nichts so verloren, als durch die Eisenbahnen; wenn man früher mit so einer Plaudertasche von Wien nach Brünn reiste, hatte sie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen, jetzt auf der Eisenbahn kömmt sie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu erzählen!

Man sagt, das Leben ist eine Reise, ja wohl, früher lebte und reiste man lange, jetzt reist und lebt man schnell. Es wäre recht gut, wenn das Leben eine Reise wäre, aber jede Frau müßte eine Postmeisterin sein, denn dann wohnten sie alle eine Station auseinander, und dann wäre Ruh im Leben. Es gibt Menschen, die blos Postillons sind, sie geben nie einen Schritt weiter, als die zwei oder drei Meilen, die sie zu machen gewohnt sind, dann gehen sie immer wieder zurück und blasen immer wieder dasselbe Stück! Jeder Mensch ist sein ganzes Leben lang ein Postillon, er führt sich selbst von einer Station des Lebens zur andern, von einer Liebe zur andern, von einem Wunsch zum andern, von einer Hoffnung zur andern; er fährt immer voll aus und reitet immer leer zurück! Er verspricht sich selbst ein Trinkgeld und sagt zu sich: „Schwager, fahr gut!“ Auf der Station vertrinkt er's und bringt nichts mit zurück!

Kleine Einladungs-Briefe an lebende und todte große Leute.

Zur Feier meines Geburtstages am 8. Februar.

An Lucinius Lucullus.

Ich lade Euer Gourmandgeboren auf morgen Abend zu mir ein. „Lucull speist bei Lucull,“ ist eine abgedroschene Redensart! Lucull speist beim „Humoristen!!!“ Ich aß letzthin bei Ihnen eine Pastete aus Pfauenzungen, Nachtigallen aus Lesbos, Colibrischweifchen, Lerchen aus Samos u.s.w., das ist Alles nichts. Sie finden bei mir gepöckelte Zungen von Rednern im Frankfurter Parlament; gebackene Demokratenflügel in Trüffel; ein Ragout von Cylinder mit lauter rechten Hazeln von Gutgesinnten in Brustsyrup; marinirte „Wochenkrebse“ aux fines herbes; delikate Obmannsschnitzel in Krebsenbutter; eine zarte Pastete von Demokratinnen, die zwanzig Mal die Aula passirt haben; amtliche Rüben und nichtamtlichen Kohl à la jardinière u.s.w. Sie finden Alles bei mir, wie in dem Symposion von Plato, nur keine „Sklavinnen,“ da wir jetzt blos freie Frauen haben. Diesen Artikel bitte ich mitzubringen.

Ihr Symposiarch u.s.w.

An Franz Lißt.

Um Gottes Willen! finden Sie sich morgen Abends mittelst der elektrischen Telegraphie bei mir ein! Wir haben jetzt hier 2684 Pianisten und Pianistinnen, große, kleine, definitive und provisorische, sie geben Alle Concert mit passivem Widerstand! Ich möchte gerne wieder Klavier spielen hören! Kommen Sie! „Flieg', Vöglein, flieg'!“ Ihr u.s.w.

An Lola Montez.

Mademoiselle! oder Madame! oder Monsieur!

Wenn Sie, meine Schöne, sich noch des interessanten Momentes erinnern, in welchem ich Ihnen mit eigenen humoristischen Händen geschabte Erdäpfel auf die Brandflecken Ihres holden Tanzfüßchens legte, als Sie sich dasselbe mit heißem Wasser begossen, indem Sie selbst ein spanisches Osterei für mich bereiten wollten, dann darf ich hoffen, daß Sie sich morgen Abends bei mir einfinden werden. Der „Humorist" gehört nicht zu jenen Individuen, die, wie Sie schreiben — „ihre leeren Köpfe und ihre leeren Blätter mit dem Nachdrucke Ihrer Geschichte ausfüllen;" er achtet das Eigenthum, auch wenn es — nicht heilig ist. Kommen Sie, bringen Sie auch Ihren berühmten Hund mit, aber wenn er lange Haare hat, so lassen Sie sie erst stutzen, wir haben dafür angestellte „Stutzer."— Ihr u.s.w.

An Herrn Hassenpflug.

Morgen Abends versammelt sich bei mir eine kleine Gesellschaft von Zeitgenossen, d.h. von solchen klugen Menschen, die ihre Zeit genossen haben. Ich gehöre zu jenen seltenen Menschen, welche die Zeit genießen, auch wenn sie ungenießbar ist, es kömmt auf die Zurichtung an. Manches Ding scheint an und für sich ungenießbar, aber wenn man's gut zurichtet, so wird's genießbar!

Sie genießen Kassel und befinden sich wohl, ein Beweis, daß Sie Kassel gut zugerichtet haben!

Die Leute sagen, man muß das Leben genießen, weil man jung ist; es ist nicht wahr! Man muß das Leben genießen, weil man alt ist! Periculum in mora!

Ich gehe mit der Zeit so um: Ist sie zäh, wie ein altes Huhn, so klopf' und prack' ich sie, bis sie mürb wird; ist sie fad und ledern, so salze und pfeffere ich sie, bis sie pikant wird; ist sie träg' und schwerfällig, Zwanzig mit dem Bambusröhrl machen sie munter u.s.w.

Also Gaudeamus! Morgen Abends zeige ich mich meiner Gesellschaft auch als „Taschenspieler," und wenn Sie ein Liebhaber von Stücken mit doppelten Böden und Täuschungen sind, so werden Sie sich gewiß unterhalten bei

Ihrem u.s.w.

An einen Berliner.

Euer Wohlgeboren!

Morgen Nacht ist der Tag, an dem ich zum ersten Mal so geboren wurde wie immer. Es versammeln sich bei dieser Veranlassung bei mir einige Freunde des Schönen und Gebratenen.

Bei dieser Gelegenheit brauche ich mehrere kleine und große Toaste, in der Länge von zwei bis acht Ellen. Wir hier in Wien, die wir die Menschen schweigend „leben lassen," haben wenig Toaste und sie werden auch selten gebaut. Toaste und Stockrüben wollen einen sandigen Boden, und daher gerathen Sie bei Ihnen so gut. Ich bitte mir morgen das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu schenken, und einige schöne Sprüche aus dem spezifischen Toast-Thum mitzubringen; aus dem glücklichen Boden, wo man nicht nur beim Trinken, sondern überall anstoßt. Wir werden ungefähr folgende „Toasts" brauchen:

1. Auf mich. Kurz, fast nur aus zwei Buchtiteln bestehend: „Keine alten Junggesellen mehr!" und „Kaliforniens Goldminen!"

2. Auf die Abonnenten des „Humoristen;“ da müssen Sie aber genau nachsehen, wie lang Sie sie leben lassen, ob viertel-, halb- oder ganzjährig.
3. Auf die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Inzwischenheit.
4. Auf die deutschen Industriellen in London! könnte eine Variation bilden von dem Lied: „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg.“
5. Einen Toast auf das germanische Prinzip in den russischen Schwitzbädern.
6. Auf die hundert Lustspieldichter, die keinen Preis bekommen haben auf das Thema: „Du hast gehofft, Dein Lohn ist abgetragen.“ u.s.w. u.s.w.

An den Grafen Terzky.

Der Herr Graf werden höflichst eingeladen, morgen ein Stündchen bei mir zuzubringen, und Ihren „Kellermeister“ mitzubringen und ihm zu wiederholen, was Sie ihm bei Ihrem Wallenstein-Feste sagten:

„Laß' aufgehen, was du hast! Die besten Weine her!
Heute gilt's!“

Taschen-Codex und Spruchbüchlein eines schlichten Praktikers.

Sei jeden Augenblick bereit, alle Menschen auszulachen; denn sei überzeugt, alle Menschen sind jeden Augenblick bereit, dich auszulachen, und da alle Menschen um viel Menschen mehr sind als du, so steh' alle Tage ein Paar Stunden vor Tags auf, um alle Menschen auszulachen.

Wenn dir ein vornehmer Mann etwas verspricht, so lerne ein Handwerk und—verlaß dich d'rauf.

Wenn du schön bist, so schau alle Tage viermal in den Spiegel, zweimal dir zu Liebe, einmal, um zu sehen wie du aussiehst, wenn du in den Spegel siehst, und einmal, weil jeder Mensch doch einmal des Tages in den Spiegel sehen soll; bist du aber häßlich, so schau alle Tage fünfmal in den Spiegel, zweimal aus Buße, einmal damit du nicht vergessen sollst, wie du aussiehst, und wieder zweimal, damit du ja nicht in Versuchung kömmst, zu glauben, ein Frauenzimmer liebe dich deines Geistes wegen.

Wenn an einer Table d'Hôte die Schüssel an dich kömmt, so genire dich nicht, und suche, so lange du kannst, nach dem besten Bissen, denn sei versichert, wenn die Schüssel an den Nachbar kömmt, so sucht er sich gewiß den besten Bissen aus.

Wenn du viel gearbeitet hast, und sehr ermüdet bist, so geh' Abends nicht in's Theater, denn sei versichert, du wirst ohnehin schlafen.

Wenn deine Frau dir schmeichelt, so greife schnell in die Tasche, denn sei versichert, sie will etwas.

Wenn ein Mann dir schmeichelt, so verzeih' ihm nur gleich im Stillen, denn sei versichert, er will dich betrügen, oder er hat dich betrogen.

Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerster!“ so komm ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf

Gulden bei sich? denn sei versichert, er wollte dich um dasselbe fragen.

Wenn du von einem Recensenten gelobt sein willst, so mache ihm ein Geschenk, denn sei versichert, so was hilft immer.

Wenn du einem Recensenten etwas schenkst, so schenke ihm baares Geld, denn sei versichert, da triffst du seinen Gusto gewiß!

Wenn du einen Künstler lobst, so lob' ihn nie auf Kredit, denn sei versichert, wenn er einmal gelobt ist, vergißt er dich!

Wenn du den Kopf zum Fenster hinaus steckst, so thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preisen, denn sei versichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufsicht wäre, gewiß gerne einen Topf Wasser über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du bist.

Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf ein Mal; denn sei versichert, zehn kokettiren mit dir, um sich über dich lustig zu machen; fünf, um ihre Nachbarin auf den „eingebildeten Laffen" aufmerksam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Instinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

Trau der ganzen Welt so wie dir, denn sei versichert, der Mensch soll sich selbst nicht trauen.

Wenn du in der Gunst des Publikums steigst, so denke an

Eulenspiegel und weine, denn sei versichert, du wirst wieder heruntersteigen.

Wenn dir ein Frauenzimmer sagt: „Du hast mein Herz erschüttert!“ so glaub's und—bau nicht darauf, denn sei versichert, auf einen Boden, der einmal erschüttert ist, soll man nicht bauen.

Wenn du alle Augenblicke erinnert wirst, daß du eine Frau hast, so thut sie dir weh, denn sei versichert, man wird nur an jene Gliedmaßen von selbst erinnert, die einem weh thun!

Ein gutes Gewissen schläft auch auf einem Baumstrunk! D'rum schaff' dir keine Baumstrunkhandlung an, denn sei versichert, sie bleiben dir über den Hals!

Kaufe nie etwas zu einem „festgesetzten Preis,“ denn sei versichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht festgesetzt.

Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut sehen willst, und es senkt den Kopf, als ob es etwas auf der Erde suche, so grüble nicht weiter, denn sei versichert, wenn es schön wäre, es würde zum Himmel hinauf gesehen haben, ob es nicht regnet.

Die Kunst des Schmollens.

Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!

Die Engländer sind nie glücklicher, als wenn sie unglücklich sind; die Irländer sind nie friedlicher, als wenn sie Krieg haben; die Russen sind zu Hause, wenn sie sich auf Reisen befinden; die Deutschen sind nie durstiger, als wenn sie trinken; die Franzosen sind nie unwissender, als wenn sie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer—diese ganz eigene Nation—haben nie ausgesprochen als da, wo man vergebens denkt, daß sie sich aussprechen sollen!

In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum schweren Geschütz der 24 Thränen-Pfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen „Kammergeschütz" nannte und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen strampfen, sind blos das Ober- und Unter-Gewehr der Frauen. Schreien, Zanken, in die Haare fahren u.s.w., das ist das kleine Belagerungs-Geschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen; aber „Schmollen," Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungsanstalten; aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Versicherungsanstalten!

Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer spricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer schmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer schmollen auf gleiche Weise! Das Schmollen ist die einzige Universalsprache von den Irokesinnen bis zu den Pariserinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, so zankt sie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber schmollt, so schmollt sie nicht blos mit dem im Schmollen stehenden Mann oder Geliebten, sondern dieses Schmollen erstreckt sich auf alle leb- und empfindungslosen Gegenstände und Umgebungen desselben. Sie schmollen mit seinem Hund, mit seinem Reitpferd, mit seinem Pfeifenkopf, mit seinem Schreibzeug, mit seinem Schlafrock, mit seinem Lieblingsgericht, mit seinen Pantoffeln; wenn er ein Künstler ist, schmollen sie mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten u.s.w.

Sie schmollen nicht nur mit ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schädliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze bis zu seinem Nadir, bis zu seinen Fußsocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn und um zwölf Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen, wie an großen Waschtagen, um 7 Uhr auf, um nur recht zeitlich schon zu schmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kömmt, so trägt gewöhn-

lich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, d. h. wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab; wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen alles unter der Nase und zwischen den Zähnen durch, und auch die Köchin spricht und antwortet blos in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint im magnetischen Schmoll-Rapport mit der Frau zu stehen und knurrt halb unverständlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprach-Werkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert Sprach-Werkzeuge. Sie schmollen vermittelst der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen, vermittelst des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen, vermittelst der Füße, indem sie sie in abgetretene Schuhe stecken, vermittelst der Haare, indem sie sich nicht glattkämmen, und vermittelst anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen!

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen, die stärkste Lunge wird müde und der rastloseste Mund erschöpft sich; aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, schmollen kann man immerfort.

Im heftigsten Streit, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich nies't, so sagt die Frau doch, gleichsam unwillkürlich: „zur Genesung!“ Aber während die Frau schmollt, darf der Mann niesen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „zur Genesung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, sie läuft inzwischen doch in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gern ißt, nicht verderben, und diese Lucida-Intervalla

kühlen die Atmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden; sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten; allein wie will man einer Frau in's Schmollen fallen und sich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen?

Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt.

Kurz, Schmollen ist der schrecklichste der Schrecken. D'rum sage ich: „Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!“

Die Gastronomie der Juden,

oder

Vogls Garküche.

Eine Jugend-Erinnerung.

„Bei ‚Vogl‘ friß oder stirb!“

Wir Wiener Journalisten reden über Alles viel und sagen über nichts etwas. Die Wiener Journalisten und die Enten sagen: „Man kann nicht wissen, von was man fett wird!“

Die Wiener Journalisten, weil sie eigentlich von nichts sprechen, tratschen sie über Alles. Wie erhaben groß ist es, wenn sie im süßen Glückestaumel und in dem göttlichen Selbstbewußtsein ihres Besitzes und ihres Reichthums mit vollen Händen hineingreifen in ihre Schätze, und sie dem armen Lesevolk in Hülle und Fülle auswerfen—wenn sie mit verschwenderischer Ausgabe ihren Lesern mittheilen von ihrem Segen, wenn sie ihnen heute erzählen: „Vielczizky ist angekommen," und morgen: „In Döbling blüht der Weizen," —wenn sie jetzt mit der höchsten Begeisterung ausrufen: „Wie steht's mit den Droschken?" und dann der erstaunten Welt erzählen: „Constanze spielt Klavier!" Wenn sie unerschöpflich sind in der Nachricht: „Kuppelwiser wird Regisseur in der Josefstadt," und wenn sich ihre Suade erneut bei dem Ausrufe: „Strauß Sohn spielt beim Dommayer," wenn sie in langen Nachtwachen ihren Nervensaft verschwenden, um dem ohrenstutzenden Publikum tagtäglich mitzutheilen die menschenbeglückende Kunde: „Hembsch baut auf dem Wasserglacis"—„Mad. Seeburg in Salzburg wurde von Kottaun in Oedenburg gewonnen„—„Herr Vincent studirt den Jago im „Othello" —„Die goldene Birn ist wieder eröffnet"—„Pomeißl schwimmt nach Preßburg u. s. w."—ist sich noch zu verwundern, wenn bei solchem aus lauter Ueberfluß entstehenden Muthwillen der „Humorist" seine schönste Laune anzieht, und seinen Lesern mit eben so viel Humor als Grazie mittheilt: „Fräul. Tonner tritt als Adalgisa auf"—„eine Ziege ist gefallen und hat ein Bein gebrochen"—„Theaterdirektor Hensel ist angekommen" und andere Jean-Paul'sche Humor-Wetterleuchtereien?! So gerade vom Hafer des Reichthums gestochen kündigte ein Journal dieser Tage auch das „israelitische Gasthaus des Herrn Vogl" an. Vogl's israelitisches Speisehaus am „Küß' den Pfen-

nig" wird ungemein gelobt und empfohlen, so daß man Lust bekömmt, zu rufen: „Dahin, dahin möcht' ich zieh'n!"

Bei dieser Gelegenheit erwachte die Jugend=Erinnerung meines Magens; denn der Magen des Menschen hat mehr Gedächtniß als das Herz! Das Gedächtniß des Herzens heißt: „Dankbarkeit," das Gedächtniß des Magens heißt: „Gelüste!" Ich bekam ein Gelüste nach den „Fleischtöpfen Egyptens," und in meinem Magen wurden Träume wach von „Schalet" und „Kugel" und die Sehnsucht nach „Ganef" und „Belek" und nach andern Delikatessen, die mit babylonischer Harfenbegleitung und mit dem Dufte des Jerusalemitischen Oleander genannt: Knoblauch, durchzogen, genossen, eine Idee geben, durch welche Zaubermittel König Salomon die schöne Königin Saba an sich zog!

Lucullus hat's in der Gastronomie weit getrieben, Pompejus war auch kein Hund und bezahlte dem M. Aufidius Lucro, der das Mästen der Pfauen erfand, 60,000 Sesterzien; Apicius erfand die Kunst, Schweine mit Feigen zu mästen; Vitellius war der Erste, der Nachtigallenzungen zu Pasteten aß; er bezahlte eine einzige schwedische Nachtigall mit 2000 Sesterzien; er hätte alle Tage eine Lind pachten können; allein alle diese Koch= und Freßvirtuosen haben keine Idee von dem Hautgout, von der eigenthümlichen Pikanterie der „jüdischen Küche!" Protektor Cromwell speis'te einst bei dem berühmten „Manasse Ben Israel," und gestand, daß er nie so "delightful" gegessen habe! "Delightful" gegessen! Da muß Knoblauch dabei gewesen sein!

Wenn ich hier einige der besten „jüdischen Leibgerichte" beschreibe, besonders jene Gerichte, die am Schabbes jenen Gang der Tafel bilden, die man bei den Römern "mensæ secundæ" hieß, so werden mich freilich blos die „Stockjuden" verstehen, und für die ist dieser Artikel auch nur geschrieben, denn ich, ich

liebe sie die „Stockjuden.“ Man versteh' mich aber recht, ich meine: wenn ich zu wählen haben würde zwischen den alten Juden und den modernen Juden, so wählte ich die alten Juden, denn das sind die „Stockjuden,“ die modernen Juden aber sind die „Staberljuden.“

Ein alter „Stockjude“ ist ein ehrlicher Kerl, der sagt steif und gerade: „Ich bin ein Jude!“ Man kann sich im Nothfalle auf einen solchen „Stockjuden“ stützen; er ist ein steifer, fester Kerl! Allein die modernen Juden sind „Staberljuden,“ die biegen und schmiegen sich; wenn's ihnen auf dieser Seite nicht behagt, so biegen sie sich auf die andere Seite; ist ihnen da etwas unbequem, biegen sie sich wieder auf die andere Seite! Ich liebe Alles, was „Stock,“ das heißt „recht“ ist. Stockjude, Stockchrist, Stocktürke u. s. w., das heißt recht Jude, recht Christ, recht Türke; aber was man nicht Stock, sondern nur „Staberl“ ist, das ist man nicht recht, folglich noch schlimmer als gar nicht! Also zurück zu meinem „Stockjuden“ und zu ihrer Stockküche.

Die neu aufgeklärte Zeit hat schon viele Konzessionen gemacht; so findet man schon Speisezettel, welche den Artikel führen:

„Braune Karpfen mit Juden-Sauce,“

oder geradezu: „Judenfische.“ Ja, diese „Judenfische“ wohnen sogar in einer und derselben Rubrik, wo „Forellen,“ „Lachs“ u.s.w. wohnen, ein großer Fortschritt! Allein diese „Judenfische“ sind nur „Formulare“ der ächten Judenfische, es sind falsche, nachgedruckte Judenfische.

Die „sauern Judenfische“ sind weltberühmt. Ich habe einmal in München ein

„sauere Judenfisch-Diner“

gegeben; da war Gutzkow dabei, Spindler, Lewald,

Feldmann, Eßlair, Urban, Jerrmann, Oettinger u.s.w.; ich setzte ihnen eine Schüssel „saure Judenfisch-Köpfe" vor und hielt dabei ungefähr folgenden speech:

„Meine Herren! Ich habe Sie Alle auf einen „sauern Judenfisch-Kopf" zu mir gebeten, Sie haben sich zu diesem tête-à-tête eingefunden, und wir wollen uns über Kopf und Hals an die Arbeit machen. Allein vorerst erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Rede zu halten, wie es bei Fischen üblich ist. Die Juden und die Fische haben eine große Sympathie für einander. Die Juden essen gern Fische und die Fische essen gern Juden, wie wir von dem berühmten Fisch wissen, der einen ganzen Juden mit Haut und Haar zum déjeuner à la fourchette genossen hat. Freilich hat er ihn wieder unbeschädigt zurück erstattet. Allein das war deshalb, weil's ein „Hantiger" war! Weil die Juden wissen, daß die Fische gerne Juden essen, fürchten sie auch das Wasser so sehr. Die Juden lieben aber die Fische deshalb so sehr, weil, als sie durch's rothe Meer wollten, die Fische plötzlich alle anfingen, so viel Wasser zu schlucken, daß die Juden trocken durchgehen konnten, und als dann Pharao kam, strömten die Fische alle das Wasser wieder sämmtlich aus und ersäuften die Verfolgenden.

Darum laden die Juden aus Dankbarkeit an jedem Sabbath und Feiertag die Fische zu Gaste. Die Juden sind aber schon selbst so oft blos deshalb zu Gaste geladen werden, um „geschuppt" zu werden, daß sie's mit ihren Gästen, den Fischen, auch so machen, sie schuppen, ihnen die Eingeweide herausnehmen und dann zum Fressen lieb haben! Sehen Sie, meine Herren, das sind ausgezeichnete gute „Judenfisch-Köpfe!" Denn was ist das Kennzeichen eines „guten Kopfes?" Sich das Leben süß machen, selbst in einer „sauern Sauce!" Da muß man die saure

Sauce süß machen durch Rosinen, Corinthen, süße Mandeln, Nüsse, etwas Sellerie und Lebzelten; das heißt man: die „saure Sauce bestechen, daß sie nicht gar zu bitter ist!" Und dadurch befinden sich die „Judenfisch-Köpfe" recht schmackhaft und einladend!

Hier also, meine Herren, greifen Sie zu, Kopf für Kopf; die eingemachten Köpfe sehen die ausgemachten Köpfe an und Beide sagen sich gegenseitig: „Wenn solche Köpfe feiern, welch' ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Wohlan, hier sind Fisch und Juden-Sauce, hier sind Juden mit Fisch-Sauce; wer zaget noch? Ah! "you are a Fishmonger?" sagt Hamlet! Am Ende ist ja jeder Mensch ein "Fishmonger," ein Fischhändler, er angelt das ganze Jahr und wirft Netze aus, und hat am Ende nichts feil als faule Fische. Also laßt uns fischen, laßt uns saure Fische fischen und laßt uns dabei daran denken: Wer Unglück haben soll, der schluckt in einer Gansleber eine Gräte und erstickt; wer aber Glück hat, dem schadet selbst ein guter Judenkopf nichts. Also auf, an die Kopfarbeit!!"

Ad vocem „Fische," mag hier bemerkt werden, daß die Sage von dem Ringe und dem Fische („der Ring des Polykrates") schon im Talmud erwähnt wird und zwar im "Midrasch Tanchumin" unter dem Namen "Doge demalche." Es ist derselbe Fall mit dem Stoffe zur „Bürgschaft," die sich in der Handschrift von Midrasch von "Koheleth" fand, die der Rabbi Menachem Confaro besaß. Auch die alte Grundsage der „Weiber von Weinsberg" wird von "Midrasch Schir haschirim Raba's" erzählt. Ja, noch mehr, die Prozeßgeschichte des geliehenen Geldes, das sich in einem Sacke befand, in „Don Quixote" (siebenter Theil) steht im Talmud, in "Nedorim," wo diese Geschichte unter dem Titel "Kanna debe Rabbe" zu finden ist.

Die sauern Judenfische sind aber nur die Prolegomana einer jüdischen Tafel. Wir lassen hier die aphoristische Beschreibung einiger jüdischer Nationalspeisen folgen. Nationalspeisen! Jedoch um sie zu begreifen, muß man ein Gelehrter sein; um sie zu beschreiben, ein Genie; um sie mit Weihe zu genießen, ein Jude; aber um sie zu würdigen—ein Meschumet!

Wo fangen wir an? Welche der Blumen, die meinem Gedächtnisse entblühen, pflückte ich zuerst für das „Paradeisgärtlein" der Beschreibung? Du holdes Veilchen im Thale Jeschurun, du komm zuerst, du im Geheimen duftendes, du

„Scholet-Ei."

Was ist ein „Scholet-Ei?" Es ist das Ei des Columbus; wenn man's weiß, ist's nichts, aber bis es der menschliche Geist wie einen Blitzstrahl gebar!!

Ein „Scholet-Ei" ist die Ouverture des „Schabbas-Essens," man nimmt einen Topf, einen Topf tout simple, in diesen Topf thut man Asche, Asche tout simple, in diese Asche steckt man nach Belieben eine Anzahl Eier. Dann giebt man auf den Topf einen Deckel und verschließt diesen Deckel hermetisch; in Ermangelung des Hermetisch nimmt man weichen Teig und verklebt die Lichtgänge zwischen Deckel und Topf, so daß die Eier eben so wenig Luft und Licht haben wie – wie —ein, z. B., nun es fällt mir gerade kein „zum Beispiel" ein,—beispiellos! Wenn nun diese Eier in jener Asche im besagten Topfe sich so wohl befinden, wie man in ähnlichen Umständen sein kann, wird der Topf mit der Asche Freitag Abends in den Backofen gesetzt und bleibt bis Samstag Mittag; Samstag Mittag, wenn der allgemeine Schabbasofen, in welchem alle Gerichte schon Freitag festgesetzt werden, geöffnet wird, nimmt man den Topf aus dem Ofen, die Asche aus dem Topf und das Ei aus der Asche, und das ist dann ein

„Scholet-Ei!“

Dieses „Scholet-Ei“ ist nicht nur klüger, sondern auch besser als die Henne! Es ist ein Phönix aus der Asche! Die äußere Hülle sinnigbraun; wenn man die irdische Schale ablöst, so geht die Seele, das „Scholet-Ei,“ hervor, wie ein Bräutigam aus dem Brautgezelte "brillant et radieux!" Dieses innere Ei ist dann ein geläutertes, ein den schwereren Stoffen entledigtes Ei; es ist gedankenbräunlich und weisheitsrunzlig; es ist in sich concentrirt, es hat für sich eine lange und gute Erfahrung, es ist ihm nur die Essenz seines Daseins geblieben; es ist das Ei des Eies, es ist der Gedanke des Eies in seinem Huhnwerden erwischt, in flagranti gebraten und gegessen. Gewöhnlich wird das Ei ganz klein, wenigstens um die Hälfte kleiner, als es sonst gesotten ist. Das Phlegma ist beim Teufel und das reine Ei, schlichte Ei, das nur sein Ich besitzt, ist geblieben. Dieses „Scholet-Ei“ schmeckt gerade so wie ein Triller von Dlle. Lind, oder noch besser, wie eine Pirouette der Elßler; wer diesen Triller und Pirouette gegessen hat, der weiß nun genau, was ein „Scholet-Ei“ für einen Geschmack hat.

Wie gleich nach dem Ei die Henne kommt, so kömmt gleich nach dem „Scholet-Ei“ das eigentliche

„Scholet.“

Heine und Börne schreiben „Schalet,“ ich weiß nicht, worauf sie ihre Schreibart stützen,—ich schreibe „Scholet!“ Vielleicht haben Heine und Börne „Ah!“ ausgerufen, wenn sie's gegessen haben, und schreiben deshalb „Schalet,“ ich rufe: „O!“ aus, wenn ich es esse, und schreibe „Scholet.“

Scholet ist die Verbindung des Klassischen mit dem Romantischen, man nimmt nämlich klassische Graupen mit romantische Erbsen, mischt sie unter einander, wie Tieck und

Franz Horn Shakespeare und sich mischen; dann giebt man dem Ganzen einen realen Durchmesser aus „Darreflasch“ (geselchtes Rindfleisch), giebt es Freitag ebenfalls in den „allgemeinen Oefen,“ natürlich mit Fett und etwas Odeur de Knoblauch darunter, und läßt bis Samstag Mittag die Romantik und die Klassik amalgamiren, von dem realen „Darreflasch“ die Grundsätze einsaugen und so zu einem eigenen Systeme werden, und dieses System heißt „Scholet.“ Um es mit Erfolg zu genießen, muß man sich befreit haben von allen Vorurtheilen, man muß den Magen emanzipirt haben; die Zunge darf keinen Judenhaß besitzen und der Gaumen muß auf der „Zinne der Zeit“ und „auf der Warte der Kultur“ stehen. Der Deutsche hat seinen Pumpernickl, der Engländer seinen Pudding, der Italiener seinen Makkaroni, der Jude hat sein „Scholet!“ Es ist wie das Schicksal des Juden, nicht gekocht und nicht gebraten, hat im Kochbuch nicht Bürgerrecht und ist mit andern Speisen nicht zünftig, vom Schicksale wie die „Graupen“ gerollt, wie die Erbsen von jedem Wurme angenagt, wie „Darreflasch“ im Rauchfange des Zeitgeistes in die Luft gehängt, und im Ganzen doch nicht übel, doch fett und ausgiebig und rührend! Schiller hat vielleicht „Scholet“ gegessen, als er schrieb:

„Der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor!“

Nach dem „Scholet“ kommt an Rang, Gehalt, Stand und Reichthum sogleich

„die Kugel.“

Das ist eine Mehlspeise, die, weil der Sphäroide die vollkommenste Gestalt ist, die runde Gestalt, die Kugelgestalt angenommen. Man hat früher den Schlachtenmuth der Jakobskinder in Zweifel gezogen und gesagt, sie fürchteten die Kugeln; deshalb üben sie sich jeden Sabbath darin, der Kugel mit Ruhe und Muth entgegen zu sehen. Die Ingredienz ei-

ner solchen Kugel ist „Mehl und Schmalz" und ein „drittes" ein unnennbares Etwas, welches wahrscheinlich im „allgemeinen Ofen" erzeugt wird und in die „Kugel" eindringt, ein Natrum, ein Alkohol, ein phosphorsaures Salz oder dergleichen; ja, es wird wohl „phosphorsaures Salz" sein, denn phosphorsaures Salz ist ökonomisch, das ist das Einzige, was die Menschen in den Knochen noch mit in's Grab nehmen! Auf der „Kugel" muß aber ein Stück beinloses, fettes Fleisch liegen, zum Beweise, daß kein phosphorsaurer Kalk entwickelt wird, denn wenn es gar keinen phosphorsauren Kalk gäbe, so hätten die Ochsen blos Fleisch und gar keine Knochen, das wäre etwas für die Fleischhauer.

Man sieht, daß ich die „Kugel" vom naturhistorischen Gesichtspunkte aus betrachte, daher ein „Naturforscher" bin, wenn ich auch nicht in „Oedenburg" war; in Oedenburg, wo bei der letzten Naturforscherversammlung ein verehrliches Mitglied die Schriftsteller Boz und Saphir citirte, die sich über den Appetit der Naturforscher lustig gemacht haben sollen. Der verehrte Redner war aber selbst humoristisch und nahm's von der humoristischen Seite, und so war's auch gemeint, wenigstens kann ich das von Boz versichern, für den Saphir kann ich nicht gutstehen! Also, die nächste Naturforscheruntersuchung wäre für die „Kugel," wenn ihnen anders das Ding nicht zu rund ist!

Ein Bastard von „Scholet" und „Kugel" ist

„der Ganef!"

Ein Ganef!! Das ist die veredelte „Kugel" mit dem Aroma des Scholets vereinigt! Die „Kugel" als Epos!

Die Wortbedeutung von „Ganef" ist: „ein Dieb!" Diese Speise heißt „Ganef," weil sie in Gestalt einer rohen Teigmasse in die Mitte von Reis, Bohnen, Gansbrust, Gansleber und andern Delikatessen gelegt, mit ihnen vierundzwan-

zig Stunden bei verschlossenem Topfe eingesperrt wird und diese Zeit dazu anwendet, all' das Fett, all' die Wohlgerüche, all' den Geschmack der andern Dinge zu stehlen, sich eigen zu machen, und dann als umgewandelter Mensch, mit all' den fremden Eigenschaften begabt, als ein „Herz-Ganef" aus dem Topfe in das Leben zu treten. Um einen „Ganef" essen und verdauen zu können, dazu gehört der Magen eines Juden, der in der Jugend ein Russe war, dann in der Türkei mit Rosenöl handelte, und der dann sechs Wochen lang in Berlin eingeladen war, dieser kann am siebenten Tage einen „Ganef" essen!

Gleich nach dem „Ganef" kömmt das griechische Epigramm der jüdischen Küche, ein

„gefüllt Hälsel."

Es ist dies der Hals einer Gans, das heißt, die Halshaut derselben mit Gries und Mehl und verschiedenen andern Deliciösen gefüllt, an beiden Seiten zugenäht und dann im eigenen Fett erstickt. Als Lord Byron seine "Hebrew Melodies" schrieb, aß er vierzehn Tage lang nichts als „gefülltes Hälsel," denn dabei hört man die Cypressen Babylons flüstern, dabei rauschen die klagenden Fluthen des Jordan, die Trauerharfen Zions ertönen von der Klage der Verbannten, deren Hals vom Joch nicht gelüftet ist, und deren gries-„gefülltes Hälsel" vom abschlachtenden Messer noch wund ist.

Dann als dritter Gang der Nationaltafel kommen die zusammengesetzten Speisen, der „Dicht mit Reis," das „besteckte Belek," „Gänsekreeß mit Penetzlich" u. s. w., das sind die Entreactes, die Inexpressibles, die Unübersetzlichen, die Unerklärlichen, ihr Reiz liegt in ihrem Geheimnisse, ihr Geheimniß liegt in einem Zauber, ihr Zauber liegt in einem "je ne sais quoi," ihr "je ne sais quoi" aber besteht in einem "je sais *très* bien quoi," dieses "quoi"

heißt auf englisch "garlic," auf italienisch "aglio," auf französisch "ail," auf deutsch aber—o, auf deutsch! „Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham?" Auf deutsch heißt es „Knoblauch!"

Wie? Sagte ich: Knoblauch? O nein, "it is not the nightingale!" Es ist nicht „Knoblauch," es ist „Läuchel," „Ramthonwurzel," „Saftkraut," „Salsekraut," „Hermsel" u. s. w., Alles, nur nicht „Knoblauch!"

O verleumdetes Geschlecht der Lauche, wie wirst du verkannt! Jede Kunst hat ihre sinnliche Seite, auch die jüdische Kochkunst, und diese ihre sinnliche Seite heißt: „auch" immer „auch," d. h. Aschl-auch—Knobl-auch—Schnittl-auch—und ist es mehr als Vorurtheil!? Der Laurus nobilis hat Schusterlederblätter und man krönt Poeten damit, „Knoblauch" aber hat Duft und Geschmack und eine offene Blumenkrone, und David speis'te ihn, ehe er die Harfe schlug, und Deborah speis'te ihn, ehe sie die begeisterten Lieder sang, und Homer reis'te nie ohne denselben, und wir, und wir, o wir Blasirten, wir stinken von Patschouly und Moschus, und den reinen Natur-Odeur verachten wir! Allein:

„Der Eine betracht's,
Der Zweite verlacht's,
Der Dritte veracht's,
Der Vierte pacht's
Was macht's?!"

Der große Sänger, der viel Zwiebel und Knoblauch aß, sagte doch: „Alles ist eitel!"

Wenn Herr Vogl, der Gott, der die hungrigen Juden speis't, der „restaurant du peuple élu," diese meine gastronomische Abhandlung liest, wird er hoffentlich gerührt sein, er wird einmal bei Gelegenheit eine feurige „Kugel" in das Büreau des Humoristen" schleudern, und wird seinen Fischen sagen: „Geht hin zu ihm und sprecht für mich!"

Der Leser wird dann einsehen, daß ein „Genie" ein Wesen ist, das sich aus einem Vogl „Mehlspeis" und „Fisch" herausschreiben kann! Sela!

Weihnachtsabend.

Es ist ein schöner, rührender, heiliger Abend!

Die Menschen begehen ein Fest der Liebe! Die Menschen gönnen sich heute gegenseitig Freude; sie überraschen sich mit Freude, mit Zärtlichkeit, mit Gaben der Liebe, der Freundschaft, der Innigkeit!

Der liebe Vater oben hat die ganze Welt dem Menschen gegeben zu einem einzigen, siebzigjährigen Weihnachtsfeste! Er hat ihnen das Leben reich besetzt, wie einen Weihnachtstisch. Er hat am Himmel angezündet den unendlichen Christbaum mit goldnen Lichtern, und von diesem flammenden Christbaum flattern herab alle Gnadenbänder des Lebens: Liebe, Glaube, Hoffnung! Er hat den Menschen beschert einen ganzen Tisch voll bunter Gaben: Abendröthen, Morgenröthen, Frühlinge, Nachtigallen, Dichtungen, Thränen, Liebe, Freundschaft, Religion, Kunst, Wohlthätigkeit und tausend andere Dinge, die uns beglücken können! Er hat den Menschen beschert eine große Herzschachtel voll eitel Spielzeug, voll güldenem Schnitzwerk, voll flatternden Wünschen, voll flackernden Träumen, voll gedrechselten Hoffnungen; kurz, der ewige Vater des großen Erden-Waisen-Hauses hat das ganze Menschen-Leben zu einem einzigen schönen, heiligen, rührenden Weihnachtsfeste machen wollen, zu einem einzigen Liebesfeste, zu einer einzigen lauen, lieblichen, magischen, wundersam gemüthlichen Dämmerstunde zwischen dem Sonnenuntergange des diesseitigen, und dem Sonnenaufgange des jenseitigen Lebens!

Der Mensch aber hat dieses einzige große Festgeschenk des Lebens, wie ein Kind, zerbrochen und abgetheilt in siebenzig kleine, ausgemessene, vorher berechnete Festtage! — Er hat das Geschenk der unendlichen, ewigen, lebenslänglichen Liebe zerspaltet in kleine Theilchen, in siebenzig Theilchen, und feiert alle Jahre eine kalte Dezembernacht der Liebe, und findet sich ab mit den Nebenmenschen, mit den Freunden, mit den Kindern, mit allen Empfindungen, und vertröstet sie und sich und sein Herz und alle seine Gefühle auf diese einzige, kleine, abgemessene Liebesstunde!

Zwischen diesen siebenzig buntangestrichenen, einzelnstehenden, auseinandergerissenen Wegweisern in das heilige Land der Liebe, in die verödeten Zwischenräume dieser siebenzig Jubelminuten säet der Mensch das ganze Jahr die Nesselsaat des Hasses, die Stechäpfel der Lieblosigkeit, den Schierling des Neides und tausend andere Giftpflanzen, die das Glück des Nebenmenschen zerstören, aufreiben, vergiften. Dann wenn er diesen Raum ausgefüllt hat mit Haß, Verfolgung, Lieblosigkeit, Stumpfheit, Zerstörung aller andern Freuden, Verhöhnung aller edlern Empfindung, dann, dann gelangt er alle Jahre einmal an den alten, herkömmlichen, seit Ewigkeit hervorgesteckten Pfahl und Wegweiser der Liebe, und hängt seine Laterne daran, mit seinem Augenblickslicht, und streicht diesen einzelnen Wegweiser an mit Farben und bunterlei Zeug, und das nennt der Mensch: den Weihnachtsabend feiern!

Vergib ihnen, Vater im Himmel! Sie wissen nicht, was sie thun! Sie gehen wie Blinde durch den ewigen Lichtraum deiner Huld; sie gehen wie Taube an dem unendlichen Stromfall deiner Gnade; sie gehen wie Stumme neben dem ewigen Jubelchor deiner Schöpfung; sie gehen mit eingedrückter Brust, mit kurzem Odem durch deine hochgewölbte, ätherklare Welt!

Ich will mich wegwenden von jenen Tischen, an denen die berechnende Liebe mit einer süßen Weihnacht-Stunde ihren Nebenmenschen ein langes, bitteres Jahr versüßen will; an denen Herzlosigkeit, mit einem goldnen Geschenke, seiner Umgebung ein langes, bleiernes Jahr übergolden will; an denen ein egoistisches Herz mit einem bunten Tand ein das ganze Jahr hindurch von ihm grausam zerdrücktes Gemüth entschädigen will!! — — Ich will mich wegwenden von allen jenen Tischen, an denen die wahre Liebe zum Schaugericht, die ächte Elternzärtlichkeit zum Flitterschein, die wahrhaftige Nächstenliebe zum abtropfenden Kerzenflimmer, und selbst die innige Frömmigkeit nur zum vergehenden Paroxismus des Augenblickes wird!

Ich will hinausgehen und lauschen an den Fenstern der Armuth, wo nichts aufbaut als die Liebe, wo kein anderer Baum blüht, als der bittere Brodbaum des Elendes, wo keine andern Lichter brennen, als die brennenden Thränen!

Ich will mein Ohr legen an die Thüre der Waisenhäuser, wo die Kinder sind ohne Vater und Mutter, ohne goldene Bescherungen, ohne geputzte Christbäume, ohne Geschenke der Zärtlichkeit, der Herzlichkeit! Ich will hinausgehen in die kalten Straßen, und will die armen, kalten, zitternden Kinder aufsuchen, die um Brod bitten, und die mit weinenden Augen hineinschauen in die erleuchteten Säle, wo die glücklichen Kinder schwimmen im Lichtstrome, und tanzen um reichbehängte Bäume und mit den glücklichen Händchen jubelnd zusammenschlagen!

Ich will alle jene Tausende aufsuchen, die heute, am heiligen, frohen, rührenden Weihnachtabend, allein sitzen, allein, verlassen und ungeliebt! Ich will alle Jene aufsuchen, die mit geröthetem Auge und mit blassen Wangen einsam sitzen und

weinen! Ich will Jene aufsuchen, denen das Glück nichts gab, gar nichts, und die ihren Lieben, ihren Herzliebsten, ihren Kindern nichts geben können an diesem heiligen Abende, gar nichts! Ich will alle Jene aufsuchen, die bei einem Herzen voll Liebe, voll Sehnsucht, doch ungeliebt durch's Leben gehen, die heute, am heiligen Abend, nicht das kleinste Zeichen der Liebe erhalten, nichts, gar nichts! Ich will alle Jene aufsuchen, die fern von dem Gegenstande ihrer Liebe sehnend sitzen, und ihm nichts zukommen lassen können am heiligen Abend, kein Zeichen der Liebe, kein Wort der Treue, kein Blümchen, kein Papierstreifchen, nichts, gar nichts!

Ich will alle Jene aufsuchen, die den Christbaum und die goldnen Lichter nur für Todte anzuzünden haben, die alles Theuere da unten haben im Schooße der Erde, und oben im Schooße des Lichts nichts, gar nichts!

Alle diese möchte ich aufsuchen und sie mit mir nehmen, und an mein Herz legen und ihnen sagen: „Kommt mit mir, ich bin arm wie ihr, allein wie ihr, ungeliebt wie ihr; ich habe da unten theure Schätze wie ihr, und oben so wenig, ach, so wenig; ich habe mein Brod mit Thränen gegessen wie ihr; ich habe meinen Wein mit Zähren vermischt wie ihr; ich bin schmerzlich und tief verletzt worden wie ihr; ich trage ein brennendes Sehnen im Herzen wie ihr; ich bin einsam wie ihr, und abgeschieden von meines Lebens Inhalt wie ihr; kommt mit mir, ich bin arm, recht arm, doch bin ich nicht so arm, daß ich euch nicht zu Tische laden könnte, zu dem Tische meines Herzens, der reich ist, sehr reich an Liebe, an inniger, herzlicher, wahrer Liebe, der sehr reich ist an Mitgefühl, ein warmes, lebenquellendes, lauteres Mitgefühl! Und auch einen Christbaum kann ich euch zeigen, einen großen, herrlichen, unendlichen Christbaum, der euch Alle trösten, erheben, erfreuen, ermuthigen wird!

Seht ihr da oben am blauen Himmel den großen, weitgezweigten goldenblätterigen Sternen-Christbaum? — den hat unser allgütiger Vater da oben allein für uns, ganz allein für uns errichtet; ganz allein für uns, die wir heute nicht sitzen unter blinkenden Girandoles und demantnen Bäumen, sondern unter diesem großen, miriadenflammigen Christbaum des ewigen Vaters. Zwischen diesen einzelnen Sternen-Lampen schaut der himmlische Vater mildlächelnd zu seinen Kindern herunter, und mir hat er vor Vielen beschert das offene Auge, daß ich durch diese güldnen Zweige durch erblicke die halboffene Thürsspalte des besseren Lebens, und durchschaue und sehe und höre im Geiste alle die flatternden Sonnen- und Freudenklänge und Engelzüge und Regenbogen und Rosenlauben und wallenden Geister!

Und diesen leuchtenden, glänzenden, sternenvollen Christbaum hat Gott an den Himmel gepflanzt, gerade nur für die, so einsam und allein zu dem Himmel emporschauen; und diese tausend und abermal tausend Weihnachtskerzen funkeln und flimmern gerade nur für den, dem sonst kein anderes Freudenfeuer im Leben glüht, kein anderes Liebeslicht im Dasein brennt, und diese Lichter will ich euch näher bringen, und ihre Strahlen deuten und euch sagen, wie sie hereinschauen in das Leben, wie rettende Götter, wie Friedens-Engel, wie leuchtende Bürgen ewiger Freuden!

Da oben hoch im Blauen,
Da steht der große Baum,
Und gold'ne Zweige schauen
Herab durch dunkeln Raum.

Er breitet seine Aeste
Durch's ganze Himmelshaus,
Und hängt zum heiligen Feste
Viel tausend Lampen aus.

Der Gärtner bleibt im Dunkeln,
Der diesen Baum uns gab,
Doch seine Blätter funkeln
Mit süßem Licht herab.

Er hat des Baumes Hallen
Mit Lichtern voll beschwert,
Den Erdenkindern allen
Hat er den Baum beschert.

Denn tausend Gaben drängen
Sich in der Zweige Raum,
Denn tausend Lichter hängen
Herunter von dem Baum.

Der erste Stern entbrennet
Ganz hoch in seiner Kron'!
Wißt ihr, wie man ihn nennet?
Den Stern der Religion!

Aus dieses Lichtes Reinheit
Erblüht in uns'rer Brust,
Der Glaube und die Einheit
Und aller Tugend Lust!

Ein zweiter Stern der glühet
Am Baume, lieblich frisch,
Der Stern der Liebe blühet
Am Sternen-Weihnachts-Tisch!

Aus diesem Strahlenkerne
Wird uns das süße Licht,
Das in dem Augensterne
Nur mit dem Tode bricht!

Ein dritter Stern der funkelt,
Der Hoffnungs-Stern genannt,
Der, wenn das Glück verdunkelt,
Doch tröstend ist entbrannt.

Und dieses Licht der Gnade,
Das nie verblühen kann,

Verleiht die ew'ge Gnade
Auf Erden jedem Mann!

Ein vierter Stern auch leuchtet,
Wie Mädchen-Angesicht,
Wie Rose, thaubefeuchtet,
Die aus dem Netze bricht:

Der Stern der Unschuld glänzet,
Erglühet wie die Braut,
Wenn sie, das Haupt bekränzet,
Dem Bräut'gam sich vertraut.

Und tausend and're Sterne
Erblühen heilig da,
Und scheinen sie auch ferne,
So sind sie uns doch nah.

Denn wo nur eine Waise
Verlassen, einsam steht,
Wo auf der Lebens-Reise
Ein Herz ganz einsam geht:

Wo nur ein Herz sich sammelt
Und traut dem Sternen-Schein,
Und wo ein Mund nur stammelt:
„Ach, Vater! denke mein!"

Da werden sie vertreten
Von ihren Sternen schon,
Und ihre Sterne beten
Für sie an Gottes Thron!

Meine Sterne.

Sie war so schön, mit ihrem langen, schwarzen, aufgelösten Haar!—Die letzte Sommernacht war diesesmal so schön! Sie ließ die langen, dunkeln Locken reich herabflattern, als wollte sie ihr Kind, die Erde, einwickeln in diese gesponnene Seide und als wollte sie die Welt überdecken mit dem Isis-

schleier des dunklen Gespinnstes! Die geisterbleichen, zarten Finger der Dämmerung spielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirne der Nacht wie ein goldenes Regardemoi; vor dem Monde her tanzten tausend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendstern lugte durch die Finsterniß, wie das Auge der Liebe durch dunkle Augenwimpern, und die Milchstraße durchzog wie eine Guirlande weißer Rosenknospen die schwarzen Locken der entkleideten Nacht.

Ich hab' ihn so lieb, den blassen Wittwer Mond, wenn er jede Nacht so traurig um die Erde, wie um das verhüllte Grab seiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerrissene Wolken schreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und still immer fort schreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage sich mit seinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt.

Auch in dieser Nacht war ich mondsüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater; ich kam aus einer fröhlichen, rauschenden Gesellschaft, und gerade in und nach festlichen Stunden hält mein Herz fast immer einen stillen und geheiligten Aschermittwoch; gerade in den großen und rauschenden Macbeths-Tafeln der Freude taucht eine große Wehmuth, wie Banquo's Geist, in meinem Wesen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen und ruft: „Dorthin schau!" Ja, während der Mensch alle fünf Pforten seiner Sinne weit aufgesperrt, um die Freude und die Geselligkeit, und das Vergnügen mit ihren rauschenden Geleiten einziehen zu lassen, stiehlt sich unbemerkt die Wehmuth mit ein, und versteckt sich in ein Herzenswinkelchen und wartet, bis die lärmenden Gäste

wieder abgezogen sind, und dann tritt sie hervor und geht mit leisem, aber schmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und nieder! Gerade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freuden-Gebüschen wohnt der Nimmersatt einer dunkeln Sehnsucht, und gerade von dem Lärmen und Tosen erwacht der eingeschlummerte Schmerz in unserer Brust, und klammert sich fester und schmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines großen Jauchzens tönt fast in jedem empfindsamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn auch mit einem bittersüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig still war, wie ein selig Sterbender; die ganze Natur war so klar und so rein, die Luft bewegte sich und wallte so freundlich, wie ein Menschenherz sich hebt und bewegt, wenn es eben eine schöne Handlung begangen. Ich sah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne sieht der wahrhaft gute Mensch noch einen zweiten, und einen dritten, und zuletzt seinen eigenen. Ich sah empor, um meinen Schmerz milde werden zu lassen unter dem Handauflegen der Nacht, und mich besser mit ihm bekannt zu machen, und so recht weich und warm an die Brust zu nehmen, und mich mit ihm allein und einsam auszusprechen, um ihn so recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit Jemanden, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben!—

Ach, wenn wir es nur einmal wissen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unser ist, dann richten wir uns darauf ein, und schließen einen stillschweigenden Jammer- und Resignations-Contrakt mit ihm; aber die kleinen Zwischenfälle von Licht, die in die Kerkernacht des Unglücks hineindringen, die kleinen Interims-Hoffnungen zwischen den

Augen einer großen Hoffnungslosigkeit, die kleinen, winzigen Erquickungen und Selbsttäuschungen während eines fortdauernden Schmerzes, diese sind es, die den Muth zerfressen und das Herz entnerven, und die Entsagung grausam zersetzen und zersprengen, so wie eigentlich nicht der grimmige Frost das Fensterglas zersprengt, sondern in den frostablockernden Zwischenmomenten von Wärme und Gluth kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber saß vor dem herabgelassenen Gitter der Nacht, und sie sah mich aus ihrem dunkelfaltigen Schleier traurig milde an, und sprach sanft und tröstend: „Leidendes Herz, ich will dir senden Tröster-Sterne, daß sie dich aufrichten und stärken, und kräftigen und ermuthigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!" Und durch die herabstäubende Finsterniß flimmerte ein heller Stern hernieder, und umzog mich mit bunten Strahlen und sprach: „Ich bin das Glück!"

„Tröste dich, ich bin das Glück; ich will den goldenen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten, dir den Freitisch des Daseins beladen mit allen Schaubroden des Vollgenusses; dein lichttrinkendes Auge will ich gewinnen mit den buntesten Farben und mit dem lieblichsten Schmelz jeder Gestaltung; dein tondurstendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigsten Klängen, mit den weichsten, girrendsten Tönen; die Ahnung deiner Wünsche will ich in Erfüllung bringen, bevor sie noch träumend deiner Brust sich entrungen, und jede Stunde deines Daseins will ich schmücken mit reichen Gewändern und Edelsteinen und kostbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!"

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück! trügerische Malerin, die du alle Wesen

mit leerem Scheine überkleidest; Gauklerin! dahintanzend auf dem schwanken, schmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauschgold-Lorbeer, und mit Dekorations-Malerei den Fernen betrügend; laß ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Wasserblasen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnenpforten des Menschen, aber sie bringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und sprach: „Ich bin der Ruhm; ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbeers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aufhängen in dem Tempel der Geschichte."

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblasenhändler! der du des Lebens blüthenreichen Baum und seine fruchtbeladenen Aeste vergüten willst mit einem Kranz aus dürren Blättern, du Gallakleid der irdisch eiteln Seele; dein trockener Glanz labt nicht die lechzende Empfindung und das Herz, das nach einem andern Herzen sehnend ringt! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und sprach: „Ich bin die Phantasie. Ich will eine eigne Welt dir erschaffen, dir anheimgeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir diese Welt zusammensetzen aus den Farben der Iris, aus den Düften der jungfräulichen Rose. Zu den Bergen dieser Welt

will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempa- und das Chamounythal; zu den Seen den Comer-See und den Genfer-See; zu den Weinbergen die Ungar-Berge und die Tokayer-Hügel; zu den Fluren den Rhein-Gau und Saragossa's Ebenen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Hesperiens Gebüsche; zu den Grotten Vaucluse und Montmorency; zu den Inseln Capri und Rügen; zu den Bädern, Nizza und Ischia; und diese Clavierauszugs-Welt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröthen und Nordlichtern, mit Mondschein-Regenbogen und flatternden Lichtern; und die Morgenröthen dieser Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe sie musivisch übergoldet; und diese Welt will ich dir bevölkern mit Carlo-Dolce-Gestalten und Jean-Paul Titanen; und die Wälder und die Büsche will ich dir vollsiedeln mit Nachtigallen, mit hochjubelirenden Lerchen; und über diese Welt will ich dir eine unendliche Aeolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortspiele, wie eine unsichtbare Geisterhand, und du, du sollst in dieser Schöpfung herrschen, ein unumschränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und sie winden um deine glückliche Schläfe.

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieser Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die stillverschluckende, und ziehet leise dir eine bunte Feder nach der andern aus, und sie zerdrückt eine schimmernde Glasperle nach der andern, und sie wischt mit ihrem Stundenglase die zauberische Gluth von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, sinkt dein Schmetterlingsfit-

lich nieder, und der erste Schnee, der mein Haupt beschneit, überschneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbespannte Phaeton der Phantasie schleppt sich als unhörbarer Schleifschlitten durch die frosterstarrte Schöpfung! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen, und es trat ein anderer Stern zu mir und sprach: „Ich bin Hoffnung, die reizende Gespielin des Herzens; des Lebens Morgen- und Abendroth; ich male Elysium auf Kerkerwände; ich zeige dem gebrochenen Auge paradiesische Welten; ich gieße balsamische Tröstung in die Seele der Leidenden; ich baue goldne Tage in die Nacht der Kummervollen; ich sage zum Schmerz: „Sei fröhlich!" und zu dem schlaflosen Auge: „Schließ' dich in Frieden!" ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich bestreue das Lager der Kranken mit dem tröstenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geisterkusse einer blumenüberbauten Zukunft!"—

Ich aber sprach: „Laß' ab, du rührst und bewegst mir mein Herz nicht! Wohl magst du sein ein Lichtstrahl dem finstern Herzen; ein Carmel-Thau der welkenden Sehnsucht! eine süße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, sinkt zusammen, und dein Zauberstab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröstung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches seines Lebens frischen, rothen Quell, seiner Pulse geheimstes Leben, und seines Wesens tiefste Regung, in unendlicher Liebe gesetzt hat an ein anderes Herz, und dieses Herz hat es getäuscht, und sein Aufzittern in inniger Liebe hat getäuscht, und sein warmer Herzensschlag hat getäuscht, und sein Schwur hat getäuscht, und alle die

tausend und abermal tausend süßen, heißen, herzinnigen, liebedurchwebten, liebedurchwirkten Stunden der Betheurungen haben getäuscht! dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann stehst du da vor dem Herzen, dessen Resonanzboden zersprungen, und willst einen Ton hineinlügen, dann stehst du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber ist gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, dessen Wurzel von Täuschung zerfressen, dem kannst du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligste, um das Vertrauen, betrogen wurde, dem kannst du nichts mehr geben. Laß' ab, arme Hoffnung!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und sprach: „Tröste dich, ich bin die Religion! An meinem Busen ist Trost, in meinem Arme ist Ruhe, in meinem Kusse ist Frieden. Laß' nur auszucken dein zerrissenes Herz; laß austönen deine Lippen die Passionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren seine schneidenden Krystalltropfen und die Tropfsteine des ätzenden Kummers; laß von dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuschenden Feuerwerke, und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuschung, die Erfahrung, diese geschäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdischen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Brust, in meine Mutterarme, und ich will dich wie einen Neugebornen weich einwickeln in Trost und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja selbst die Liebe, die einfachste und darum die höchste Liebe, und alle Liebe auf Erden ist ja nur ein Abfall meiner Liebe! Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur bei mir ist die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundes-

lade des Friedens; ich allein gieße die heilige letzte Oelung in dein sturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!"

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Brust, und es war mir, als löste ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfesselten Ströme und Bäche der Empfindungen rannen und rieselten aus meiner Brust wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und sangen ein freudig Gebet hinein in die rosenrothe Schöpfung.

Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe."

Spezerei- und Delikatessen-Waarenhandlung des Lebens.

Ja, mein lieber Leser, das sind die drei Laufer des Lebens: Jugend, Schönheit und Liebe! Sie tanzen mit beflügeltem Schritt vor dem Wagen des Lebens daher; sie laufen im Mai unserer Tage um die Wette nach dem preisgeschmückten Ziele, unter dem Zujauchzen all' unserer Sinne, unter dem Zulauf all' unserer Gefühle, unter dem Posaunenstoß und Flötenklang all' unserer heftigen und zarten Leidenschaften; und sie fallen oft einen Schritt vor dem Ziele, oder schon am Ziele, oder auch schon mit dem errungenen Preis in der Hand, athemlos, leblos, entseelt zu Boden!

Es ist ein lustiges, leichtfertiges, athemloses Kleeblatt, das Laufer-Kleeblatt: Jugend, Schönheit und Liebe!

In der Spezerei- und Delikatessen-Waarenhandlung zu diesen „drei Laufern" sind die tausend süßen und gewürzten Sachen, die tausend Näschereien und eingesottenen Früchte alle frisch, herrlich und auserlesen! Die fünf Sinne sind die flinken, stets willigen, bereiten, gehorsamen Ladendiener; das Herz hält stets offenes Buch; alle Hoffnungen,

alle Wünsche, alle Träume, alle Luftschlösser haben unbegrenzten Kredit!

Die „Jugend" bietet Euch den besten Champagne mousseux der Kräfte, den feurigen Ungarwein der Begeisterung, die üppigen, vollen Knackmandeln und Granatfrüchte der That, den Aalfisch der Geschmeidigkeit, das feine Tafelöl zur Versüßung aller sauern Lebens-Salate, die frischen Austern von der strotzenden Gefühlsbank in dem tiefen Meere unseres Herzens, die Pistazien und Pignolli aller Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft u.s.w. u.s.w.

Die „Schönheit" bietet uns ihren weißen Kandis-Zucker der Lilienhaut, die Rosen-Bonbons auf den Wangen, die Sultanin- und Malaga-Rosinen auf den Lippen, den süßen Cypro in den Blicken, und das Citronat und das Damenbrod und den Muskat-Lunel und all' die pikanten Glacés und Sulze des Lebens vollauf in großen und kleinen Gaben!

Die „Liebe" bietet uns die süßen Orangen von dem glühenden Baume des Lebens; den Zwieback, der zwei Herzen beglückt; den Most der Empfindung mit dem lieblichen Wermuth einer steten Besorgung gemischt; den Ausbruch der Zärtlichkeit und die Essenz aller Seligkeit!

O, Ihr Alle, die Ihr gerne einkauft und Euern Bedarf holt bei den „drei Laufern": Jugend, Schönheit und Liebe, kauft rasch, kauft schnell, denn der Laden ist nur kurze Zeit offen, und gar zu bald wird er gesperrt, und das Schild wird eingezogen und herabgenommen!

Kauft rasch, kauft schnell, aber kauft und genießt besonnen, und mit Auswahl, und mit Mäßigung!

Diese „drei Laufer," meine lieben Leser, hält der ewige, gütige, große Hausherr des Himmels und der Erde allen Menschen ohne Unterschied! Diese „drei Laufer" tanzen nicht nur vor dem goldgeschirrten Prachtgespann des Bevor-

zugten einher, sondern sie hüpfen eben so fröhlich, eben so lustig vor dem Einspänner, als vor dem Lastwagen und vor dem Karren!

Die „Jugend" tanzt glühender, rascher, gliedergelenker vor dem armen Fußgänger einher, als vor dem auf elastischen Federn sich schaukelnden Glückbegabten; die fromme Schwalbe „Schönheit" baut ihr liebliches Nest eben so an der einsamen Hütte der Armuth, wie an den Stukkaturen und Gesimsen hoher Paläste, und die „Liebe," dieser Nimmersatt des Lebens, wohnt, wie der wirkliche Nimmersatt, in dem niederstehenden Schilf und Rohr des Daseins eben so, wie in den hohen Prachtgärten, Wäldern und luxuriösen Treibhäusern!

Kauft rasch, kauft schnell, das Schild wird bald eingezogen!

Die „Jugend" läuft! Sie läuft, und wenn sie noch im schnellen Laufe wie Atalanta die goldenen Genußäpfel alle auflesen will, welche das Leben ihr verführerisch in den Weg wirft, versäumt sie Zeit und Ziel! Darum kauft rasch, was sie bereitet. Aber seid nicht grämlich, wenn Ihr sie seht, leichtgeschürzt, fröhlich, muthwillig; mißgönnt Ihr die flatternden Freuden nicht; blickt nicht scheel zu ihrem bebänderten Tanz; greift nicht finster, störrig, mißgünstig in den Lauf der unsorglichen, lebensfrohen Jugend; denn die „Jugend" ist das Morgenroth des Lebens, laßt ihr den kurzen Schimmer, und die momentanen Strahlen, und das flatternde Lichtgewand, und die glänzenden Glasperlen, und die flimmernden Lichttropfen-Juwelen, denn sie verschwindet bald, und macht dem heißen Tage, der drückenden Schwüle, den brennenden Stunden Platz! Ihr Alle, denen die „Jugend" schon entlaufen ist, seid nicht grämlich beim Anblick der fröhlichen Jugend! Krittelt nicht und nestelt nicht und häkelt nicht und tappt nicht lieblos und grämlich an und zu, wenn die Jugend

ihren Feentanz und ihren Zauberkreis und ihr buntes Farben-theater vor Euch aufschlägt! —

Die „Schönheit“ läuft! Sie läuft, und im schnellen Laufe fällt ihr eine Zitter- und Flitter-Nadel nach der andern aus den aufgelösten Locken; jede Minute zerdrückt eine Perle aus der Perlenschnur ihrer Reize; jede Sekunde zieht ein Blatt aus der gefüllten Zimmtrose ihrer Wangen; jede Stunde setzt einen Makel an die Blüthe ihres Lebens, und bis die Schönheit am Ziele ist, hat oft die grausame Pfänderin Zeit ihr all ihr Bischen Schmuck und all ihr reiches Natur-Mitgift ab- und ausgezogen und gepfändet!

Darum, ja eben darum, weil die Schönheit ist wie die Rose am Morgen, weil sie ist wie eine Blume gemalt in den Sand, weil sie ist wie eine Eisblume gehaucht an die Scheibe, weil sie ist wie ein Laut, gewiegt in der Luft, weil sie ist wie eine Wolke dahinziehend am Himmel, weil sie ist wie der Besuch einer Fee, weil sie ist wie die Welt eines Traumes, darum kauft schnell, kauft rasch, aber kauft mit Mäßigung ihre Gaben! Jedoch seid nicht grämlich, seid nicht kleinmeisterlich, seid nicht grillenfängerisch, seid nicht makelsuchend und fehlerklaubend, wenn die Schönheit vor Euch aufthut ihre Himmelssendung, wenn die Schönheit vor Euch dasteht in der Glorie ihrer Sendung, das Haupt geschmückt mit des Himmels offenbarer Begünstigung!

Wenn an Eurer Wiege nicht gelächelt hat die Mutter Natur, wenn sie Euer Antlitz nicht berührt hat mit dem Kusse von Lilien und Rosen, wenn sie Euer Auge nicht gefüllt hat mit Aether und Sternenschein, wenn sie Euch gerade nicht herausgeputzt hat mit dem Hermelin und Purpur der Wangen, mit dem Königsbau der Glieder und mit den tausend Zierrathen und Zierden des Leibes, so schaut darum nicht neidvoll oder verstimmt an das auserlesene Haupt, um welches günstige

Fliederchen,
Schlenderchen,
Bänderchen,
Mantillchen
Und Häubchen,
Krispinchen
Und Leibchen"

in den wirklichen Modehandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Bescheidenheit:

„Zur schönen Seele."

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenschaften im menschlichen Herzen, die desto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung giebt, und die desto satter werden, je mehr man sie aushungert, und zu diesen Leidenschaften gehört auch nun am allermeisten: die Putzsucht.

Manche böse Gelüste sind wie manche böse Thiere nur durch Hunger zahm zu machen und zu diesen wilden Hausthieren gehört auch: die Putzsucht!

Ich will nicht sagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geschmackvoll, nicht reizend kleiden sollet, denn eben weil nur der Unsichtbare im Himmel in das Herz der Menschen schaut, soll der Mensch für den Menschen, der nur das Aeußere schaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen; aber Ihr sollt Euch schmücken und nicht putzen, Ihr sollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr sollt geschmackvoll angezogen, aber nicht bunt behängt sein, Ihr sollt nach der Mode gekleidet gehen, aber die Mode soll nicht nach Euch gekleidet gehen!

Wie reich ist die gütige Natur, wie reich ist das Herz im Menschen an Zierden und Zierrath, an Schmuck und Verschönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie wenig braucht die Natur die Kammerdienerin Kunst!

Seht die Sonne an, meine Theuern, sie steht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt; sie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenster, sie wäscht sich die munteren Aeuglein klar im großen Waschbecken des Weltmeeres, sie schlägt das flatternde Strahlenhaar schlicht zusammen, hüllt sich in das Rosa-Morgen-Negligee ihrer einfachen Kammerfrau Aurora, und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Gesträuchen, sie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, sie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen, und geht, mit nichts geschmückt als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres inneren Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelssaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leserinnen, sind das die schlimmsten und die am wenigsten für den freundlichen, häuslichen Taubenschlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meisten auffächern, und mit ihnen schillern und prunken.

Ein jeder neue Mode-Artikel, den ein Mädchen anzieht, ist ein neues Fenster, wodurch das Mädchen in die Welt sehen und von der Welt gesehen sein will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenster hat, ist gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es ist nicht wohnlich. Wo viele Fenster in einem Herzen sind, da ist wenig solide Wand, da ist wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend, der Zufriedenheit.

Ein Mädchen soll sein, wie ein Veilchen: man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und her-

lose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! Das ist der erste, fast einzige Artikel in der Putzwaarenhandlung:

„Zur schönen Seele!“

Der Geschmack, meine lieben Leserinnen, ist nichts als das Augenmaaß der Seele; ist die Seele gesund, hat sie klare, hellsehende Augen, so ist ihr Augenmaaß richtig und sie wird nie geschmacklos sein, und nur das Einfache ist geschmackvoll.

Ein Mädchen, das viel Farben auf sich trägt, trägt gar keine Farbe in sich. Ein Mädchen, das hochrothe Rosen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Rosen seiner Wangen. Ein Mädchen, das goldene Fransen und goldene Stickereien auf seine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold seiner Gesinnung. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit seiner Kleider die Augen der Menge auf sich zieht, tritt mit jedem Schritt seinen guten Ruf, seine bescheidene Individualität in die Erde.

Man sagt: „das Kleid macht den Mann!“ Richtiger ist es: „das Kleid macht das Mädchen!“

Ich will in jeder Gesellschaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus seinem Anzuge erkennen. Die Einfachste ist die Schätzenswertheste; die Bunteste, die Ueberladendste ist— gelinde gesagt—die Bemitleidenswertheste!

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von diesem auf Euch selbst, auf Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja auf die Verhältnisse Eurer Eltern übergehen und all' diesen Ueberfluß, den sie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch

ausgleichen, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all' den in die Augen stechenden, die Blicke mit „Halloh" und „Hurrah" auf sich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augenblick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben an Eure innere Vollkommenheit gewaltig erschüttert.

Wenn ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Krispinen u.s.w. direkt zur Schätzung Eures Verstandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünsche, ja zur Schätzung der Vermögensumstände Eurer Familien und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all' diesen auffallenden, blickaufsichreißenden, feuerschreienden, lärmschlagenden, bunten Kleiderkram und Euch einfach, geschmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch sagen: die ist gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaarenhandlung:

„Zur schönen Seele!"

Das Concert durch die Fensterspalte.

Jeder Tag ist wie ein Spargelstück, man kann nur die oberste Spitze: den Morgen, genießen; das andere holzige Ende wirft man fort: man geht in Gesellschaft oder in's Theater. Je kürzer der Tag und der Spargel werden, desto holziger wird ihr Ende. Ach! was ist ein Hamster für ein glücklicher Mensch! Er schläft den ganzen Winter! Der Mensch aber ist ein sonderbares Geschöpf! Er schläft nie weniger, als wenn er recht schläfrig ist! Im Winter ist er den ganzen Abend schläfrig, und kann die ganze Nacht nicht schlafen.

Man sagt, die Liebe ist erfinderisch. Das mag sein, allein

die Langweile ist noch erfinderischer; die Liebe erfindet, die Langweile schaffet; in einem langweiligen Augenblicke schuf der Mensch Kartenbilder, Kartenfiguren; und diese Wesen machen oft das Paradies der Menschen aus. Wenn ich so da sitze und Coeur-Dame oder Treff-König in der Hand habe, so glaube ich immer, sie sehen mich höhnisch an und denken sich: „Du glaubst mit uns zu spielen, und wir spielen doch eigentlich mit dir!“ und doch wiederum, welche Wohlthat liegt in der Erfindung der Karten! Was die Erfindung der Rumforder Suppen für den leeren Magen ist; was die Erfindung des Courmachens für das leere Herz ist, das ist die Erfindung der Karten für den leeren Geist! Das Kartenspiel ist eigentlich nichts, als das wundersame Mittel, durch welches Menschen, die nichts denken, dennoch wissen, was sie gegenseitig denken.

Und dann, welche Rettungs-Maschine, welcher Blitzableiter ist das Kartenspiel nicht, wenn man lauter Dukaten und Tausender denkt, und gar keine kleine Münze, keine kleine Scheide-Münze zum Gespräch hat; wenn man gerade keine Pfennig- und Heller-Gedanken hat, um sie in der Gesellschaft auszugeben, und dennoch geht die Konversation mit dem Klingelbeutel herum, und will, daß man sein Diskurs-Schärflein beitrage; dann, in solchen Augenblicken, wo der innere Geist die große Nothglocke zieht, dann kommt das Kartenspiel, wie ein Retter in der Noth, wie das letzte Mittel, und man greift nach den Karten, um seine Gedanken zu schonen und sie nicht verwechseln und ausgeben zu müssen! Dann am Ende rechne ich gewöhnlich zusammen: „Verloren im Whist oder Boston drei Gulden dreißig Kreutzer, gewonnen an ersparten Reden und geschonten Gedanken, neun Gulden acht und vierzig Kreutzer!“ Da ist am Ende noch ein großer Gewinn dabei. Wenn ich in Gesellschaft gehe, so

stecke ich einige Gulden, vier Whist-Marken, drei Anekdoten, zwei Original-Gedanken und einen halben Seufzer zu mir. Damit kann man in jeder Gesellschaft auskommen, war der liebenswürdigste Gesellschafter, und bringt am Ende seine Gedanken unverzehrt zurück! Der halbe Seufzer aber läßt sich überall ausgeben, und kann man ihn auch nicht in der Gesellschaft anbringen, so drückt man ihn beim Hinausleuchten dem Stubenmädchen in die Hand.

Die guten Gedanken lieben keine Gesellschaft, die kleiner ist, als die Zahl der Grazien, und keine, die größer ist, als die Zahl der Musen. Die Karten und Anekdoten aber sind für die kleinste, wie für die größte Gesellschaft; und hat man keine neuen, so spielt man mit überspielten Karten, und erzählt überspielte Anekdoten.

So wie aber in der Kunst, in jeder Kunst, der Dilettantismus das Gräßlichste ist, so ist es auch im Kartenspiel; die Karten-Dilettanten, das sind die Würgengel der menschlichen Geselligkeit! Ein Mensch, der gar keine Karten spielt, ist blos ein Gedankenstrich, eine Pause in der Gesellschaft; man kann sich etwas bei ihm denken; ein Mensch, der gut Karten spielt, ist wie ein geschickter Barbier, er rasirt nur die Zeit mit einer Schnelligkeit, mit einer Glätte weg, daß ich es kaum weiß und kaum empfinde; ein Mensch aber, der auf den Karten dilettirt, der ist wie ein schlechter Barbier, der nur mit einem stumpfen Krautmesser, mit steifer Hand jämmerlich die Zeit abzwickt. Wer sich mit einem schlechten Kartenspieler an den Spieltisch setzt, der nehme nur ja sogleich einen Mantel aus Wachstaffet um seine Geduld! So ein Karten-Dilettant ist wie eine schlechte Sängerin, die eine Arie verdirbt und maltraitirt! Wenn sich nun noch obendrein so ein Karten-Dilettant noch lange dazu besinnt, und dann immer richtig einen Fehler spielt, dann mache man so-

gleich sein Testament und hinterlasse seinen Kindern, nie mit Dilettanten Karten zu spielen. Kartenspiel ist ein Gift, ein Gift, welches die Zeit tödtet; gut, will man sie tödten, so tödte man schnell, man gebe aus Menschlichkeit ein schnell tödtendes Gift; schlecht spielen aber ist ein langsam tödtendes Gift, es operirt nur schleichend; die Zeit wird gequält, und gemartert, und langsam zu Tode gekneipt! Es ist entsetzlich! Wer schlecht Karten spielt, der rädert die Zeit von unten hinauf, und die Zeit zappelt immer, nicht todt und nicht lebendig, unter seinen Marterhänden.

Noch eine Hauptregel beim Spielen ist, man spiele nie mit einer Person, die liebt, wenn der Gegenstand ihrer Liebe in demselben Zimmer oder im Nebenzimmer ist; die vergibt immer die Farben, und wenn man Treff spielt, gibt sie doch stets Herz zu. Da aber in der Regel von drei Frauenzimmern immer eine liebt und zwei verliebt sind, und die vierte eben auf dem Sprunge ist, sich zu verlieben, so sehe man, wenn man mit Frauenzimmern spielt, daß ihr Gegenstand auch mitspiele: dann spielen sie doch aufmerksamer. — So muß sich der Mensch stets ein eigenes Erfahrungsbüchlein schreiben, über die Art und Weise, wie er seine Abende todtspielen, todtsprechen oder todtlieben will. Ich habe zuweilen noch eine vierte Manier, nämlich die, meine Abende todtzujagen. Ich gehe dann den ganzen Abend auf den Straßen herum, in die entferntesten Vorstädte, in die kleinsten Gäßchen. Solche Reisen sind nicht übel und man lernt immer etwas, oder es begegnet einem etwas, was belehrt, amusirt, und was nützlich ist.

Ich schlenderte also Abends, um mir die Stadt aus den Gliedern herauszugehen, in die * * * Vorstadt, und strich in den Straßen herum. Da ertönte aus dem Fenster eines Erdgeschosses Musik und Gesang; ich sah mich um, und erblickte

ein Mädchen, welches durch eine Spalte des Fensterladens in das Zimmer hineinsah, aus dem die Töne heraus klangen. Musik, Gesang und ein Mädchen, was braucht ein vazirender Dichter mehr, um angezogen zu werden? Ich nahete mich dem Mädchen, welches halb gebückt da stand, und in das Zimmer hineinsah, um über sie auch in das Zimmer hineinzusehen. Das Mädchen hörte mich kommen; doch, ohne um= oder auf=zuschauen, fragte sie blos: „Lorenz, bist du's?“ Die Stimme klang so sanft, und es lag so viel Hautgout der Liebe in ihr, daß ich beschloß, Lorenz zu heißen; und warum soll der Mensch aus reiner Nächstenliebe nicht auch einmal Lorenz heißen können? Ich fühlte mich in diesem Augenblicke durch und durch Lorenz, und ließ ein halbes „Ja“ hören. „O!“ fuhr die ungesehene Stimme fort, „da drin ist Konzert und Dekelmatorium.“ Ich konnte unmöglich lange meinen Posten behaupten, und über dem Kopfe des Mädchens auch durch den Laden sehen, ohne mich an ihr festzuhalten. Der Mensch muß im Leben seinen Anhaltspunkt haben. Durch die Spalte konnte ich den größten Theil des kleinen Zimmers sehen, in welchem ein Dutzend Dilettanten, Dilettantinnen und Dilettantchens, ein deklamatorisches Konzert verarbeiteten. Ein kleines Mäd=chen saß bei einem Klavier, und spielte etwas; was es war, das mögen die Götter wissen, ich und Lorenz, wir konnten es nicht errathen. Das gute kleine Ding von 10—12 Jah=hatte drei große Schleifen auf dem Kopfe, wie zum Dohlen=fang; sie schüttelte den Kopf, wie eine chinesische Pagode, und die drei Schleifen bammelten wie die Sturmglocken hin und her. Auf dem Sofa gegenüber saßen ihre drei Mütter, denn sie waren alle in demselben Grade entzückt, und wiegten die drei Köpfe hin und her und vorwärts, wie drei nervenkranke Papageien. Ein junger Mensch mit einem getreidesackfarbe=nen Frack und einem rothen Halstuch, stand mit einem Glas

Bier in der Ecke, und war ganz selig, er nippte immer ein Bischen Bier, und verdrehte dann die Aeuglein, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt. Das Mädchen arbeitete immer darauf los, und war endlich fertig; ein allgemeines Klatschen und Bravo erscholl. Das Mädchen ging, wie ein Fangball, von Hand zu Hand, bis es endlich den drei Sofapapageien in die Hände fiel, welche wie die Raben mit ihren Schnäbeln es zusammenpickten. Ein Mann, den ich an seinem behaglichen Gesichte sogleich als den Konzert-Arrangirer erkannte, nahete sich mit einem Stück Brod und einem Abschnitt Schinken, und reichte es dem Mädchen, welches es auch sogleich mit einem eben solchen Eifer verarbeitete, als ob es ein Klavierstück gewesen wäre. Eine der drei Damen sagte endlich: „Na, Sie glauben gor nit, was der kleine Wurm für ein Genie in sich hat. Stundenlang kann sie Takt halten, ohne auszuruhen!" — „Ja," sagte der dicke Schinken-Ganymed, „und den Generalbaß spielt sie nur von ein Mal hören. — Und die vierhändigen Sachen spielt der kleine Teufel ganz allein, sie braucht keinen Menschen dazu."—Während dieses Gespräches kam von dem Ende des Zimmers eine Figur hervor, die sich in die Mitte des Zimmers hinstellte, wie ein Maibaum. „Ah!" rief eine Dame vom Sofa: „der Herr Göth wird deklamiren!" Der Herr Göth fing an, sich die Hände zu richten, wie ein Telegraph, knöpfte sich den untersten Westenknopf auf, blies von sich, und fing an: „Der Erlkönig, eine Ballade von Göde!"

„Ach, von Göde! das ist scharmant! das is ein lieber Kerl, der Göde!" — „Ach, von Göde! der is meine Leiblektüre! Er ist immer so romantisch, und dabei doch so pädagogisch!"—Indessen hatte der Telegraph sich fertig gemacht, und fing an wie ein Faßzieher:

„Wer reidet so spät durch Nacht und Wind?"

Bei dem: „Wer reitet," fing er zu reiten an, und spornte sich selbst mit dem linken Fuße, und den „Wind" blies er von sich, daß er bald die drei alten Frauen fortgeblasen hätte. Bei der Stelle:

„Es scheinen die alten Weiden so grau!"

spreizte er die Hand gerade nach dem Sofa aus, wo die drei Frauen wirklich wie drei alte, graue Weiden dasaßen. Endlich, nachdem sich der Deklamator einige Male selbst beim Kragen nahm, endete er, und fiel nach dem Schlusse: „In seinen Armen das Kind war todt!" wie ein morscher Meilenzeiger auf einen Sessel hin. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich! Die drei grauen Weiden zitterten vor Entzücken! „Ach ja, wenn man den Göde so hören kann, dann weiß man erst, was der Göde für ein Göde ist, und was der Göde eigentlich will!" Der Hausherr kam wieder mit seinem Dank und obligaten Schinken. Der Deklamator aber lag in den letzten Zügen und röchelte nur schwach all diesen Dank ein. „Nun," sagte die mittlere Sofadame, „werden Milli und Pepi ein Duett aus der „Vestialin" singen!" — Milli und Pepi erschienen. Milli hatte ein hochrothes Kleid an, grüne Schuhe, einen gelben Shawl und blaue Bänder in den Haaren, sie sah aus, wie ein pensionirter Tuschkasten. Pepi aber, ein langer, dürrer Dilettant, mit weißen Beinkleidern und Weste, mit einem gränzenlosen schwarzen Frack, kam daher, wie eine Meerschwalbe mit weißem Bauch. Sie fingen das Duett aus der „Vestalin" an. Julie-Tuschkasten und Licinius-Meerschwalbe setzten Töne zusammen, von denen der kleinste Ton homöopathisch einen Spontini-Anbeter hätte kuriren können. Julie preßte die Tönchen heraus, wie aus dem Halse einer engen Bouteille und warf diese Tönchen mit ihrem spitzigen Näschen immer in die Höhe, wie ein indianischer Gaukler; dabei zuckte sie am ganzen Leibe,

daß sie aussah, wie ein zitternder Regenbogen. Licinius hingegen gab Töne von sich wie die Brecken, und biß alle Augenblicke in die Unterlippe, als wollte er diesen Brocken wieder hinunterschlucken. Dabei schmachtete er nach Julien-Tuschkasten und nahm eine regungslose Stellung an, wie ein Apollo aus carrarischem Parmesan. Gottlob, es war bald zu Ende; ein „Hurrah," und „Bravo" und „Göttlich" erscholl ringsum; es war ein Tosen, als ob ein Wochenmarkt in Musik gesetzt geworden wäre; Julie und Licinius sahen sich an wie die Turtelgänse, und der Hausherr näherte sich mit zwei Portionen Schinken, und „dem Verdienste seine Krone!" Die Bestialin-Sänger bekamen den besten Schinken. Auch dieser Sturm ging vorüber, ich wollte schon meinen Posten verlassen. Da hieß es: „Die Fräulein Ellis wird nun deklamiren!" Fräulein Ellis trat hervor. Ein Gesicht, wie ein rother Fensterfessel, rund und gut ausgepolstert, mit einer kleinen Idee von einer Nase, die zwischen den beiden dicken Wangen in die Enge kam, und mit dem kleinen Stümpschen noch um Rettung zu flehen schien. Ein paar dünne lebzeltenfarbene Härchen gaben sich alle Mühe, ein glänzendes Kämmchen zu tragen. Sie trat hervor: „Na," „Ein Gedicht von Saphir."

Ich erschrack, daß mir alle Manuskripte im Leibe zitterten, und ich mußte in meinem Schrecken das Mädchen neben mir stark in die Seite gezwickt haben, denn sie schrie laut: „Ober Lorenz was thutst denn?" In diesem Augenblicke hätte ich alle Haarlocken von Fräulein Ellis darum gegeben, ein Lorenz und kein Saphir zu sein, denn Fräulein Ellis stand schon da mit Aeuglein, wie die Gans, wenn es wetterleuchtet, und suchte alle fünf Sprachwerkzeuge zusammen, als ob sie eine Oblate mit sechs Rhabarberpillen verschluckt hätte, und begann mit einer Stimme, wie ein gebratener Apfel in der eisernen Röhre:

„Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm blos auf die Größe an.“

Dabei stellte sie sich auf die Fußzehen, um die Größe anzuzeigen, dann modulirte sie die verschiedenen „na! na!“ so heraus, daß ich glaubte, ein geladener Wagen knarre über einen Eisberg herab! Ich seufzte: „Ach, Ellis, warum hast du mir das gethan!“ Sie war fertig, glühend roth, und der Schweiß rann ihr über das Ponceau-Antlitz, und sie sah complet einer schöngebräunten gebratenen Gans ähnlich. Alles umringte und umarmte sie, und klatschte, und der Hausherr schleppte neue Schinken heran, und eine von den drei Damen, eine graue mit gefleckten Wangen, eine wahre Forelle, rief ganz hingerissen aus: „Ach, wenn ich den Saphir jetzt da hätte, ich könnte ihn küssen!“ Eine süße Ahnung von einem Nervenschlag durchrieselte mein Gebein; ich glaubte die Forelle habe mich schon bei den Ohren, schon wähnte ich ihre Lippen zu fühlen; ich sprang entsetzt vom Fenster zurück, und lief die Straße hinab. Das Mädchen neben mir lief mir nach und schrie: „Aber wie g'schicht dir denn, Lorenz? Wo rennst denn hin, Lorenz?“ Ich aber hörte nichts, sondern sah in Gedanken immer die Forelle hinter mir her mit gespreiztem Munde, da packte mich das Mädchen am Rocke; ich sehe mich um, und siehe da, es war keine Forelle, sondern ein allerliebster Backfisch; ich stand verdutzt da, wie ein Stockfisch; so sahen wir uns lange an, endlich fielen dem Backfisch die Schuppen von den Augen, und sie sagte: „I bitt' um Verzeihung, i hob glaubt, Sie sein der Lorenz.“ Ich aber erwiederte mit unbeschreiblicher Lieblichkeit: „Ach, ich bitte, der Lorenz ist auf meiner Seit, ich muß um Entschuldigung bitten; aber es ist meine Schuld nicht, daß ich der Lorenz nicht bin. Aber Sie sind so hübsch, daß ich der Lorenz werden möchte, und da man jetzt Alles in der Geschwindigkeit lernen kann, so

werde ich gewiß auch Jemanden finden, der mich unterrichten wird, in „der Kunst, in drei Stunden ein Lorenz zu werden.“ - „Mit wem hab' i die Ehre zu sprechen?“ fragte sie mit einem Tone, der schon weniger Lorenz-Klang hatte. „O,“ erwiederte ich, „Namen nennen mich nicht, aber die Blinden in Genua kennen meinen Tritt; ist dieß deinem Ehrgeize genug, so schlag' ein, laß mich deinen Lorenz sein für diese kurze Spanne Zeit.“ Hier rollte ein Fiaker vorüber und der Leser kann zu meinem Leidwesen nicht mehr hören, was weiter gesprochen wurde.—

Das Picknick auf dem Strozzischen Grund, „blos beim Klavier.“

Die kleine Holdenburg war eine allerliebste Frau, und ist nun eine allerliebste Wittwe. Ich machte ihre Bekanntschaft auf dem Eilwagen. Ehen werden im Himmel geschlossen, Liebschaften im Tanzsaal, Bekenntschaften im Volksgarten und Bekanntschaften im Eilwagen. Im Eilwagen erfuhren wir sogleich, wie wir miteinander fahren werden. Sie hatte wunderschöne Zähne, superbe rabenschwarze Augen und ganz vortreffliche kleine Zuckerkipfel bei sich, drei Dinge, die mich sehr an sie zogen.

Ich versprach ihr, sie oft zu besuchen, allein sie wohnte auf dem Strozzischen Grund, und der Strozzische Grund ist für Jemanden, der in der Stadt wohnt, ein so entfernter Grund zu einem Besuche, daß ich vielmehr bald von diesem Gedanken von grundaus zurück kam. Schöne Wittwen und bekannte Melodien haben ein gleiches Loos, wenn sie uns einfallen, gehen sie uns oft einige Tage im Kopfe herum. Eines Tages fiel mir die schöne Wittwe mit den Rabenlocken, mit den Feueraugen, und mit den Zuckerkipfeln ein, ich wußte

selbst nicht woher, und ich wollte der Sache auf den Strozzi-schen Grund kommen. Die Witterung war diesem Unterneh-men günstig, d. h. es war so entsetzlich schlechtes Wetter, daß gewiß alle Wittwen in der Welt zu Hause waren. Der Him-mel machte ein Gesicht, als wenn auf allen Geigen, mit denen er voll hängt, sich Dilettanten vor ihm hören ließen, und die Erde machte ein Gesicht, als müßte sie zu „Menschenhaß und Reue" in's Theater gehen, und darüber referiren; da dachte ich, wenn Himmel und Erde solche Gesichter machen, so kann die schöne Wittwe gegen mein Gesicht auch nichts haben, und flog auf den Flügeln der Ungeduld, d. h. auf einem Fiaker, nach dem Strozzischen Grund. Eine Kaffekanne, zwei Basen, zwei Strümpfe, ein Mops und ein Muff wurden in der Ueberra-schung von der schönen Wittwe über den Haufen geworfen: „Nicht möglich. Soll ich den Ofen einschlagen?!"—„Schla-gen Sie ein!" erwiederte ich, und hielt ihr die Hand hin. Nun gings an ein Vorstellen, es waren, wie gesagt, zwei Basen und ein Mops, lauter Strozzische Grundische. Alice, so wollen wir die schöne Wittwe nennen, war sehr liebens-würdig. Wenn die Basen, die Strümpfe, der Mops und ich nicht zugegen gewesen wären, sie hätte mir gefährlich werden können! Auf einmal schlug sie die Hände in einander, und jauchzte laut auf: „Sie schickt mir ein guter Engel!" Ich bin zwar noch nie für einen Engel Boten gelaufen, allein ich ließ es dabei bewenden. „Uebermorgen," fuhr sie fort, „ist bei Frau von Zirpewachtel großes Picknick, und Sie müssen mein Herr sein!" „Meine Holde," erwiederte ich, es heißt: „und er soll dein Herr sein," nicht aber: „und ich soll dein Herr sein!"—„Nichts da, keine Widerrede, Sie müssen mit mir, sonst, sonst,—morgen Mittags holen Sie mich ab, ich stelle Sie dann der Frau von Zirpewachtel vor, und übermorgen bringen Sie mich hin" –

Gegen des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Am andern Mittag führte mich Alice durch eine Gedärm-verwicklung von Kreuz- und Querstraßen, über eine gewundene Treppe in den dritten Stock eines zwei Stock hohen Hauses in den Empfangs-Saal der Frau von Zirpewachtel. Frau von Zirpewachtel erhob sich, und sie war so lang, daß es einige Minuten dauerte, bis sie ganz erhoben war; sie stand vor mir, wie die Ahnfrau aller Köllnerwasser-Flaschen; und aus dieser enghalsigen Flasche gluckste sie ein: „ich freue mich unendlich u.s.w." heraus. Ich bat sie, sich zu setzen, welches auch geschah, und mir war es, als ob sich der Landshuter Thurm niedersetzte. Sie erzählte mir, daß ein paar liebe Freunde und Bekannte morgen bei ihr ein Picknick haben, „blos beim Klavier!" Ich stellte vor, daß ich mit Vergnügen Theil nehme, zwar nicht „blos beim Klavier," auch beim Tisch, allein ich sei ein miserabler Junggeselle, der weder kochen noch braten kann. Frau von Zirpewachtel meinte, das wüßte sie, allein viel braucht man ja nicht, denn es sei Picknick „blos beim Klavier," ich könnte mein Theil in Barem beisteuern und zehn Gulden Münze wären hinreichend. Ich spürte, wie meine Brieftasche Krämpfe bekam, allein was war zu thun, ich lächelte wie ein gespießter Maikäfer, gab meine zehn Gulden her, und sagte: „eine wahre Bagatelle für ein Picknick blos beim Klavier." Darauf stellte mir Frau von Zirpewachtel ihre zwei Töchter vor, die eine war eine schwarze Blondine, und die andere eine gelbe Brünette. Sie sprachen immer alle auf einmal, und alle beide Eins und dasselbe. Sie waren sehr schwer zu unterscheiden, denn die eine war so lang, wie die Mutter, so daß sie zusammen zwei in die Ewigkeit fortlaufende Parallel-Linien bildeten, diese hieß Luzchen; die andere aber war ganz klein und kompakt, sie war blos der

Klavierauszug der Mama, und hieß Nantchen. Sie sagten mir beide zugleich, daß sie mich ganz abscheulich fürchten; ich aber sagte: „das wird sich bei Ihnen über kurz oder lang schon verlieren.“

Somit endete die Vorstellungs-Ceremonie, und ich empfahl mich. Beim Empfehlen sagte mir die Frau von Zirpewachtel: „Ach, ein paar Kapäundel könnten Sie doch auch besorgen!“ und so ließen wir uns an dem Strick der gewundenen Treppe wieder herab in das freundliche Leben.

„Und es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht!“

Ich ging zurück in die Stadt, um zehn Gulden ärmer und um die Sorge „auf ein paar Kapäundel“ reicher. Ich fragte Alice, ob die „Kapäundel“ auch „blos beim Klavier“ verwendet werden. Sie aber nannte mich einen gottlosen Spottvogel. Die ganze Nacht beunruhigten mich schwere Träume, bald kamen die zehn Gulden im Leichentuche und rangen die Hände, bald zogen drohende „Kapäundel“ an mir vorüber; ich sah, wie sich ein „Kapäundel“ an das Klavier setzte und einen Straußischen Walzer zu todt fingerte, ein anderes „Kapäundel“ sang die große Arie aus dem „Titus,“ und ein drittes „Kapäundel“ tanzte mit Frau von Zirpewachtel einen Cotillon. Kurz, es waren tolle, beängstigende Träume. Des Morgens früh besorgte eine meiner Cousinen die „Kapäundel,“ die sogleich nach dem Strozzischen Grund wanderten.

Die Strozzischen Mitglieder des Picknicks waren schon versammelt, als ich und meine Dame eintraten. Die lange Frau von Zirpewachtel, mit Blumen, Schleifen und Tüchern behangen, sah aus, wie ein wandelnder Maibaum, oben auf dem Frisurgipfel bammelte ein goldner Thurmknopf, und ich erwartete jeden Augenblick, einige Knaben aus der Société würden den Baum erklettern, um den obersten Preis zu gewinnen. Frau von Zirpewachtel kam uns entgegen, und

neigte sich von den Höhen herab, um der kleinen Wittwe einen Kuß zu appliciren. Die beiden Zirpewachtel-Infantinnen, die Lange und die Kurze, sprangen mir entgegen, und riefen à tempo: „ach, ach, das ist schön, liebster Herr von S., daß Sie endlich da sind!" Ich war ganz gerührt von der Schönheit meines Daseins, und nun umknöchelte die Hausfrau mit ihrer Hand die meinige und schob mich der verehrten Strozzischen Gesellschaft vor: „Herr von S." Die Frauenzimmer um den Theetisch schnellten wie die Zitterfische in die Höhe, wackelten mit dem Kopfe, blinzelten mit den Augen, und schnellten wieder auf ihre Plätze zurück, und saßen unbeweglich da. Ich verneigte mich stumm, wie ein Schlagbaum, der heruntergezogen wird. Als ich mich umsah, glaubte ich mich in ein zoologisches Kabinet und in einen Kreis ausgestopfter Wesen versetzt. Um den Theetisch, auf welchem vielleicht in vergangenen Jahrhunderten Thee war, oder auf dem in zukünftigen Jahrhunderten Thee sein wird, saßen die Picknick-Vorsteherinnen, wovon die eine ein langes Papier, das Verzeichniß der Einsender und Einsendungen, in der Hand hatte. Es war die Frau von Repskörndel, bürgerliche Siebmachers Frau. Ich nahte mich ihr, und eine Stimme, wie eine Spitzmaus, die Mezzavoce singt, drang mir, ich weiß nicht, ob aus ihrem Munde oder aus ihrer Nase, entgegen: „hier mein lieber S.., hier stehen ihre Kapäundel: aber Sie dürfen nicht bös sein, sie sind gar nichts nutz, wenn Sie nicht bessere Witze machen, als Kapäundel, so ist's traurig!" dabei lachte sie einen einzigen Lacher aus, ohne daß weiter auf ihrem Antlitz eine Spur davon zurückblieb. Ich neigte mich anmuthig nieder, und sagte: „Entschuldigen Sie, meine verehrte Frau von Repskörndel, ich mache keine Witze und ich habe auch diese Kapäundel nicht gemacht." Das kleine Nantchen, welches sich indessen des kleinen Fingers meiner linken

Hand ganz fest bemächtigt hatte, lachte eine kleine Oktave, und schrie: „Ach, Sie sind aber schlimm!" Da kam eine von den Schicksals-Göttinnen des Picknicks auf den zwar sehr nahe liegenden, aber dabei außerordentlich entfernten Gedanken: „Aber Herr von S..., wollen Sie nicht eine Schale Thee, wir haben schon Alle getrunken!" – „Wenn Sie blos Alle und nicht allen getrunken haben, so bitt' ich!" Nantchen knackte meinen kleinen Finger, und ich rief: „Ach nein, Sie sind aber schlimm!" Da erhob die Frau von Zirpewachtel ihre Stimme, daß sie so hoch wurde wie sie selbst: „Ach nein, der Herr von S... trinkt keinen Thee, hat mir die Frau von Holdenburg gesagt, er wird nachher Wein trinken." Ich schnitt ein Gesicht, als hätt' ich den Wein schon getrunken, und sagte lächelnd: „Nein ich trinke keinen Thee."—„Vielleicht ißt der Herr von S... ein Stückchen Gugelhupf, oder ein Eierplätzchen?" sagte eine dritte Schicksals-Göttin, die Frau von Grützmacher, mit einem Gesichte, so lang, wie die Laxenburger Allee, und mit einer großen Nase, wie das Chaussee-Haus in dieser Allee, aber bei dem allen schien sie mir ihres Einfalles wegen sehr liebenswürdig; da sah ich wieder, daß der menschliche Geist mehr ist als Schönheit, und schloß von der Frau von Grützmacher auf mich selbst, und begriff, wie mich die Frauen so außerordentlich liebenswürdig finden. Ich sah sie so zärtlich an, daß jeder Blick aussah, wie Liquor anodini, und sie warf mir einen zurück, der aussah wie extractum cinamomi, und ich war so hungrig, daß ich auf die Mischung dieser Blicke gerne geschrieben hätte: fiat. pill. gr. iij., und sie verschlungen hätte; denn ich sah mich ringsumher um, allein nicht ein böser Schatten von Gugelhupf flog über die öde Haide, und Eierplätzchen?

„O fahrt wohl, ihr Ideale! goldgewebte Träume!"

Die Frau von Zirpewachtel sagte: „Ach nein, die Frau

von Holdenburg sagte mir, Herr von S. . . ißt kein Backwerk oder so was.“ Ich fühlte, wie mein Magen ob dieser Lüge schamroth wurde, allein ich lächelte und sprach resignirt: „Nein, ich esse nie Backwerk und „so was“ schon gar nicht!“ Nantchen drehte meinen kleinen Finger wieder aus seinen Fugen und sagte: „Aber nein, wie Sie schlimm sind!“—„Nun, fing die Hausfrau an, wollen wir den Tisch abräumen, das junge Volk will tanzen.“ Der Tisch war aber so abgeräumt, als hätte ein französisches Regiment blos freundschaftlich drin garnisonirt; ja ich habe eine Ahnung, daß dieser Tisch gar nie aufgeräumt war. Ich betrachtete mir nun das junge Volk! Es waren ohngefähr achtzehn Wesen, die nur durch ihre Kleidung verriethen, ob sie zum „jungen Mannsland“ oder zum „jungen Weibsland“ gehörten. Blos die Toilette der Männer war jung, denn die schwarzen Röcke waren noch voller Flaumen. Die Mädchen zusammen sahen aus, als ob sie „lebendige Tuschkasten“ spielten. Ein einziger Herr schien der König des Festes, Amuseur, Tanseur, Arrangeur u.s w. zu sein; um ihn drehte sich die ganze Menagerie herum. Sie hießen ihn nur „unser lieber Falzbeindl.“ Er trug einen hellblauen Frack, ein gelbes Gilet mit einer rothen Unterweste, zimmtfarbe Beinkleider, die aber wahrscheinlich durch betrübende Erfahrungen so in sich gingen, daß sie unten sich so ferne als möglich von der verderblichen Erde zurückzogen, und Schuhstiefel mit Bändern, die immer mit gewichst worden sein mußten und steif von den Stiefeln wegstanden. Er hatte kurzes, etwas weißes Haar, glatt geschnitten, und blos ein Büschel flatterte, wie eine verirrte Taube um den Taubenschlag, um das rechte Ohr herum. In der Hand hielt er ein rothkattunenes Schnupftuch, welches er beim Tanz zwischen seine Hand und seine Tänzerin einlegte. Er war das belebende Prinzip des Picknicks. Der Tanz begann; „blos beim

Klavier! Es war aber auch ein Klavier! Ich glaubte anfangs, ich sei das Klavier, so verstimmt war es. Es sah aus wie ein vorgeschuhter Zuschneidetisch. Mehrere Saiten waren viel klüger als ich, denn sie waren schon lange vor dem Picknick abgesprungen. Monsieur Falzbeindl setzte sich an die Klaviertruhe und alles rief entzückt: „Ach! Monsieur Falzbeindl wird spielen!“ Nantchen, die meinen kleinen Finger indessen auch zu einem vollkommenen Falzbeindl in ihrer Hand gefalzt hatte, fragte mich: „Haben Sie Monsieur Falzbeindl noch nicht auf dem Klavier gehört?“—„Ich habe ihn blos jetzt auf dem Sessel gehört!“—erwiederte ich. „Aber nein, sagte sie, „wie kann man gar so schlimm sein!“ Da schlugen einige Klänge an mein Ohr, als ob eine Tonleiter zusammenbräche und die Späne davon herumflögen. Monsieur Falzbeindl hatte sich aber an's Klavier gemacht, und falzbeindelte die himmlischen Straußischen Elisabethen-Walzer herunter, daß es eine Freude war! Die verstimmten Saiten, die Holztöne, das Aechzen der Tasten, die mißhandelten Takte, das Haar an meinem Schnurbarte sträubte sich in die Höhe. Nantchen gerieth in ordentliche Verzückung. Frau von Repskörndl kehrte den Kopf links und schielte rechts über. Frau von Grützmacher ließ den Kopf rechts hinüber und blinzelte links. Alles schwamm in stiller Seligkeit, und Monsieur Falzbeindl hing quer auf seinem Stuhl, half jeder Note mit dem Oberleibe nach, und balancirte jeden Ton auf der Nasenspitze. Das junge Volk begann zu tanzen. Der Stubenboden war klassischer Boden, römischer Boden, er hatte sieben Hügel: Sie tanzten alle und kamen mir vor, wie die Schiffe im Sturm, bald waren sie hoch oben, bald tief unten. Mich erfaßte auch ein Sehnen:

„Ueber Thal und Berg zu schweifen!“

Ich faßte die Frau von Zirpewachtel an wie einen aufgerich-

leten Aalfisch, und schleuderte mich hinein in das Gebirge, und mir war es, als ob Jemand mir die Goethe'schen Worte zuriefe:

„Da wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein!"

Frau von Zirpewachtel ragte über Alle in die Höhe, als ob ein Blitzableiter mittanzte. Ich riß sie leidenschaftlich hin und her, und die Falzbeindlische Musik hatte das Angenehme, daß man nie merkte, ob man aus dem Takte kam. Endlich war sie ermüdet, und ich ließ sie wie ein Ausrufungszeichen auf ihren Platz fallen. Das „junge Volk" hatte ein wenig ausgetobt und Falzbeindl schwitzte Tropfen von einer Oktave im Umfange. Aber er sollte heute nicht zur Ruhe gehen! „Unser Falzbeindl soll singen!" hieß es allgemein. „Herr von S... hat Falzbeindl noch nicht singen gehört!"—„Ja, ich werde bitten," sagte ich ganz zerknirscht; da ließ Falzbeindl den Kopf auf die Brust fallen und schloß die Aeuglein wie ein Kakadu, wenn man ihm den Kopf kratzt, sah wieder auf mich und lispelte:

„Der Erlenkönig von Schubert!"

„Das ist hübsch! das ist hübsch!" hieß es allgemein. Nantchen fragte mich: „Können Sie den Erlenkönig?" — „Ich kenne ihn nicht persönlich," antwortete ich, „aber aus der Beschreibung."—

Falzbeindl präludirte, es sollte E-moll werden; weiß der liebe Himmel, was es war! — Bei den Worten:

„Mich reizt deine schöne Gestalt,"

floß ein regenbogenfarbener Blick von Falzbeindl auf Frau von Repskörndel. Endlich hörte ich das „ächzende Kind," hörte die „Mühe und Noth," und, verzeihe mir der Himmel [illegible]nde! ich war froh, als das „Kind todt" war. Ich

und Herr Falzbeindl waren auch todt, und wir sind doch keine Kinder. Falzbeindls Stimme war eine Mischung von Zwillich-Tenor und Drill-Baß; bei jedem Tone, den er ansetzte, stieß er mit dem Bauch in die Luft. Er war zum Entzücken, und der Strozzische Grund wiederhallte auch von „Bravo! Bravo!“

Der arme Falzbeindl! Noch hatte er keine Ruhe! Frau von Repskörndl setzte sich zum Klavier und Monsieur Falzbeindl mußte einen Kotillon anführen.

Falzbeindl, der gesellschaftliche Räuberhauptmann, war schon ganz gedünstet, dennoch stellte er sich mit einer unbeschreiblichen Resignation an die Spitze des Kotillons, als Anführer und Feldherr. „Den Kotillon,“ schrie Frau von Zirpewachtel, „muß Alles mittanzen!“ — Es war ein Kotillon-Landsturm! Ich bekam ein Fräulein von Tramplgunde, eine kleine, dicke Figur, die sich von Oben und Unten in sich selbst zurückzog, mit einem gelben Kleide, und eine hochrothe, einzelne ungeheure steife Blume im Haare, so daß sie mir vorkam, wie der gehörnte Siegfried. Sie hing an mir, wie eine Ratze; sie tanzte so, daß man sagen konnte, ihre Sohlen berührten kaum den Boden, denn sie tanzte nur auf der Schneide der beiden Füße, auf den äußern Rundheiten, so daß, wenn sie stand, die beiden flachen Fußsohlen gegen einander über standen und sich über die Schultern ansahen. Falzbeindl verrichtete Heldenthaten! Er schnellte, wie ein bezaubertes Fischbein, durch die Reihen seiner Truppen; er bat, beschwor, flehte, drohte, ächzte, zappelte, er bot Himmel und Erde auf, um seine angegebenen Figuren mit uns durchzuführen, allein seine Mühe und sein Schweiß waren verloren. Wir flogen hin und her, und durcheinander, wie ein Sack Ratten, der losgebunden wird. Ein allgemeines Geschrei: „Ach die Tramplgunde hat die Figur verdorben!“

— „die Luze macht alles konfus!“ — „Herr von Tischlichtl bringt alles auseinander!“ — „Aber die Frau von Grützmacher verdirbt alles!“ u.s.w., währte während des ganzen Kotillons, und dazwischen immer die um Hilfe rufende Stimme des unglückseligen Steuermanns Falzbeindl: „Aber meine Gnädigsten! Luze rechts! Nante links! Aber nein, Sie daher! Herr von S... über's Kreuz! Frau von Z. die linke Hand! Damen vor! Herren zurück! Aber meine Gnädigen! Lieber Himmel! Sie quer! Sie dort hinüber! O mein tausend, mein tausend! Sie lassen aus! Ich bitte, ich bitte! Kotillon! jetzt à place! Ach, nein! Aber ich bitte! Nante! Sie dort, hieher! Es ist entsetzlich! Marie! mit der rechten Hand! Das ist ja Ihre Linke! Ist denn das Ihre Rechte? O Himmel! noch einmal! à place!“ so ging das Zetergeschrei des armen Falzbeindls den ganzen Kotillon durch, er wurde immer heiserer, und als er zu mir kam und krächzte: „Nun, Herr von S..., mit Fräulein Tramplgunde, die „Alleefigur.“ Ich bebte zusammen! „Bist du es Herman, mein Rabe?“ fragte ich und setzte mich an die Spitze der Alleefigur. Ich und Tramplgunde an der Spitze der Allee sahen aus wie eine Pappel mit einer Stechapfelstaude! Diese „Alleefigur“ muß eigentlich italienischen Ursprungs gewesen sein; ich glaube, Falzbeindl hat sie von einer Schüssel Maccaroni, die in sich selbst verschlungen ist, abgelernt. Man ging immer um sich selbst herum und zog die andern mit, und wenn man den Umgang um sich selbst vollendet hatte, so begann man wieder und umging sich von Neuem. Auf natürlichem Wege kam diese „Alleefigur“ nur dann zu Ende, wenn jemand so glücklich ist, daß ihn dabei der Schlag rührt. Sonst geht sie in's Unendliche, und ich glaube, ich und Tramplgunde, wir gingen noch um uns selbst herum, wenn nicht ein anderes schauderhaftes Ereigniß diese Figur unter-

brochen und den Kotillon beschlossen hätte. Ein Fräulein von Kikiritz nämlich, mit sehr hübschen blonden Locken, war etwas lang, und ihr mußte bei dem Durchschlupfen in dem Kotillon vielmal an dem künstlichen Haargebäude gerüttelt worden sein, so daß es nach und nach locker wurde, und nun plötzlich, als sie auch auf gut Falzbeindlisch um sich selbst herumging, stieß ihr Nachbar mit dem aufgehobenen Arme an das lose Wesen von Lockengeschöpf und — es fiel ein Opfer des geselligen Umganges! Die blonden Locken mit der blauen stiefmütterlichen Guirlande lagen zu ihren Füßen, und ihr eigenes Haar wurde plötzlich ganz schamroth! Sie bückte sich selbst, um „die Verlornen zu finden!“ Aber die röthliche Finderin glitt aus, und sie lagen beide da; die ganze Alleefigur wollte nachhelfen, und sie stürzten alle über die Gefallenen her und fielen auch quer über. Tramplgunde, die Sohlenränderige, purzelte auch über sie hin und zog mich als Schlußstein nach sich. Da lag ich, wie ein Querbalken auf den Trümmern eines Heustadels. Ich glaubte, das gehörte noch zu der „Alleefigur“ und rief: „Frau von Zirpewachtel, jetzt kommen Sie in die Höhe!“ Indessen hatte Fräulein von Kikiritz den günstigen Moment benützt, und hatte am Boden das blonde Haarkapsel wieder aufgesetzt. Die Alleefigur wollte aufstehen, das konnte aber ohne meine persönliche Einwilligung nicht geschehen, denn ich lag auf ihnen wie ein großer Briefbeschwerer. Tramplgunde, der ich unmittelbar überlegen war, schrie, wie aus einem kochenden Kessel: „Aber Herr von S..., um Gotteswillen, stehen Sie auf!“

Ich wollte mir das Ding erst langsam überlegen, denn es ließ sich viel dagegen und dafür sagen. Stand ich auf, so begann vielleicht die Allee-Figur von Neuem; Trampelgunde, von deren Füßen es sich am Rande verstand, daß sie nicht geh'n und nicht steh'n konnte, würde mir wieder zu Theil, und ich

muß wieder mit ihr um mich herumgehen. Bleibe ich aber liegen, so bleibt die Gesellschaft auch liegen, es ersticken einige Allee-Bäume, wir haben dann mehrere Todte auf dem Platze, das brächte doch einiges Leben in die Gesellschaft. So dachte und erwog ich mit Bedacht, und unter mir stöhnte das gesammte ehrsame Strotzische Picknick! Und wiederum rief Trampelgunde: „Ach, stehen Sie doch auf, Herr von S. . ., ich ersticke ja!" Ich aber fuhr fort in meinen Betrachtungen und Erwägungen. „Sie Alle," so dachte ich, „Alle, wie sie unter dir ächzen, haben ihr Leben schon genossen, sie haben Thee getrunken, Gugelhupf gegessen und Eierplätzchen, ich aber liege noch da mit einem jungfräulichen Magen. Sie haben gelebt und gegessen, sie können nun schon absegeln aus dem großen Picknick des Lebens. Frau von Zirpewachtel hat ihr Leben verwirkt, weil sie mir keinen Thee zukommen ließ; Falzbeindl hat an Goethe und Schubert den Tod verdient; Trampelgunde hat sich wie die Drud an mein junges Dasein gehängt u. s. w., sie haben den Tod verdient; ich werde allein überbleiben, und vielleicht etwas zu essen finden, und dann beschreiben: les derniers jours de pique-niques auf dem Strozzischen Grund, und -- hier stöhnte der ganze Strozzische Grund unter mir, ich fühlte ein menschliches Gefühl in meiner Brust, beschloß, Gnade vor Recht ergehen, und die liebenswürdige Gesellschaft leben zu lassen. Ich stand auf, und nach mir erhoben sich die gestürzten Titanen alle vom Boden, und zuletzt das Fräulein von Kikiritz, die ganz zerdrückt wurde, und aussah, wie ein flacher Eierkuchen. Aber das arme Fräulein war heute vom Schicksal zu grausamen Dingen auserkoren! Sie hatte, wie gesagt, die Kopftoilette am Boden vorgenommen, aber unglückseliger Weise das ganze Haargebäude verkehrt aufgesetzt, die langen Locken hängen ihr am Rücken hinab, und über der Stirne prangte der vielfach gewundene Zopf! Sie

sah desperat aus! Ich war boshaft genug, ihr schnell zuzurufen: „Kehren Sie sich schnell um, mein Fräulein, so ist alles in Ordnung!" Sie, ganz bewußtlos, kehrte sich rasch um, und trug die herrliche Reversseite der Parterre-Frisur zur Schau.

Da kam meine liebenswürdige Wittwe Holdenburg auf den himmlischen Einfall, der Sache durch einen genialen Gedanken eine andere Wendung zu geben. Sie rief: „Jetzt meine Herren, zum Souper!" Mein Magen war ganz Ohr! Ich nahte mich der süßen Holdenburg, und sagte ihr mit einem Blick, der nicht weniger hungrig war, als ich selbst: zum Souper? „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!"

Die drei Zirpewachtel's fegten herum, die Repskörndl machte hoffnungsvolle Augen, die Grützmacher sah aus wie ein Räthsel-Almanach, und Falzbeindl riß den Mund auf, als sollte die „Allee-Figur" durchgehen. Ich aber betrachtete die Trampelgunde wehmüthig und dachte: „Wenn die auch mit soupirt, dann Gnade Gott der hungrigen Menschheit. Zum Souper! Alles lief durcheinander. Frau von Repskörndl kommandirte aus dem Verzeichniß, was kommen sollte."

„Frau von Tischlichtl, Ihr Bouillon!" Auf einer kleinen Tasse erschienen anspruchslos und bescheiden fünf oder sechs Schalen Bouillon, und die Tischlichtl entschuldigte sich, daß sie die Anzahl der verehrten Gäste nicht wußte, „aber," sagte sie, „es ist eine delicate Bouillon!" In einem Nu waren die paar Schalen unsichtbar geworden:

„Wie Geister kamen sie und schwanden!"

Ich hätte gerne eine Schale erobert, und zu einem solchen Kreuzzug wäre wirklich ein Gottfried von Bouillon nöthig gewesen; allein es war vergebens; dabei schrie Nantchen immer: „plethi? (plait-il)" ich antwortete: "oui, et crethi!" Sie

sah mich befrembet an und schmunzelte: „Aber nein, diese Schlimmheit!“—Die Bouillon war vorüber, und die Reps-körndl rief: „Frau von Hertel, jetzt kommt Ihr Bretzen-Hecht!“ Alle versammelten Angesichter klärten sich bei diesen Worten auf! Falzbeindl griff mit allen zehn Fingern in der Luft herum, als ob er schon auf dem Bretzen-Hecht einen Walzer spielte! Frau von Hertel sagte: „Er ist zwar keiner von den größten, aber ich habe ihn mit Sardellen zurichten lassen!“ Sie sprang auf, und lief dem schüchternen Bretzen-Hecht entgegen. Da lag er auf einer länglichen Schüssel, ein Schattenriß von einem Bretzen-Hecht; er war so klein, daß ich anfangs die Sardellen für den Hecht hielt, und ein Bischen Sauce war dabei, als wenn der kleine Bretzen-Hecht einen leisen Schweiß gehabt hätte. „Ach, was für ein liebes Thierchen!“ schrie die Frau von Zirpewachtel, begann ihn zu versuchen, und:

„Drei Mal geh'n die Backen auf und nieder,
Den Bretzen-Hecht sieht kein Mensch mehr wieder!“

Ich hatte Nantchen früher schon gefragt: „Hier ist der „Bretzen,“ wo ist denn der Hecht?“ Sie säuselte: „Aber nein, Sie werden immer schlimmer!“ Sie lief um die Bretzen-hecht-Schüssel, welche indessen wie Mohameds Sarg, leer inmitten der Gesellschaft schwebte, brachte mir sie, und sagte wieder: “plehti?” und ich erwiederte wiederum: “oui, ma chère, et crethi!” „Aber,“ sagte sie, was ist denn das, crethi?”—„Ei,“ erwiederte ich, „es ist ein gesellschaftliches Sprichwort: crethi und plethi, wenn Sie plethi sagen, sage ich daher immer crethi.” Sie gab mir einen kleinen Schlag auf die Wange:—„Sie Schlimmer, Sie!“ Indessen war der Traum des Bretzen-Hechtes ausgeträumt, und die Frau von Repskörndel schrie: „Jetzt, Frau von Strieglak, jetzt kommt Ihr Beuschel!“

Da floß ein leiser Seufzer aus einem Winkel durch das Zimmer, und der Seufzer klang wie „Brod!“ Und ein anderer anonymer Seufzer floß aus einem andern Winkel: „Ach, nur einen Tropfen Bier!“ Frau von Zirpewachtel erhob sich wie eine Lärmstange, und sagte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, die Frau von Harzmeusel, welche Brod und Bier hätte geben sollen, hat plötzlich absagen lassen, aber es wird sogleich dennoch kommen!“ Die zwei Bier- und Brod-Seufzer verhallten wehmüthig, allein ein dritter, unbändiger, tollkühner Seufzer floß wieder durch das Zimmer, und dieser lautete wie: „Wein!“ Bestürzt sahen sich alle über diese Frechheit des Gedankens an. „Wer war das?“ rief ich aus: „ich glaube gar, ich war es selbst!“ Nantchen drehte meinen Finger, als ob er ein Flaschenstöpsel gewesen wäre, und sagte: "plethi?" —"Oui, ma chère, et crethi! können Sie Schiller's „Worte des Wahns?—„Ach, Sie sind schlimm! Was sind das für Worte?“—„Hören Sie nur!

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
  Im Munde der Durst'gen und Satten,
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
  Sie kommen uns hier nicht zu statten;
Verscherzt ist dem Menschen des Picknicks Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht!

So lang' er glaubt, daß er frisches Brod,
  Daß er Semmel und Kipfel wird kriegen,—
An Semmeln und Kipfeln ist große Noth,
  Auch Brod sieht man nirgends hier liegen,
Und hast du keines dir mitgebracht,
So bekommst du keines die ganze Nacht!

So lang er glaubt, daß das bairische Bier
  Sich dem Durst'gen vereinigen werde,—
Dich durstet vergebens stundenlang hier,
  Nichts ist auf dem Tisch, auf dem Herde;

Du bist ein Fremdling, so wand're aus,
Und suche daneben ein Bierschenkhaus!

So lang er glaubt, daß in diesem Kreis,
Die Flasche Wein je wird erscheinen,—
Kein ird'scher Mensch vom Weine was weiß,
Wir können nur rathen und meinen,
Du sprichst hier vergeblich ein wichtiges Wort,
Doch der Durst'ge wandle in's Wirthshaus fort!

D'rum edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre,
Daß wir Brod und Bier und Wein auch nicht sah'n,
Das ist ja das Schöne, das Wahre!
Sie sind nicht da draußen, in Küch' und im Haus,
Doch hast du sie bei dir, so gib sie heraus!

Nante sagte: „O das ist schlimm!“ Indessen war das Beuschel der Frau von Strieglak verzehrt worden; ob es Ideal, ob es Wesenheit war, ich konnte es nicht erforschen. Frau von Zirpewachtel kam mit sechs oder sieben Semmeln in die Stube, und die ganze Menschheit flog ihr entgegen, und riß sie ihr vom Herzen. Falzbeindl machte den Mund auf, daß ein kleiner Querflügel darin Platz gehabt hätte:

Eine ganze Semmel werf' ich hinein,
Verschlungen schon hat sie der schwarze Mund!

Ich nahte mich auch, allein Zirpewachtel hatte keine Semmel mehr, blos zwei leere lange Arme, und es kam mir vor, als ob sie wie in der Theilung der Erde sagen wollte:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!“

Allein die Himmels-Seligkeit in ihrem Arme schien mir zu armselig und ich zog mich nach diesem vergeblichen Raubzug um eine Semmel wieder auf meinen Wittwensitz zu Nante zurück! Da rief die Repskörndel: „Jetzt kommen Herrn v.

S.. seine Kapäundl!" Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn dachte ich: "Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!" Ich sah dem Postzuge meiner Kapäundl mit sehnsüchtigem Magen entgegen, allein statt vier Kapäundeln kamen drei; ach, dachte ich, Eines ist im Wasser eingegangen! Frau von Zirpewachtel tranchirte, und in einem Nu waren die drei Todten zu Charpie geschnitten und an die löbliche Gesellschaft vertheilt. Mir brachte die Frau von Zirpewachtel ein halbes entfleischtes Gerippe, ein Kapäundl-Rückendarre. Ich stimmte die nadewessische Todtenklage an, machte mich über das Bein her und ich muß ausgesehen haben, wie das nagende Gewissen!

Wieder stöhnten einige Unglückliche: „Nur einen Tropfen Bier!" Lautlose Stille folgte diesen Seufzern aus dem Tartarus. Mich überfiel ein genialer Gedanke; in der Küche, die zugleich Garderobe war, sah ich im Eintreten einen Wasserkübel:

„Dahin möcht' ich mit dir, mein Kapäundl, ziehn!"

Es war nicht leicht, dahin zu kommen; die Küche lag wieder auf einem römischen Hügel. Dunkel war's auch, ich aber voll Sehnsucht sang:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg,
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg!"

Ich war das Maulthier und zwar ein Thier mit dürrem Maul, und ich gelang glücklich in die Küche. Da blühte mein Glück! Die Götter sind edel und großmüthig. Fritz, mein Bedienter, war da, um auf mich zu warten. Er hatte sich einen Kalbsbraten und eine Flasche Wein aus meiner Küche sammt Brod mitgenommen. Als ich hinaus kam, sagte er ganz gutmüthig: „Euer Gnaden erbarmen mir, essen Euer Gnaden hier und trink'ns ein Schluck Wein; Euer Gnaden

schauen ja ganz erbärmlich aus!" Ich umarmte den treuen Diener, verschlang einige Octavbissen von dem Kalbfleisch und wollte eben einen tüchtigen Zug aus der Flasche thun, als die Frau von Zirpewachtel herausstürzte, die Flasche an sich riß und ausrief: „Ich habe ja gesagt, es ist Wein genug da!" und stürzte mit der Flasche in's Zimmer. Mein Bedienter wollte ihr nachstürzen, ich aber hielt ihn zurück und sagte:

Da drinnen sind auch noch Unglückliche!

Ich trank einen großen Napf voll Wasser aus und ging wieder zurück in's Zimmer. Da waren indessen alle Spuren von der Erfindung des Essens und Trinkens verschwunden, nur die schwankenden Gestalten gaben Kunde, daß getäuschte Hoffnungen dem Magen sehr weh thun. Es war Zeit zum Aufbruche. Ich beredete die Frau von Holdenburg endlich, zu gehen. Die Zirpewachtel war ganz seelenvergnügt, daß Alles so vollauf und so in Ordnung vor sich ging, und lud mich zu einem sogenannten „Hackelbutz" (bei dem die Ueberreste eines großen Essens in einem engen Kreise verzehrt werden) ein. Ich bat um Entschuldigung, da ich mir heute den Magen überladen habe. Wir gingen gegen zwei Uhr Morgens von dannen. In der Garderobe hatte indessen die Magd eine furchtbare Verwirrung angerichtet. Sie hatte nämlich nur einfache Nummern gemacht, aber sie wußte doch nicht, was geschehen sollte. Da ich einer der letzten war, so hätte ich meinen Mantel leicht bekommen können, allein er war gar nicht da; es hatte sich seiner schon ein Anderer bemächtigt; es war nur noch ein kleiner, kurzer, himmelblautüchener Spenser da, von welchem die Magd behauptete, es wäre ganz gewiß mein Mantel. Ich zog ihn in Gottesnamen an, und in einem Anzuge, wie ein halbgeschälter Delphin, begleitete ich die Holdenburg nach Hause. In einem der kleinen, engen Seitengäßchen des Strozzischen Grundes

sah ich plötzlich meinen Mantel am Boden liegen. Ich wollte ihn aufheben, allein siehe da, der kleine Monsieur Wildschnitzel, auch ein Mitglied des Picknicks, lag in ihm eingewickelt, ohnmächtig da. Wahrscheinlich hatte ihn der Hunger entkräftet und er unterlag der großen Anstrengung, meinen langen Mantel mitzuschleppen. Ich hob ihn auf, nahm ihn auf den Arm und trug ihn in ein nahliegendes, offenes Wirthshaus; hier labten wir ihn mit Brod und Bier, ich gab ihm seinen Spenser, er mir meinen Mantel; ich führte die Holdenburg nach Hause und sie sagte mir im Abschiednehmen: „Wir haben uns doch köstlich unterhalten!"

Beantwortung der Frage: „Was ist schmerzlicher, die gegebenen Geschenke unserer Liebe zurückzuerhalten, oder die empfangenen Geschenke der Liebe zurückgefordert zu sehen?"

Die Witterung, mein lustiger Leser, ist der Beantwortung dieser Frage sehr ungünstig! Wenn ich sage Witterung, so verstehe ich darunter die Zeit, und unter der Zeit verstehe ich das Karneval! — Im Karneval von Liebe handeln, heißt mit einem Tollen von Kant's Kritik der reinen Vernunft sprechen!

Unsere meisten Frauenzimmer kennen in dieser Zeit keinen andern „Amor," als höchstens den auf dem Graben, der statt Pfeil und Bogen, Band und Shawl im Schilde führt; keine andere Sehnsucht, als nach Lannoi, Polborn und Reichmann, dem Kleeblatt der heißesten Frauenliebe; keinen andern Zug als zu Beer, und finden wir ja eine „Griseldis," so ist sie die auf der Freiung!

Unsere meisten Frauenzimmer lieben im Frühling sich und

die Landparthien, im Sommer sich und die Badereisen, im Herbste sich und die Winterstoffe, und im Winter sich und die Modenhandlungen!

Liebe!? Pudelnärrisches Ding! Reine Erfindung unserer Satiriker! Hampelmann für Leihbibliotheken-Leser! Romantischer Krampus!

Liebe? — Wo wohnt sie? wer hat sie gesehen? wer weiß, bei wem sie sich aufhält?

Wenn wir sie austrommeln lassen, wenn wir ihr Steckbriefe nachschicken, wenn wir einen Preis auf ihren Kopf setzen, sie ist nicht ausfindig zu machen!

Liebe ist keine europäische Leidenschaft mehr! Sucht sie am Oronoko, wo keine Romane gedruckt werden; sucht sie am Ohio, wo keine Afterbildung ist; sucht sie am Mississippi, wo keine Hausbälle sind; sucht sie am Ganges, wo keine Putzhandlungen sind; sucht sie am Kap Kaleimer, wo keine Equipagen blühen!

Hat sich ja ein Bischen Liebe in einen Winkel Europa's gerettet, so sucht sie in Ketschkemet und in Debrezin, aber selten in der Stadt, selten in der Residenz!

Wie hätten wir hier Zeit zu lieben! Wir müssen uns den ganzen Tag anziehen, um den ganzen Abend modern angezogen zu sein; wir müssen stets in den Spiegel sehen, um unser Selbst nicht zu beschauen; wir müssen in alle Unterhaltungen gehen, nur um nicht in uns zu gehen; wir müssen den ganzen Abend matt zubringen, um die ganze Nacht müde zu sein; wir müssen den albernen Gesprächen unserer Stutzer horchen, um unsere innere Stimme nicht zu hören; wir müssen unser Herz betäuben, um seine Leere nicht zu fühlen; wir müssen tanzen, bis sich Alles um uns dreht, damit wir nicht gewahr werden, daß wir uns stets um Nichts drehen; wir müssen uns behängen mit Stoffen, Geschmeiden und Geweben,

damit man unsere Stofflosigkeit und unser nichtiges innere Gewebe nicht gewahre!

Wie kann bei dieser klassischen Beschäftigung der Mehrzahl unserer Frauenzimmer Zeit zu lieben bleiben?!

Lieben und Neujahrwünschen das läßt man jetzt den Domestiken über. Unser Leben ist die Enthebungskarte für unser Lieben!

Ein Frauenzimmer hat jetzt zwar tausend Gründe zu lieben: Langeweile, Eitelkeit, Neugier, Uebermuth, u. s. w. — Allein da die Frauenzimmer nie das thun, wozu sie Gründe haben, so ist das Grund genug, daß sie aus Gründen nicht lieben!

Ich bin überzeugt, wir würden mehr Liebe finden, wenn die „Liebe" in einer Putzhandlung zu kaufen wäre. Da würde die Tochter nach Hause kommen und die Mutter quälen: „Liebe Mutter, auf dem Graben, bei der Jungfrau von Orleans hängt eine so prächtige Liebe heraus, weiß gefüttert, mit Rosaschleifen, kauf' mir diese Liebe!" Sie würde dieser Liebe doch wenigstens eine Zeit lang treu sein, sie in Gesellschaft mitnehmen, u.s.w.

Ich kann es mir ordentlich denken, wenn man die Liebe so in Sammt und Atlas hätte, die Frauenzimmer würden dann eine Liebe fast eben so lange tragen, als jetzt!

Und wo sollen nach allem dem „Geschenke der Liebe" herkommen? Höchstens sagt Eines zum Andern: „Ich schenk' Dir Deine Liebe!"

Geschenke der Liebe zurückgeben! zurückempfangen! Was heißt das? Was bezeichnet das? Was soll das bedeuten?!

Was die Liebe, die wahre Liebe gegeben hat, das kann nicht zurückgenommen, nicht zurückgegeben werden! Heißt den Strom rückwärts fließen; sagt der Sonne, sie soll die Bahn nicht gemacht haben, die sie gemacht hat; befehlt der Wolke, sie soll die Luft nicht gefurcht haben, die sie

durchschiffte; sagt dem Gestern, daß es zurückkehre in den Schooß der Zeit; heißt dem gedachten Gedanken, daß er zurückwandere in die Werkstätte des Denkens; wenn ihr das könnt, dann, dann könnt ihr zurückfordern, zurückgeben, was die Liebe gab, was die Liebe empfing!

Wenn ihr eine Laute zurückfordert, die ihr mir geschenkt habt, könnt ihr die süßen Töne zurückfordern, die ich ihr entlockt, und mit denen sie meine Stunden beglückte? Wenn ihr eine Blume zurückfordert, die ihr für mich gepflückt, könnt ihr den balsamischen Duft zurückfordern, mit dem sie im süßen Athmen ihres Lebens mich beglückte?

Wenn ihr mir eine Nachtigall gebt und sie zurückbegehrt, könnt ihr die süßen Lieder alle zurückfordern, die sie mir mit Wonne und Wehmuth sang?

Und Liebe soll zurücknehmen können ihre Liebesboten, die sind wie Laute, Rose und Nachtigall, die ausgestrahlt und ausgeduftet und ausgetönt haben für mich die himmlischen Töne und den süßesten Weihrauch und die heimlichsten Lieder der Erinnerung, der Sehnsucht, des Angedenkens und der heimlichen Sympathie?

Kann Liebe den namenlosen Zauber des ersten Blickes zurücknehmen, der wie Thau aus Maienhimmel uns in die Seele fiel? Kann Liebe die magnetische Süßigkeit des ersten Handdruckes zurücknehmen, der uns durchbebte in wonniger Magie? Kann Liebe die Süßigkeit des ersten Kusses zurücknehmen, die von ihren Lippen in unser Wesen träufelte? Kann Liebe den verbebenden, zitternden, vergehenden Ton des ersten Geständnisses zurücknehmen, der unser Ohr beschlich wie Engelgruß, und fortbebt in uns, so lange wir leben? Kann Liebe zurücknehmen alle die kleinen Süßigkeiten und Wonnen und Zwischenfälle von Seufzern und Thränen, von Zerfall und Wiederfinden, von Gehen und Scheiden und

Kommen, von Krieg und Versöhnung, von Versagen und Gewähren, von Besprechen und Berathen, von Hoffen und Sehnen, von Verständniß und Errathen, und alle die tausend und abermal tausend beseligenden Ab- und Zufälle, Spielereien, Räthsel und wonnigen Kinderspiele der Liebe?

Wenn sie das nicht kann, so laßt sie zurücknehmen und zurückgeben alle Geschenke und Sächelchen und Dingelchen, laßt sie zurücknehmen den goldgestickten Frühling und die seidnen Vergißmeinnichte, und die Lockenschlangen und alle kleinen Symbole des heiligen Tempeldienstes. Der Tempel im Herzen bleibt doch, und das Götterbild im Tempel kann nicht entführt werden, und der Frühling in unserer Brust, der Frühling, den der Erinnerungshauch schafft, bleibt doch, und das Vergißmeinnicht im Herzen behält sein ewiges Blau, und die Ewigkeit der wahren Liebe legt ihren Schlangenreif um unser ganzes Dasein!

Allgemeiner Vergnügungs-Anzeiger.

Wen's juckt, der kratze sich;—auch ein Vergnügen.

* * *

Wer nur ein Hemd hat, kehre sich alle andern Tage das einzige Hemd um;—auch ein Vergnügen.

* * *

Wer gar kein Geld hat, mache monatlich einen Ausweis;—auch ein Vergnügen.

* * *

Wer wahlfähig sein will, bezahle hohe Steuern;—auch ein Vergnügen.

* * *

Wer sich vom Papiergeschäft zurückziehen will, werde in Wien Buchhändler;—auch ein Vergnügen.

* * *

Wer zur Zwangsarbeit verurtheilt ist, werde „Preis-Lustspiel-Richter;"—auch ein Vergnügen.

* * *

Der „Humorist" gibt seinen Lesern ein „Montagsblatt" darauf;—auch ein Vergnügen.

* * *

Herr Goldberg kündigt noch immer seine electromagnetischen Ketten* an;—auch ein Vergnügen.

* * *

Bei der Irisblume bekommt man die schönsten Trauerwaaren;—auch ein Vergnügen.

* * *

Herr N. N. zeigt an, daß man seinem Sohne ja nichts borgen soll;—auch ein Vergnügen.

---

* Radical-Mittel gegen Gicht und Rheumatismus. Zu haben bei Wm. Radde, 300 Broadway, New-York.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

247

